Bernard Cornwell

Waterloo

Eine Schlacht verändert Europa



Waterloo

Eine Schlacht verändert Europa

Aus dem Englischen von

Karolina Fell und Leonard Thamm



Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
«Waterloo – The History of Four Days, Three Armies and Three Battles»
bei Harper Collins, UK.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, Mai 2015

Redaktion Tobias Schumacher-Hernandéz
Karten © Martin Brown
Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg
Umschlagabbildung Print Collector/Kontributor/Getty Images; cgtextures.com

ISBN Printausgabe 978-3-8052-5083-2 (1. Auflage 2015)

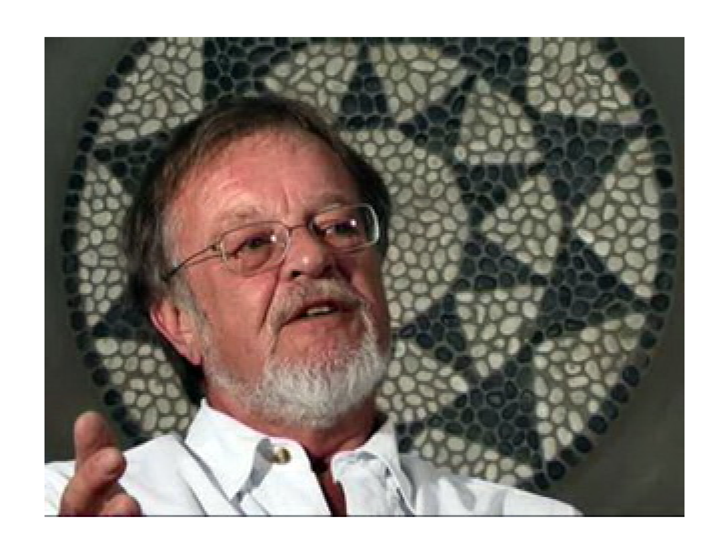
ISBN E-Book 978-3-644-22031-7
www.rowohlt.de

Die berühmteste Schlacht der Geschichte – Bernard Cornwell bringt sie uns näher denn je. Platz 1 der Sunday-Times-Bestsellerliste

«Ich glaube, Bernard Cornwell schreibt bessere Schlachtenszenen als irgendein anderer Autor, der je gelebt hat.» (George R. R. Martin)

Ein kleines Dorf in der Nähe von Brüssel im Sommer 1815. Hier tritt Napoleon seinen letzten Kampf an: gegen eine Allianz aus Briten, Preußen, Holländern. Die mächtigsten Kombattanten aber heißen Regen, Schlamm, Hunger. Die Gegner Napoleons behandeln einander mit Misstrauen. Dummheit und Hochmut führen auf beiden Seiten zu fatalen Entscheidungen, doch am Ende, nachdem der Leser vom Autor durch Meere von Blut und Dreck gezerrt wurde, liest er neben Geschichten von Versagen und Verrat auch solche von Genie und Heldentum. Und er weiß, wie furchtbar auch vor dem Zeitalter der industriellen Kriegsführung das Töten und Sterben auf dem Feld der Ehre war.

Bernard Cornwell kennt man als meisterhaften Erzähler, seine Bücher sind rund um den Globus Bestseller. Nun hat er unter Verwendung faszinierender historischer Quellen über Waterloo geschrieben: ein Sachbuch – so spannend wie seine Romane.



Bernard Cornwell, geboren 1944, machte nach dem Studium Karriere bei der BBC. Nach Übersiedlung in die USA entschloss er sich, einem langgehegten Wunsch nachzugehen, dem Schreiben. Im englischen Sprachraum gilt er als unangefochtener König des historischen Abenteuerromans. Bernard Cornwells Werke wurden in über 20 Sprachen übersetzt, die Gesamtauflage liegt bei mehr als 20 Millionen Exemplaren.



«Das Feld von Waterloo, vom Picton-Baum aus», von J.M.W. Turner, circa 1833. Das Gemälde überzeichnet die Abschüssigkeit der Talhänge ganz erheblich, doch es vermittelt, wie klein das Schlachtfeld war.

Vorwort



Warum noch ein weiteres Buch über Waterloo? Das ist eine gute Frage. Es herrscht wahrlich kein Mangel an Darstellungen der Schlacht, in der Tat ist es eine der am besten erforschten und beschriebenen Schlachten der Weltgeschichte. Am Abend jenes grauenvollen Tages im Juni 1815 wusste jeder Überlebende der Schlacht, dass er etwas Einzigartiges durchgestanden hatte, und die Folge davon waren Hunderte Biographien und Briefe, die diese Erfahrung beschrieben. Und doch hatte der Duke of Wellington sicher recht, als er sagte, man könne «ebenso wenig die Geschichte eines Balls», also eines Tanzvergnügens, schreiben wie die Geschichte einer Schlacht. Jeder Teilnehmer eines Balls behält eine andere Erinnerung an das Ereignis im Gedächtnis, manch glückliche, manch traurige; und wie könnte irgendjemand in diesem Wirbel von Musik und Ballkleidern und Flirts hoffen, einen zusammenhängenden Bericht davon geben zu können, was, wann und wem geschehen ist? Waterloo allerdings war das entscheidende Ereignis zu Beginn des

19. Jahrhunderts, und seither haben Männer und Frauen versucht, ebendiesen zusammenhängenden Bericht zu liefern.

Über Folgendes herrscht Einigkeit: Napoleon greift Wellingtons rechte Flanke an, um die Reserven des Duke auf diesen Bereich des Schlachtfeldes zu locken, und startet dann einen massiven Angriff auf die linke Flanke des Duke. Der Angriff scheitert. Akt zwei ist der große Kavallerieangriff auf die rechte Mitte des Duke, und Akt drei, als die Preußen von links ins Geschehen eingreifen, ist der verzweifelte letzte Sturm der unbesiegten Garde impériale. Erweitert werden kann die Schilderung mit den Nebenschauplätzen des Angriffs auf Hougoumont und des Falls von La Haie Sainte. Als Rahmenhandlung hat diese Darstellung einiges für sich, doch die Schlacht war wesentlich komplexer, als es diese einfache Geschichte nahelegt. Den Männern, die dabei waren, erschien sie nicht einfach oder erklärbar, und einer der Gründe, dieses Buch zu schreiben, war der Versuch, einen Eindruck davon zu vermitteln, wie es war, an diesem verworrenen Tag auf diesem Schlachtfeld zu sein.

Die Überlebenden dieses Durcheinanders wären sicher von der Einschätzung irritiert, Waterloo sei nicht so wichtig gewesen und Napoleon hätte – wenn er gewonnen hätte – immer noch übermächtige Gegner und die

endgültige Niederlage vor sich gehabt. Das stimmt wahrscheinlich, aber sicher ist es nicht. Wenn der Kaiser auf die Kuppe von Mont-Saint-Jean vorgestoßen wäre und Wellington in einen überstürzten Rückzug getrieben hätte, dann hätte er es immer noch mit den gewaltigen Armeen von Österreich und Russland zu tun gehabt, die auf Frankreich zumarschierten. Doch das geschah nicht. Napoleon wurde bei Waterloo gestoppt, und das verleiht der Schlacht ihre Bedeutung. Sie ist ein Wendepunkt der Geschichte, und zu sagen, die Geschichte hätte ohnehin an einem Wendepunkt gestanden, nimmt dem Moment, in dem die Wende geschah, nichts von seiner Tragweite. Manche Schlachten ändern nichts. Waterloo aber änderte fast alles.

Militärgeschichte kann verwirrend sein. Römische Zahlen (IV. Korps) treffen auf arabische Zahlen (3rd Division), und solche Bezeichnungen können Menschen ohne militärische Vorkenntnisse leicht durcheinanderbringen. Ich habe mich bemüht, zu viel Unübersichtlichkeit zu vermeiden, womöglich aber noch dazu beigetragen, indem ich die Worte «Bataillon» und «Regiment» synonym verwendet habe, obwohl sie schlicht nicht dasselbe bezeichnen. Das Regiment war eine Verwaltungseinheit in der britischen Armee. Einige Regimenter bestanden aus einem einzigen Bataillon, die meisten hatten zwei Bataillone, und ein paar hatten drei oder sogar noch mehr. Es kam äußerst selten

vor, dass zwei britische Bataillone desselben Regiments Seite an Seite in einem Feldzug kämpften, und bei Waterloo bildeten nur zwei Regimenter diese Ausnahme. Das 1st Regiment of Foot Guards hatte sein 2nd und 3rd Battalion in der Schlacht, und die 95th Rifles waren mit drei Bataillonen dabei. Sämtliche weiteren Bataillone waren die einzigen Vertreter ihrer Regimenter; wenn ich mich also auf das 52nd Regiment beziehe, meine ich das 1st Battalion dieses Regiments. Gelegentlich benutze ich der Deutlichkeit halber den Begriff Gardist, obwohl die Privates der British Guards im Jahr 1815 immer noch als «Private» bezeichnet wurden.

Alle drei Armeen bei Waterloo waren in Korps unterteilt, und sowohl die britisch-niederländische als auch die preußische Armee besaßen drei Korps. Die französische Armee bestand aus vier Korps, weil die Garde impériale, auch wenn sie nicht als Korps bezeichnet wurde, im Grunde eines war. Ein Korps konnte jede Größe von 10000 bis 30000 Mann oder mehr haben und war als unabhängige Kraft gedacht, die imstande sein sollte, Kavallerie, Infanterie und Artillerie aufzubieten. Ein Korps war wiederum in Divisionen unterteilt, so war das französische 1. Armeekorps in vier Infanteriedivisionen unterteilt, jede zwischen 4000 und 5000 Mann stark, sowie eine Kavalleriedivision mit etwas über 1000 Mann. Jede Division besaß zur Unterstützung ihre eigene Artillerie.

Eine Division konnte weiter in Brigaden aufgeteilt sein, so bestand die 2. Infanteriedivision des 1. Armeekorps aus zwei Brigaden, eine davon umfasste sieben Bataillone, die andere sechs. Bataillone wiederum waren in Kompanien unterteilt; ein französisches Bataillon hatte acht Kompanien, ein britisches hatte zehn. Der in diesem Buch am häufigsten verwendete Begriff ist Bataillon (manchmal Regiment genannt). Das größte britische Infanteriebataillon bei Waterloo bestand aus über 1000 Mann, im Durchschnitt aber gehörten zu einem Bataillon in allen drei Armeen etwa 500 Mann. Kurz gesagt war die Hierarchie wie folgt: Armee, Korps, Division, Brigade, Bataillon, Kompanie.

Manche Leser könnten sich an der Bezeichnung «englische Armee» stören, wenn offenkundig von der britischen Armee die Rede ist. Ich habe den Begriff «englische Armee» nur benutzt, wenn er in den Originalquellen aufgetaucht ist, weil ich *anglais* nicht mit *britisch* übersetzen wollte. Es gab keine «englische Armee», aber im frühen neunzehnten Jahrhundert war es eine gebräuchliche Bezeichnung.

Die Schlachten vom 16. und 18. Juni 1815 liefern den Stoff für eine überwältigende Erzählung. Die Geschichte schenkt den Autoren historischer Romane selten eine stimmige Handlung mit großartigen Charakteren, die

innerhalb eines abgesteckten Zeitrahmens agieren, deshalb sind wir gezwungen, die Geschichte zu manipulieren, damit unsere eigenen Romanhandlungen funktionieren. Doch als ich *Sharpes Waterloo* geschrieben habe, ist mein eigener Plot beinahe vollständig hinter der großartigen Geschichte der tatsächlichen Schlacht verschwunden. Denn es ist eine großartige Geschichte, nicht nur wegen der Kombattanten, sondern auch in ihrem Verlauf. Sie ist ein Cliffhanger. Ganz gleich, wie oft ich Berichte von diesem Tag lese, der Ausgang ist immer noch spannungsgeladen. Die ungeschlagene Garde impériale rückt auf den Hügelkamm vor, auf dem Wellingtons angeschlagene Einheiten kurz vor dem Zusammenbruch stehen. Weiter östlich schlagen die Preußen ihre Klauen in Napoleons rechte Flanke, doch wenn die Garde Wellingtons Männer ausschalten kann, hat Napoleon immer noch Zeit, gegen Blüchers anrückende Truppen umzuschwenken. Es ist beinahe der längste Tag des Jahres, noch zwei Stunden ist es hell und damit Zeit genug, um eine oder sogar zwei Armeen zu schlagen. Wir mögen wissen, wie es ausgeht, aber wie alle guten Geschichten verträgt auch diese eine Wiederholung.

Also kommt sie hier noch einmal, die Geschichte einer Schlacht.

Einleitung



Im Sommer 1814 war Seine Gnaden der Duke of Wellington auf dem Weg von London nach Paris, um sein Amt als britischer Botschafter bei der neuen Regierung von Louis XVIII anzutreten. Man hätte erwarten können, dass er die kurze Strecke von Dover nach Calais nehmen würde, doch stattdessen fuhr er auf einer Brigg der Königlichen Marine, der HMS *Griffon*, über die Nordsee nach Bergen op Zoom. Er besuchte das neu geschaffene Königreich der Niederlande, eine sperrige Erfindung, halb französisch und halb holländisch, halb katholisch und halb protestantisch, das nördlich von Frankreich lag. Britische Truppen waren in den neuen Staat entsandt worden, um seinen Bestand zu garantieren, und der Duke war gebeten worden, die Verteidigungsanlagen entlang der französischen Grenze zu inspizieren. Begleitet wurde er vom «Schlanken Billy», auch bekannt als «Junger Frosch», dem zweiundzwanzigjährigen Prinz Wilhelm, Kronprinz des neuen Königreiches, der, weil er während des Spanischen Unabhängigkeitskrieges auf der Iberischen Halbinsel im Stab des Duke gedient hatte,

glaubte, Talent als Militär zu besitzen. Der Duke bereiste zwei Wochen lang das Grenzland und empfahl die Instandsetzung der Festungsbauten einer Handvoll Städte, doch es ist kaum anzunehmen, dass er die Möglichkeit eines neuerlichen Krieges mit Frankreich allzu ernst nahm.

Napoleon war schließlich besiegt und ins Exil auf die Mittelmeerinsel Elba geschickt worden. Frankreich war wieder eine Monarchie. Die Kriegshandlungen waren beendet, und in Wien schmiedeten die Diplomaten den Vertrag, der die europäischen Grenzen neu festlegen würde, um zu gewährleisten, dass kein weiterer Krieg den Kontinent verwüstete.

Und Europa war verwüstet worden. Napoleons Abdankung hatte einundzwanzig Jahre währende Kriegshandlungen beendet, die in Folge der Französischen Revolution eingesetzt hatten. Die alten Regierungen Europas, die Monarchien, waren entsetzt von den Geschehnissen in Frankreich und bestürzt über die Hinrichtung Louis’ XVI und seiner Königin Marie Antoinette. Aus Furcht davor, dass sich die Ideen der Revolution in Europa verbreiten würden, waren sie in den Krieg gezogen.

Sie hatten einen schnellen Sieg über die zerlumpte Armee des revolutionären Frankreichs erwartet, doch stattdessen entflammten sie einen Weltkrieg, in dessen

Verlauf sowohl Washington als auch Moskau brannten. Sie hatten in Indien, Palästina, auf den Westindischen Inseln, in Ägypten und Südamerika gekämpft, doch Europa hatte am schwersten gelitten. Frankreich hatte den ersten Ansturm überstanden, und aus den Wirren der Revolution erhob sich ein Genie, ein Kriegsfürst, ein Kaiser. Napoleons Armeen hatten die Preußen geschlagen, die Österreicher und die Russen, sie waren vom Baltikum bis zur Südküste Spaniens gezogen, und die willensschwachen Brüder des Kaisers waren in halb Europa auf den Thron gesetzt worden. Millionen Menschen waren umgekommen, doch nach zwei Jahrzehnten war alles vorbei. Der Kriegsfürst war in Gefangenschaft.

Napoleon hatte Europa beherrscht, doch es gab einen Feind, dem er niemals begegnet war und den er niemals besiegt hatte, und das war der Duke of Wellington, dessen militärisches Ansehen nur noch von dem Napoleons übertroffen wurde. Wellington war als Arthur Wesley geboren worden, er war der vierte Sohn des Earl und der Countess of Mornington. Die Wesley-Sippe gehörte zur angloirischen Aristokratie, und Arthur verbrachte den größten Teil seiner Jugend in seinem Geburtsland Irland, den größten Teil seiner Erziehung allerdings erhielt er am Eton College, wo er sich nicht wohlfühlte. Seine Mutter Anne verzweifelte beinahe an ihm. «Ich weiß nicht, was ich mit meinem linkischen Sohn Arthur machen soll»,

beschwerte sie sich, doch die Lösung war, wie bei so vielen jüngeren Söhnen aus Adelsfamilien, für ein Offizierspatent bei der Armee zu sorgen. Und so begann eine außergewöhnliche Karriere, als der linkische Arthur sein Talent für das Kriegshandwerk entdeckte. Die Armee erkannte dieses Talent und belohnte es. Zuerst befehligte er einen Kampfverband in Indien, wo er eine ganze Reihe erstaunlicher Siege errang, dann wurde er nach Britannien zurückbeordert und mit dem Kommando über die kleine Expeditionsarmee betraut, die versuchen sollte, Frankreich an der Besetzung Portugals zu hindern. Diese kleine Armee wurde zu dem schlagkräftigen Kampfverband, der Portugal und Spanien befreite und in Südfrankreich einmarschierte. Eine Schlacht nach der anderen wurde gewonnen. Aus Arthur Wellesley (die Familie hatte den Nachnamen Wesley abgeändert) war der Duke of Wellington und zugleich einer der beiden anerkanntermaßen bedeutendsten Soldaten seines Zeitalters geworden. Alexander I., der russische Zar, nannte ihn «Le vainqueur du vainqueur du monde», den Bezwinger des Weltbezwingers, und der Weltbezwinger war selbstredend Napoleon. Und in einundzwanzig Jahren Krieg hatten der Duke und Napoleon nie gegeneinander gekämpft.

Der Duke wurde ständig mit Napoleon verglichen, doch als er im Jahr 1814 gefragt wurde, ob er es bedaure, dem

Kaiser niemals in der Schlacht gegenübergestanden zu haben, gab er zurück: «Nein, und ich bin sogar sehr froh darüber.» Er verachtete den Menschen Napoleon, bewunderte jedoch den Soldaten Napoleon, und er glaubte, die Anwesenheit des Kaisers auf dem Schlachtfeld sei 40000 Mann wert. Und der Duke of Wellington hatte, anders als Napoleon, noch niemals eine Schlacht verloren, aber gegen den Kaiser kämpfen zu müssen, konnte ihm sehr wohl diese außergewöhnliche Bilanz vermiesen.

Doch im Sommer 1814 konnte man es dem Duke nachsehen, dass er dachte, die Zeit des Kämpfens sei für ihn vorüber. Er wusste, wie gut er das Kriegshandwerk beherrschte, aber im Gegensatz zu Napoleon hatte er nie Vergnügen an der Schlacht gefunden. Der Krieg war für ihn eine bedauerliche Notwendigkeit. Wenn schon gekämpft werden musste, dann effizient und gut, aber das Ziel war der Friede. Er war inzwischen Diplomat, kein General mehr, aber alte Gewohnheiten wird man schwer los, und als er mit seinem Gefolge durch das Königreich der Niederlande reiste, sah der Duke viele Stellen, die, wie er notierte, «gute Standorte für eine Armee» wären. Einer dieser guten Standorte war ein Tal, das in den Augen der meisten Leute nicht mehr war als ein unauffälliger Streifen Ackerland. Wellington hatte immer ein scharfes Auge für Geländeformationen gehabt, konnte einschätzen, wie Hänge und Täler, Flüsse und Waldgebiete einen

Befehlshaber beim Truppenkommando unterstützen oder behindern würden, und etwas an diesem Tal südlich von Brüssel erregte seine Aufmerksamkeit.

Es war ein weites Tal mit mäßig ausgeprägten Hängen. Ein kleines Gasthaus namens La Belle Alliance, «das schöne Bündnis», stand auf dem Kamm des südlichen Hangs, der auf beinahe der gesamten Länge höher war als der Kamm auf der Nordseite, der sich bis etwa 30 Meter über die Talsohle hob, also rund hundert Fuß, wobei der Abhang jedoch nirgends steil anstieg. Die beiden Höhenlinien der Hänge verliefen nicht ganz parallel. An manchen Stellen rückten sie recht dicht aneinander, doch wo die Straße nordwärts von Kamm zu Kamm führte, betrug die Entfernung zwischen den beiden Höhenlinien 1000 Meter. Es waren 1000 Meter gutes Ackerland, und als der Duke das Tal im Sommer 1814 sah, hatte er wohl hochgewachsene Roggenfelder beidseits der Straße vor sich, die intensiv von den Fuhrwerken genutzt wurde, die Kohle aus den Minen um Charleroi zu den Kaminen von Brüssel transportierten.

Der Duke sah noch viel mehr als das. Die Straße war eine der Hauptverbindungen von Frankreich nach Brüssel, wenn also ein Krieg ausbrechen sollte, wäre dies eine mögliche Invasionsroute. Eine französische Armee, die auf der Straße nordwärts zog, würde bei dem Gasthaus über

den südlichen Hang kommen und das weite Tal vor sich haben. Und die Männer würden den Höhenzug des nördlichen Talhanges sehen. Höhenzug ist allerdings wirklich ein zu starkes Wort; sie würden die gerade Straße sehen, die zum Talgrund hin sanft abfiel, um dann, ebenso sanft, durch langgestreckte, wogende Getreidefelder auf der anderen Seite, wieder anzusteigen. Man denke sich diesen nördlichen Höhenkamm als Befestigungswall und statte diesen Wall nun mit drei Bastionen aus. Im Osten lag ein Dorf mit Steinhäusern, die eng um eine Kirche gruppiert waren. Wenn diese Gebäude und die außerhalb des Dorfes liegenden Gehöfte von Truppen besetzt würden, wäre es eine teuflisch schwierige Aufgabe, diese Truppen zu vertreiben. Hinter den Steinhäusern wurde die Landschaft rauer, die Hügel steiler und die Täler tiefer, kein Platz für Truppenmanöver, also stand das Dorf wie eine Festung am östlichen Ende des Höhenzugs. In der Mitte, und auf der halben Strecke Richtung Talsohle, lag am nördlichen Hang ein Gutshof namens La Haie Sainte. Es war ein massiver, gemauerter Komplex, und das Wohngebäude, die Scheunen und der Hof waren von einer hohen Steinmauer umgeben. La Haie Sainte stand einem direkten Angriff über die Straße im Weg, während sich im Westen ein großes Haus mit einem Garten befand, den eine Mauer einfriedete – das Château Hougoumont. Der nördliche Höhenzug des Tales ist also ein Hindernis mit

drei Bastionen als Vorposten: dem Dorf, dem Gutshof und dem Château. Angenommen, eine Armee käme aus Frankreich, und angenommen, diese Armee wollte Brüssel einnehmen, dann würden dieser Höhenzug und diese Bastionen ihr Vorrücken behindern. Der Gegner müsste entweder die Bastionen einnehmen oder sie links liegen lassen, doch wenn er sie unbeachtet ließe, müssten sich seine Einheiten zwischen ihnen hindurchzwängen, während sie den nördlichen Abhang angriffen, und wären gefährlichem Kreuzfeuer ausgesetzt.

Die Eindringlinge würden den Höhenzug und seine Bastionen sehen, doch ebenso wichtig war, was sie nicht sehen konnten. Sie konnten nicht sehen, was jenseits des nördlichen Höhenkamms lag. Sie mochten wohl Baumkronen hinter dem Kamm erspähen, aber das Terrain im Norden war nicht einzusehen, und wenn diese französische Armee beschloss, Truppen auf diesem Nordhang anzugreifen, konnte sie nicht wissen, was auf der dahinter abfallenden Hangseite vor sich ging. Bewegten die Verteidiger weitere Einsatztruppen von einer Flanke auf die andere? Wurde dort zum Angriff gesammelt? Lauerte außer Sichtweite Kavallerie? Der Höhenzug, auch wenn er niedrig war und seine Hänge sanft, war trügerisch. Er bot dem Verteidiger enorme Vorteile. Natürlich würde sich der Gegner möglicherweise weniger entgegenkommend verhalten, als einen einfachen

Frontalangriff durchzuführen. Er würde möglicherweise versuchen, den Höhenzug auf der Westflanke zu umgehen, wo das Gelände flacher war, aber der Duke merkte sich die Stelle trotzdem. Warum? Soweit er wusste, und in der Tat, soweit ganz Europa wusste, waren die Kriegshandlungen beendet. Napoleon war in die Verbannung geschickt, die Diplomaten schrieben in Wien an der neuen Friedensordnung, und dennoch legte der Duke Wert darauf, diese Stelle im Gedächtnis zu behalten, die einer einmarschierenden Armee auf dem Weg von Frankreich nach Brüssel das Leben schrecklich schwer machen würde. Es war nicht die einzige Route, die eine Invasionsarmee nehmen konnte, und nicht die einzige Verteidigungsstellung, die sich der Duke auf seiner zweiwöchigen Erkundungsmission notierte, aber der Höhenzug und seine Bastionen kreuzten eine der möglichen Invasionsrouten, denen eine französische Armee folgen konnte.

Der Duke ritt weiter, vorbei an La Haie Sainte, und kam zu einer Kreuzung auf dem Kamm des Höhenzugs und kurz darauf zu einem kleinen Dorf. Hätte sich der Duke nach dem Namen dieses Ortes erkundigt, hätte man ihm Mont-Saint-Jean gesagt, was gelinde gesagt amüsant war, denn dieser Sankt-Johanns-Berg war nichts weiter als eine leichte Erhebung in den weiten Feldern mit Roggen, Weizen und Gerste. Nördlich des Dörfchens wurde die

Straße von einem großen Wald, dem Forêt de Soignes, verschluckt, und ein paar Kilometer die Straße hinauf lag eine kleine Stadt, ein weiterer unscheinbarer Ort, auch wenn es dort eine schöne Kuppelkirche und zahlreiche Wirtshäuser für durstige und müde Reisende gab. Im Jahr 1814 lebten in dieser Stadt weniger als zweitausend Menschen, allerdings hatte sie über zwanzig junge Männer an den langen Krieg verloren, und alle hatten für Frankreich gekämpft, denn die Stadt gehörte zur französischsprachigen Region der Provinz Belgien.

Wir wissen nicht, ob der Duke im Sommer 1814 in diesem Städtchen anhielt. Wir wissen, dass ihm Mont-Saint-Jean aufgefallen war, aber das nahegelegene Provinzstädtchen mit seiner schönen Kirche und den dicht gesäten Wirtshäusern? Behielt er diesen Ort im Gedächtnis?

Bald schon würde er ihn nie mehr vergessen.

Er hieß Waterloo.



Birmingham
GROSS-
BRITANNIEN
Bristol
London
Nordsee
Amsterdam
KGR. DER VEREINIGTEN NIEDERLANDE
KGR. HANNOVER
KGR. PREUSSEN
Ostende
Antwerpen
Gent
Brüssel
Waterloo
Köln
Armelkanal
Rouen
Frankfurt
Paris
Rheims
Fontainebleau
Metz
Sens
Orléans
Tours
Auxerre
Strasbourg
Stuttgart
GHZM. BADEN
KGR.
FRANKREICH
Belfort
Dijon
Autun
Châlon
Zürich
Limoges
Bern
SCHWEIZ
Genf
Lyon
KGR. SARDINIEN
KSR. ÖSTERREICH
Grenoble
Mailand
Turin
Gap
Toulouse
Volonne
Genua
Castellane
Nice
Marseille
Cannes
Golfe Juan
Toulon
Livorno
GHZM. TOSKANA
KGR.
SPANIEN
Elba
Barcelona
Portoferraio
Mittelmeer
Korsika
Europa
Anfang 1815
Napoleons Marschroute von Elba, 26. Feb.–20. März
200 Kilometer
200 Meilen
KGR. Sardinien
N



Meine Insel ist keineswegs zu groß!», erklärte Napoleon, als er sich als Herrscher über Elba wiederfand, der winzigen Insel zwischen Korsika und Italien. Er war der Kaiser Frankreichs gewesen und Herrscher über vierundvierzig Millionen Menschen, nun aber, im Jahr 1814, regierte er nur noch über 223 Quadratkilometer und 11000 Untertanen. Dennoch war er entschlossen, ein guter Regent zu sein, und kaum angekommen, erließ er auch schon eine Reihe von Dekreten, um Bergbau und Landwirtschaft auf der Insel zu reformieren. Kaum etwas entging seiner Aufmerksamkeit: «Setzt den Verwalter», schrieb er, «von meiner Unzufriedenheit mit dem schmutzigen Zustand der Straßen in Kenntnis.»

Seine Planungen reichten weit über Straßenreinigung hinaus. Er wollte ein neues Hospital bauen, neue Schulen

und neue Straßen, doch nie reichte das Geld. Das Frankreich der Restauration hatte zugesagt, Napoleon eine Subvention von jährlich zwei Millionen Francs zu zahlen, aber bald stellte sich heraus, dass dieses Geld niemals bezahlt werden würde, und ohne Geld konnte es keine neuen Hospitäler, Schulen oder Straßen geben. Verärgert über diesen Misserfolg zog sich der Kaiser in Unmut zurück, verbrachte seine Tage beim Kartenspiel mit seinen Bewachern und war sich ständig der britischen und französischen Kriegsschiffe bewusst, die Elbas Küsten sicherten, um dafür zu sorgen, dass er sein Liliput-Königreich nicht verließ.

Der Kaiser langweilte sich. Er vermisste seine Frau und seinen Sohn. Er vermisste auch Joséphine und war untröstlich, als die Nachricht von ihrem Tod Elba erreichte. Die arme Joséphine mit ihren schlechten Zähnen, ihrer trägen Art und ihrem grazilen Körper, eine Frau, die von jedem Mann angebetet wurde, der ihre Bekanntschaft machte, die Napoleon untreu war und der doch immer verziehen wurde. Er liebte sie, auch wenn er sich aus dynastischen Gründen von ihr hatte scheiden lassen. «Ich habe keinen Tag verbracht, an dem ich dich nicht geliebt habe», schrieb er ihr nach ihrem Tod, als würde sie noch leben, «ich habe keine Nacht verbracht, ohne dich in meine Arme zu schließen … keine Frau wurde jemals mit solcher Hingabe geliebt!»

Er langweilte sich, und er war wütend. Er war wütend auf Louis XVIII, der die vereinbarte Subvention nicht zahlte, und voller Zorn auf Talleyrand, einst sein eigener Außenminister, der nun beim Wiener Kongress für die französische Monarchie verhandelte. Talleyrand, gerissen, klug und doppelzüngig, warnte die anderen europäischen Gesandten, dass Napoleon niemals auf einer kleinen Mittelmeerinsel so nahe bei Frankreich festgehalten werden könne. Er wollte, dass der Kaiser weit weg an einen abgelegenen Ort wie die Azoren geschickt wurde, oder besser noch auf eine der Westindischen Inseln, wo das Gelbfieber grassierte, oder vielleicht auf ein Fleckchen in einem fernen Ozean, wie die Insel Sankt Helena.

Talleyrand hatte recht, während der britische Beauftragte, der nach Elba entsandt wurde, um ein wachsames Auge auf den Kaiser zu haben, unrecht hatte. Sir Neil Campbell glaubte, Napoleon habe sich in sein Schicksal ergeben, und schrieb dies an Lord Castlereagh, den britischen Außenminister. «Ich fange an zu denken», berichtete er, «dass er sich mit seinem Rückzug abgefunden hat.»

Doch der Kaiser hatte sich ganz und gar nicht damit abgefunden. Er verfolgte die Geschehnisse in Frankreich und nahm die Unzufriedenheit mit der restaurierten Monarchie zur Kenntnis. Große Teile der Bevölkerung

waren erwerbslos, der Brotpreis war hoch, und diejenigen, die mit Erleichterung auf die Abdankung des Kaisers reagiert hatten, begannen nun, seiner Regierung nachzutrauern. Also fing er an, Pläne zu schmieden. Man hatte ihm eine kümmerliche Marine zugestanden, nicht annähernd groß genug, um die französischen und britischen Schiffe zu bedrohen, die ihn bewachten, und Mitte Februar 1815 befahl er, die *Inconstant*, die größte seiner Briggs, in den Hafen zu bringen, um, wie er anordnete, «ihren Kupferkiel zu überholen, die Lecks abzudichten und … sie wie die englischen Briggs anstreichen zu lassen. Ich will sie am 24. oder 25. dieses Monats fertig in der Bucht liegen haben.» Er befahl außerdem, zwei weitere große Schiffe zu chartern. Man hatte ihm erlaubt, tausend Soldaten nach Elba mitzunehmen, einschließlich vierhundert Veteranen aus seiner alten Garde impériale, der Kaiserlichen Garde, und ein Bataillon polnischer Ulanen, und mit diesen Einheiten würde er den Einmarsch in Frankreich wagen.

Und Sir Neil Campbell ahnte nichts. Sir Neil war ein achtbarer Mann, 1815 neununddreißig Jahre alt, und er hatte Karriere beim Militär gemacht, die beinahe 1814 geendet hätte, als er zum Militärattaché bei der russischen Armee ernannt wurde, die gerade in Frankreich einmarschierte. Er hatte Schlachten in Spanien überlebt,

bei Fère-Champenoise allerdings hielt ihn ein übereifriger Kosake für einen Franzosen und verwundete ihn schwer.

Er überlebte und wurde zum britischen Beauftragten bei Seiner Hoheit Kaiser Napoleon, dem Regenten Elbas, ernannt. Lord Castlereagh betonte, Sir Neil sei nicht der Wärter des Kaisers, doch selbstverständlich gehörte es zu seinen Aufgaben, Napoleons Aktivitäten zu überwachen. Aber Sir Neil hatte sich einlullen lassen, und im Februar 1815, während die *Inconstant* als britisches Schiff getarnt wurde, erklärte er dem Kaiser, er müsse nach Italien segeln, um seinen Arzt zu konsultieren. Das mochte gestimmt haben, allerdings stimmte auch, dass Signora Bartoli, die Geliebte Sir Neils, in Livorno wohnte, und dorthin segelte er.

Der Kaiser wünschte Sir Neil alles Gute und gab seiner Hoffnung Ausdruck, dass er bis Monatsende zurückgekehrt wäre, weil die Principessa Borghese einen Ball plane, und Sir Neil versprach sein Bestes zu tun, um daran teilnehmen zu können. Die Principessa Borghese war Napoleons verführerische Schwester, die entzückende Pauline, die sich ihrem Bruder im Exil angeschlossen hatte. Geldknappheit hatte sie zum Verkauf ihres verschwenderisch ausgestatteten Hauses in Paris gezwungen, und gekauft worden war es von der britischen Regierung, die es als Botschaftsgebäude nutzte. Das

bedeutete, dass es fünf Monate lang zum Sitz des Duke of Wellington wurde, der zum britischen Botschafter am Hofe Louis' XVIII ernannt worden war. Das Haus in der rue du Faubourg Saint-Honoré ist ein Juwel und beherbergt die britische Botschaft bis heute.

Sir Neil segelte auf einer Brigg der Royal Navy nach Livorno, der *Partridge*, die normalerweise den Haupthafen von Elba blockierte. Mit dem Auslaufen der *Partridge* konnte der Kaiser sein Vorhaben umsetzen, und am 26. Februar segelte seine kleine Flotte mit nur 1026 Soldaten, 40 Pferden und 2 Kanonen nach Frankreich. Die Überfahrt dauerte zwei Tage, und am 28. Februar landete der Kaiser wieder in Frankreich. Er führte eine kümmerliche Streitmacht an, aber Napoleon war absolut zuversichtlich. «Ich werde in Paris ankommen», erklärte er seinen Soldaten, «ohne einen einzigen Schuss abzugeben!»

Mit einem Paukenschlag war der Friede beendet.

Im Winter 1814 auf 1815 trugen viele Frauen in Paris veilchenblaue Kleider. Das war nicht nur Mode, sondern mehr noch ein Code dafür, dass im Frühling das Veilchen zurückkehren würde. Das Veilchen war Napoleon. Seine geliebte Joséphine hatte bei ihrer Hochzeit Veilchen getragen, und er hatte ihr zu jedem Geburtstag einen

Strauß geschickt. Vor seinem Exil auf Elba hatte er gesagt, er würde bescheiden wie das Veilchen sein. Jeder in Paris wusste, was Veilchenblau symbolisierte, und auch wenn die Franzosen anfänglich erleichtert über die Entthronung des Kaisers und das Ende der langen, verheerenden Kriege waren, fanden sie an seinem Nachfolger bald vieles auszusetzen. Die restaurierte Monarchie unter dem schwer übergewichtigen Louis XVIII erwies sich als räuberisch und unbeliebt.

Dann kehrte das Veilchen zurück. Alle erwarteten, dass die königliche Armee die lächerlich kleine Kampfeinheit Napoleons umgehend schlagen würde, doch stattdessen desertierten die Soldaten des Königs in hellen Scharen zu dem zurückgekehrten Kaiser, und innerhalb von Tagen druckten die französischen Zeitungen eine humorige Beschreibung seiner triumphalen Unternehmung. Es gibt unterschiedliche Versionen des Textes, diese hier aber war sehr verbreitet:

Der Tiger hat seine Höhle verlassen.
Das Ungeheuer war drei Tage auf See.
Der Schuft ist bei Fréjus gelandet.
Der Bussard hat Antibes erreicht.
Der Eindringling ist in Grenoble angekommen.
Der Tyrann hat Lyon betreten.

Der Usurpator ist fünfzig Kilometer vor Paris gesehen worden.
Morgen steht Napoleon vor unseren Toren!
Der Kaiser wird heute zu den Tuilerien vorrücken.
Seine Kaiserliche Majestät wird morgen zu seinen treuen Untertanen sprechen.

Seine Kaiserliche Majestät, Napoleon Bonaparte, war fünfundvierzig Jahre alt, als er den Palais des Tuileries betrat, wo eine begeisterte Menge seine Ankunft erwartete. Sie hatte sich schon Stunden zuvor versammelt. Der König, der fette Louis XVIII, war aus Paris nach Gent im Königreich der Niederlande geflohen, und auf den Teppich in seinem verlassenen Thronsaal waren Kronen gesteppt. Jemand aus der wartenden Menge versetzte einer der Kronen einen verächtlichen Tritt, sie löste sich, und so wurde offenbar, dass der königliche Besatz eine eingewebte Biene verdeckt hatte. Die Honigbiene war eines von Napoleons Symbolen, und die enthusiastische Menge ging auf die Knie, um die Kronen abzureißen und so den Teppich in seinem alten imperialen Glanz erstrahlen zu lassen.

Es wurde Abend, bis Napoleon in dem Palais eintraf. Die Wartenden hörten die Jubelgeräusche näher kommen, dann folgte Hufgeklapper im Vorhof, und schließlich war der Kaiser da, wurde auf Schultern die Treppe zum

Audienzsaal hinaufgetragen. Ein Augenzeuge sagte: «Seine Augen waren geschlossen, seine Hände tasteten nach vorn, wie die eines Blinden, sein Glücksgefühl zeigte sich nur in seinem Lächeln.»

Was für einen Weg hatte er hinter sich! Nicht nur von Elba aus, sondern schon seit seiner wenig verheißungsvollen Geburt im Jahr 1769 (in dem auch der Duke of Wellington geboren wurde). Er wurde auf den Namen Nabulion Buonaparte getauft, was seine korsische Herkunft verrät. Seine Familie, die eine adlige Abstammung für sich geltend machte, war verarmt, und der junge Nabulion liebäugelte mit den Korsen, die sich verschworen, um die Unabhängigkeit von Frankreich zu erreichen, und dachte sogar daran, in die Royal Navy Großbritanniens einzutreten, dem stärksten Gegner Frankreichs. Doch stattdessen wanderte er nach Frankreich aus, französisierte seinen Namen und trat in die Armee ein. Im Jahr 1792 war er Leutnant, ein Jahr später, mit vierundzwanzig Jahren, Brigadegeneral.

Es gibt ein bekanntes Gemälde des jungen Napoleon, wie er den Großen Sankt Bernhard auf seinem Italienfeldzug überquert, der ihn schlagartig berühmt machte. Der Maler Louis David zeigt ihn auf einem sich aufbäumenden Pferd sitzend, und alles auf dem Gemälde ist in Bewegung; das Pferd bäumt sich auf, das Maul und die Augen weit

aufgerissen, die Mähne windgepeitscht, am Himmel ziehen Sturmwolken auf, und der Umhang des Generals ist ein verschwenderischer Wirbel böig aufgeblähter Farbe. Doch im Zentrum dieses wildbewegten Bildes ist das ruhige Gesicht Napoleons. Er blickt verdrießlich und ernst, doch vor allem wirkt er ruhig. Das war es, was er von dem Maler verlangt hatte, und David lieferte das Bildnis eines Mannes, der sich mitten im Chaos vollkommen zu Hause fühlt.

Der Mann, der die Treppen im Palais des Tuileries hinaufgetragen wurde, hatte sich im Gegensatz zu dem jungen Helden mit dem blendenden Aussehen eines Rockstars stark verändert. Im Jahr 1815 gab es den gutaussehenden, schlanken jungen Mann nicht mehr, er war von einer dickbäuchigen, kurzhaarigen Gestalt mit schlaffem Kinn und sehr kleinen Händen und Füßen ersetzt worden. Er war nicht groß, knapp einen Meter siebzig, aber er war immer noch faszinierend. Dies war der Mann, der sich erhoben hatte, um über ganz Europa zu herrschen, ein Mann, der ein Reich erobert und wieder verloren hatte, der die Grenzen neu gezogen hatte, die Verfassung umgearbeitet und die Gesetze Frankreichs umgeschrieben hatte. Er war hochintelligent, geistreich, schnell gelangweilt, aber selten rachsüchtig. Die Welt würde bis ins zwanzigste Jahrhundert keinen seinesgleichen sehen, doch anders als Mao oder Hitler

oder Stalin war Napoleon kein mörderischer Tyrann, obwohl er wie sie die Weltgeschichte veränderte.

Er war ein überragender Verwalter, doch er wollte nicht als Verwalter in Erinnerung bleiben. Vor allem war er ein Kriegsherr. Sein Vorbild war Alexander der Große. Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, im amerikanischen Sezessionskrieg, überwachte Robert E. Lee, der große General der Konföderierten, seine Truppen bei der Ausführung eines brillanten, siegreichen Manövers und sagte den denkwürdigen Satz: «Es ist gut, dass der Krieg so schrecklich ist, sonst würden wir anfangen, ihn zu mögen.» Napoleon hatte begonnen, ihn zu sehr zu mögen, er liebte den Krieg. Vielleicht war er seine größte Liebe, denn er verband die Erregung höchster Gefahr mit dem Freudenrausch des Sieges. Er hatte den präzisen Verstand eines großen Strategen, doch auch wenn der Marsch absolviert und der Gegner auf dem Flügel umgangen war, verlangte er weitere enorme Opfer von seinen Männern. Nach Austerlitz, als einer seiner Generäle die toten Franzosen beklagte, die auf dem gefrorenen Schlachtfeld lagen, gab der Kaiser scharf zurück, dass «die Frauen von Paris diese Männer in einer Nacht ersetzen können». Als Metternich, der kluge österreichische Außenminister, Napoleon 1813 ehrenhafte Bedingungen für einen Frieden anbot und den Kaiser auf die menschlichen Opfer hinwies, die eine Ablehnung zur Folge haben würde, erhielt er die

verächtliche Antwort, Napoleon würde mit Freuden eine Million Mann opfern, um seine Ziele zu erreichen. Napoleon war das Leben seiner Soldaten gleichgültig, und dennoch verehrten ihn seine Männer, weil er gut mit Menschen umgehen konnte. Er wusste, wie er zu ihnen sprechen musste, konnte mit ihnen scherzen und wusste, wie man sie anfeuerte. Aber auch, wenn ihn seine Soldaten anbeteten, wurde er von seinen Generälen gefürchtet. Maréchal Augereau, ein unflätiger Zuchtmeister, sagte: «Dieser kleine Bastard von einem General jagt mir wirklich Angst ein!», und Général Vandamme, ein harter Mann, sagte, er habe «wie ein Kind gezittert», wenn er Napoleon gegenübertrat. Doch Napoleon führte sie alle zum Ruhm. Das war seine Droge, *la Gloire*! Und im Streben danach brach er einen Friedensvertrag nach dem anderen, und seine Truppen marschierten unter ihren Adlerstandarten von Madrid bis nach Moskau, von der Ostsee bis zum Roten Meer. Er überraschte Europa mit Siegen wie Austerlitz und Friedland, aber er führte seine *Grande Armée* auch im russischen Schnee in die Katastrophe. Selbst seine Niederlagen hatten gewaltige Dimensionen.

Nun musste er erneut marschieren, und er wusste es. Er schickte Unterhändler zu den anderen europäischen Mächten, sagte, er sei aufgrund des Volkswillens nach Frankreich zurückgekehrt, er wolle niemanden angreifen, und wenn sie seine Rückkehr akzeptierten, würde er in

Frieden leben, doch er musste gewusst haben, dass diese Annährungsversuche abgelehnt würden.

Also würden die Adler wieder fliegen.

Der Duke of Wellington schwebte in Lebensgefahr. Ihn als Botschafter in Frankreich einzusetzen, war möglicherweise nicht der taktvollste Zug der britischen Regierung gewesen, und in Paris kochte die Gerüchteküche über ein bevorstehendes Attentat. Die Regierung in London wollte, dass der Duke Paris verließ, doch er weigerte sich, weil ihn ein solches Verhalten feige erscheinen lassen würde. Dann kam die perfekte Entschuldigung. Lord Castlereagh, der britische Außenminister und Chefunterhändler beim Wiener Kongress, wurde dringend in London gebraucht, und der Duke wurde auserkoren, ihn zu ersetzen. Niemand konnte das als feige Flucht vor der Gefahr hinstellen, denn es war offenkundig eine Beförderung, und so schloss sich der Duke den Diplomaten an, die mühsam versuchten, die Landkarte Europas neu zu zeichnen.

Und während sie debattierten, entkam Napoleon.

Fürst Metternich, der kühle, kluge, attraktive österreichische Außenminister, war vielleicht der einflussreichste Diplomat in Wien. Er war in der Nacht des 6. März sehr spät zu Bett gegangen, weil eine Zusammenkunft der wichtigsten Bevollmächtigten bis drei

Uhr morgens gedauert hatte. Er war müde, und so wies er seinen Kammerdiener an, dafür zu sorgen, dass er nicht gestört wurde, aber der Mann weckte den Fürsten trotzdem um sechs Uhr morgens, weil ein Kurier eine Expressdepesche mit der Aufschrift «DRINGEND» gebracht hatte. Der Umschlag trug den Absender «Vom kaiserlich und königlichen Konsulat in Genua», und der Fürst, möglicherweise in der Annahme, dass von solch einem unbedeutenden Konsulat nichts Entscheidendes übermittelt werden würde, legte die Depesche auf seinen Nachttisch und versuchte weiterzuschlafen. Schließlich, um halb acht Uhr morgens, erbrach er das Siegel und las die Depesche. Sie war sehr kurz:

Der englische Kommissär Campbell seie so eben in dem Hafen erschienen um sich zu erkundigen, ob Napoleon zu Genua nicht habe erblicken lassen, denn von Elba seie er verschwunden, worauf in Folge der verneinenden Antwort die englische Fregatte ungesäumt wieder in die See gestochen seie.

Es mag seltsam erscheinen, dass Sir Neil Campbell nach Italien segelte, um den verschwundenen Napoleon ausfindig zu machen, statt den umherziehenden Kaiser in Frankreich zu suchen, aber es gab die weitverbreitete

Annahme, Napoleon würde bei einer Landung in Frankreich im Handumdrehen von den königlichen Truppen festgesetzt. «Niemand wollte etwas von Frankreich hören», erinnerte sich der Duke of Wellington, «alle waren davon überzeugt, dass ihn das Volk abschlachten würde, wenn er dort auftauchte. Ich habe Talleyrands Worte noch im Ohr: ‹*Pour la France? Non!*›» Eine Landung in Italien schien viel wahrscheinlicher, zumal Napoleons Schwager Joachim Murat König von Neapel war. Murat, der seinen Thron der Großzügigkeit Napoleons verdankte, hatte seinen Frieden mit den Österreichern gemacht, dann aber erkannt, dass ihn der Wiener Kongress mit ziemlicher Sicherheit sein winziges Königreich kosten würde. Sobald er von Napoleons Flucht hörte, wechselte er erneut die Seiten und griff die Österreicher an, ein Unterfangen, das vollständig scheiterte und ihn schließlich vor ein Exekutionskommando führte.

Napoleon war natürlich nach Frankreich gegangen, aber die Diplomaten in Wien wussten tagelang nicht, wo er war, nur, dass er sich irgendwo frei bewegte. Der Kongress, bei dem gezaudert und getändelt, getanzt und debattiert worden war, zeigte plötzlich Entschlusskraft. In weniger als einer Stunde, erinnerte sich Metternich, war der Krieg beschlossen. Das ging so schnell, weil nahezu jeder, auf den es ankam, die Entscheider, in Wien anwesend war. Der König von Preußen, der Kaiser von Österreich, der Zar von

Russland, alle waren dort, und Napoleons Rückkehr ließ sie schlagartig aktiv werden. Sie erklärten nicht Frankreich den Krieg, denn soweit es die Mächte in Wien anging, war Frankreich immer noch eine Monarchie, in der Louis XVIII regierte; stattdessen erklärten sie einem einzigen Mann den Krieg: Napoleon.

Vier Länder, Russland, Preußen, Österreich und Großbritannien, waren bereit, jeweils eine Armee von 150000 Mann aufzubringen. Diese Armeen würden sich in Frankreich zusammenschließen. Großbritannien war außerstande, eine Armee dieser Größe aufzustellen, also zahlte es stattdessen Zuschüsse an die anderen drei. Derweil ritten Kuriere kreuz und quer durch Europa, und einer von ihnen brachte dem Duke of Wellington einen Brief von Lord Castlereagh. «Euer Gnaden können beurteilen, wo Eure persönliche Anwesenheit dem Dienst am Staate mutmaßlich am dienlichsten ist … ob Ihr entweder in Wien verbleibt oder Ihr Euch an die Spitze der Armee in Flandern setzt.»

Der russische Zar, Alexander I., hatte keinen Zweifel, wie sich der Duke entscheiden würde. «Es ist an Ihnen», erklärte er dem Duke, «wieder einmal die Welt zu retten.»

Der Duke fühlte sich zweifellos geschmeichelt, hegte jedoch wohl eher Misstrauen gegen so hochfliegende Ansichten. Allerdings hatte er keinerlei Schwierigkeiten zu

entscheiden, wo seine Anwesenheit dem Dienst am Staate mutmaßlich am dienlichsten wäre. Er antwortete der Regierung in London: «Ich gehe in die Niederlande, um das Kommando über die Armee zu übernehmen.» Er verließ Wien Ende März und war am 6. April in Brüssel.

Die Geschichte liefert selten eine so beeindruckende Auseinandersetzung. Die beiden größten Soldaten der Epoche, zwei Männer, die nie gegeneinander gekämpft hatten, sammelten nun nur 260 Kilometer voneinander entfernt ihre Truppen. Der Weltbezwinger war in Paris, während der Bezwinger des Weltbezwingers in Brüssel war.

Wusste Napoleon, dass Wellington sein Bezwinger genannt worden war? Diplomaten sind selten diskret in solchen Dingen, und es ist mehr als denkbar, sogar wahrscheinlich, dass dem Kaiser diese höhnische Bemerkung hinterbracht wurde. Sie musste ihn verärgern. Er hatte etwas zu beweisen.

Und so sammelten sich die Armeen.

In Frankreich herrschte nach Napoleons Rückkehr Verwirrung. Wer regierte? Wer sollte regieren? Ein paar Tage lang konnte niemand mit Sicherheit sagen, was vor sich ging. Colonel Girod de l’Ain war ein typisches Beispiel für viele Offiziere, die unter Napoleon gekämpft hatten. Mit

der Wiederherstellung der Monarchie war er gezwungen, sich mit dem halben Sold zufriedenzugeben, und obwohl er frisch verheiratet war, wollte er sich so bald wie möglich wieder dem Kaiser anschließen. Er wohnte in den französischen Alpen, beschloss aber, nach Paris zu gehen:

Das ganze Land war in Aufruhr. Ich reiste in Uniform, aber ich beschaffte mir vorsichtshalber zwei Kokarden, eine weiße und die andere eine Trikolore, und je nachdem, welche Flagge ich an den Glockentürmen der Städte und Dörfer wehen sah, durch die wir kamen, steckte ich mir schnell die passende Kokarde an den Hut.

Als Colonel de l’Ain in Paris eintraf, stellte er fest, dass sich sein alter Regimentskommandant schon für Napoleon erklärt hatte, ebenso wie die meisten Mitglieder der königlichen Armee, trotz des Treueschwurs, den sie Louis XVIII geleistet hatten. Ihre Offiziere mochten dem Schwur vor dem König treu bleiben, aber die einfachen Soldaten hatten andere Vorstellungen. Comte Alfred Armand de Saint-Chamans befehligte das 7e Régiment de Chasseurs, und sobald er von Napoleons Rückkehr hörte, wies er sein Regiment an, sich zum Kampf bereitzumachen, «denn ich glaubte, dass wir gegen den Ex-Kaiser kämpfen

würden». Sein Bataillon jedoch hatte etwas ganz anderes im Sinn:

Jemand erzählte mir, dass sich mehrere Offiziere im Café versammelt hatten und entschlossen waren, sich mit ihren Soldaten der Leichten Infanterie der Garde anzuschließen, um den Kaiser zu unterstützen, während andere Trikoloren nähen ließen, die sie den Männern geben wollten, um eine Meuterei zu provozieren … Ich begann die wahre Lage zu erkennen und meine elende Position zu begreifen. Was konnte ich tun? Jede Hoffnung, die ich gehegt hatte, dem König ein gutes, treues Regiment zur Unterstützung des Throns zur Verfügung stellen zu können, wurde in dieser Schicksalsstunde zunichte gemacht.

Die Treue der französischen Armee zu Louis XVIII schmolz rapide dahin, sodass Napoleon bald 200000 Mann zur Verfügung hatte. Tausende von Veteranen wie Colonel de l’Ain meldeten sich überdies freiwillig, doch Napoleon wusste, dass er eine noch größere Armee brauchte, um sich gegen den Angriff zu verteidigen, der ganz sicher kommen würde. Eine der wenigen Maßnahmen Louis’ XVIII, die bei der Bevölkerung Anklang gefunden hatten, war die Abschaffung der Wehrpflicht, und Napoleon zögerte, sie wieder einzuführen, da er wusste, wie verhasst sie den

Franzosen war. Doch er hatte keine Wahl, denn dies würde ihm weitere 100000 Mann bringen, auch wenn sie noch ausgebildet und ausgerüstet werden mussten, bevor sie losmarschieren konnten. Also verfügte der Kaiser, dass ihm die Garde nationale, eine Lokalmiliz, 150000 Mann zur Verfügung stellen musste. Und es genügte noch immer nicht. Die Alliierten würden, wie er wusste, mehr als eine halbe Million Männer aufbieten, um ihn anzugreifen.

In Frankreich liefen in diesen ersten Wochen nach Napoleons Rückkehr fieberhafte Kriegsvorbereitungen. Pferde wurden requiriert, Uniformen genäht und Waffen repariert. Das Ganze war eine fesselnde Demonstration der administrativen Begabung Napoleons, denn bis zum Frühsommer hatte er eine Armee zum Abmarsch bereit und andere Truppenverbände zur Verteidigung an den französischen Grenzen stationiert. Er hatte noch immer nicht genügend Männer, um dem Ansturm standzuhalten, der kommen würde, und er brauchte weitere Truppenverbände, um die royalistischen Unruhen in der Vendée zu bekämpfen, einer Region in Westfrankreich, die schon immer katholisch und monarchistisch gewesen war. Doch bis zum Frühsommer verfügte Napoleon über ein Heer von insgesamt 360000 ausgebildeten Männern, von denen sich die besten in Nordfrankreich sammeln sollten, wo 125000 erfahrene Soldaten die Armée du Nord, die Nordarmee, bilden würden.

Napoleon hätte sich in diesem Sommer in der Defensive halten und die meisten seiner Männer hinter massiven Festungsbauten aufstellen können, um dann darauf zu hoffen, dass sich die alliierten Kampfverbände aufreiben würden, wenn sie gegen die Festungen anliefen. Das war jedoch nicht reizvoll. Solch ein Krieg musste auf französischer Erde ausgetragen werden, und Napoleon war nie ein passiver General gewesen. Sein Talent waren Truppenmanöver. Im Jahr 1814 hatte er eine gewaltige Übermacht vor sich gehabt, als die Preußen, Österreicher und Russen von Norden und Osten auf Paris zumarschierten, und er hatte sie mit der Geschwindigkeit seiner Truppenbewegungen und seinen Blitzangriffen verwirrt. Unter Berufsmilitärs galt dieser Feldzug als sein bester, auch wenn er in einer Niederlage geendet hatte, und der Duke of Wellington studierte seinen Verlauf sorgfältig. Napoleon selbst behauptete:

Die Kriegskunst erfordert keine komplizierten Manöver; die einfachsten sind die besten, und gesunder Menschenverstand ist unverzichtbar. Weswegen man sich fragen kann, warum Generäle Schnitzer machen; das liegt daran, dass sie versuchen, besonders klug zu sein. Die größte Schwierigkeit besteht darin, die Pläne des Gegners zu erraten, die Wahrheit aus den vielen Berichten

herauszulesen. Das Übrige erfordert allein gesunden Menschenverstand; es ist wie bei einem Boxkampf: je öfter man zuschlägt, desto besser.

Der Kaiser war nicht ganz aufrichtig. Die Kriegsführung war nie so einfach, doch im Grunde verfolgte er eine einfache Strategie. Sie bestand darin, das gegnerische Heer zu spalten und dann eine Seite festzunageln, während die andere massiv angegriffen wurde. Und wie bei einem Boxkampf galt: Je härter der Schlag, desto schneller käme er zum Erfolg. Dann, wenn ein Gegner vernichtet war, würde er sich dem nächsten zuwenden. Angriff war im Jahr 1815 für Napoleon die beste Verteidigung, und es lag auf der Hand, dass derjenige Gegner zuerst angegriffen werden sollte, der sich am dichtesten bei ihm befand.

Es würde einige Zeit dauern, bis die gewaltige russische Armee Europa durchquert hatte und die französische Grenze erreichte, und die Österreicher waren im Mai immer noch nicht kampfbereit. Doch nördlich von Frankreich, in der alten Provinz Belgien, die nun zum Königreich der Niederlande gehörte, sammelten sich zwei Armeen: die britische und die preußische. Wenn er diese beiden Armeen schlagen konnte, so vermutete Napoleon, würden die anderen Alliierten den Mut verlieren. Wenn er Wellington besiegte und die Briten ans Meer

zurückdrängte, konnte das sogar zu einem Regierungswechsel in London führen, der möglicherweise die Whigs an die Macht brachte, die eher geneigt wären, ihn als französischen Regenten hinzunehmen. Dann würde die gegnerische Allianz auseinanderbrechen. Es war natürlich ein gewagtes Spiel, aber jeder Krieg ist ein gewagtes Spiel. Er hätte warten können, noch mehr Männer aufstellen und ausbilden können, bis die französische Armee zahlenmäßig ebenbürtig gewesen wäre, aber diese beiden Armeen im Norden waren eine zu übermächtige Versuchung. Wenn er sie spalten konnte, dann konnte er sie schlagen, und wenn sie geschlagen werden konnten, dann würde die gegnerische Koalition möglicherweise zusammenbrechen. So etwas hatte es schon gegeben, warum also nicht auch jetzt?

Die Armee, die er nach Norden führen würde, war gut, viele erfahrene Soldaten gehörten ihr an. Wenn sie eine Schwäche hatte, dann war es ihr Führungsstab. Napoleon war früher immer von seinen Marschällen abhängig gewesen, aber von den zwanzig Marschällen, die 1815 noch lebten, hielten vier Louis XVIII die Treue, vier weitere waren zu den Alliierten übergelaufen, und zwei waren untergetaucht. Einer dieser beiden war Maréchal Berthier, der Napoleons Stabschef und ein Organisationsgenie gewesen war. Er war nach Bayern geflüchtet, wo er am 1. Juni aus einem Fenster im dritten

Stockwerk der Bamberger Residenz in den Tod stürzte. Manch einer argwöhnte Mord, doch die wahrscheinlichste Erklärung ist, dass er sich einfach zu weit aus dem Fenster lehnte, um einen Trupp russische Kavallerie über den Platz reiten zu sehen. Er wurde durch Nicolas Jean de Dieu Soult ersetzt, einem äußerst erfahrenen Soldaten, der aus den unteren Rängen der Armee aufgestiegen war, seine Karriere also nicht mit einem gekauften Offizierspatent begonnen hatte. Napoleon nannte ihn einmal «den größten Manövrierer in Europa», doch als Soult Truppenverbände in Spanien kommandiert hatte, war er ständig von Wellington bezwungen worden. Er war ein schwieriger Mann, empfindlich und stolz, und es musste sich noch erweisen, ob er Berthiers organisatorisches Talent besaß.

Zwei der brillantesten Marschälle des Kaisers, Davout und Suchet, waren nicht bei der Armée du Nord. Davout, ein grimmiger, erbarmungsloser Kämpfer, wurde Kriegsminister und blieb in Paris, während Suchet zum Kommandanten der Armee der Alpen ernannt wurde, ein großer Name für einen kleinen, schlecht ausgerüsteten Kampfverband. Auf die Frage, wer seine bedeutendsten Generäle seien, nannte Napoleon André Masséna und Louis-Gabriel Suchet, aber der Erste war bei schlechter Gesundheit, und der Zweite wurde zurückgelassen, um die französische Ostgrenze gegen einen österreichischen Angriff zu verteidigen.

Einen einzigen neuen Marschallsposten schuf Napoleon für die bevorstehende Kampagne, den er mit Emmanuel de Grouchy besetzte. Davout riet von der Ernennung ab, aber Napoleon bestand darauf. Grouchy war ein Aristokrat aus dem *Ancien Régime* und hatte das Glück gehabt, das Gemetzel der Französischen Revolution zu überleben. Er hatte sich seinen Ruf in der Kavallerie erworben; nun würde man ihm den Befehl über ein Drittel der Armée du Nord übertragen.

Dann gab es noch den Marschall, der «der Tapferste der Tapferen» genannt wurde, der sprunghafte und furchterregende Michel Ney, der sich, ebenso wie Soult, von einem einfachen Dienstgrad innerhalb der Armee emporgearbeitet hatte. Er war hitzig, rothaarig und leidenschaftlich, der Sohn eines Böttchers. Er feierte 1815 seinen sechsundvierzigsten Geburtstag, genau wie Napoleon und Wellington, und seinen Ruf als Militär hatte er sich auf einigen der blutigsten Schlachtfelder des langen Krieges verdient. Niemand zweifelte an seinem Mut. Er war ein Soldatenmarschall, ein Kämpfer, der, als Napoleon aus Elba gelandet war, Louis XVIII das berühmte Versprechen gegeben hatte, den Kaiser in einem Eisenkäfig nach Paris zurückzubringen. Stattdessen war er mit seinen Einheiten übergelaufen. Er genoss großes Ansehen aufgrund seines außergewöhnlichen Mutes und seiner vorbildhaften Führung, aber besonnen hätte ihn

ganz gewiss niemand genannt. Und – eine unheilverheißende Tatsache – Soult verabscheute Ney, und Ney verabscheute Soult, und doch wurde von beiden in diesem schicksalhaften Sommer eine gute Zusammenarbeit erwartet.

Die Marschälle waren wichtig, und keiner mehr als der Stabschef, denn seine Aufgabe war es, die Wünsche des Kaisers in profane Marschbefehle zu übersetzen. Berthier war ein brillanter Organisator gewesen, hatte Schwierigkeiten vorausgesehen und sie effizient ausgeräumt, und es musste sich erweisen, ob Maréchal Soult ähnliches Organisationstalent bei dem Befehl über einhunderttausend Mann zeigte, dabei, sie zu verköstigen, ihre Bewegungen zu koordinieren und sie nach den Vorstellungen seines Kaisers in die Schlacht zu führen. Die anderen Marschälle würden die schwere Verantwortung eines unabhängigen Kommandos tragen. Wenn die Taktik des Kaisers darin bestand, einen Armeeverband an Ort und Stelle festzusetzen, während er den anderen besiegte, dann musste ein Marschall diese Festsetzung übernehmen. Bei der Eröffnung der Kampfhandlungen war es Maréchal Neys Aufgabe, Wellington zu beschäftigen, während Napoleon gegen die Preußen kämpfte, und zwei Tage später sollte Maréchal Grouchy die Preußen ablenken, während Napoleon Wellingtons Einheiten schlug. Diese Aufgaben konnten nicht erfüllt werden, indem schlicht

Befehle befolgt wurden, sondern sie verlangten einfallsreiche Kampfführung. Von einem Marschall wurde erwartet, schwierige Entscheidungen zu treffen, und mit dieser Verantwortung betraute Napoleon Grouchy, der noch neu in seinem hohen Rang war, und Ney, dessen einzige Vorgehensweise in der Schlacht war, zu kämpfen wie der Teufel.

Die Armée du Nord würde in der alten Provinz Belgien zwei Armeeverbänden gegenüberstehen, von denen der preußische der größte war. Er wurde von dem zweiundsiebzigjährigen Fürst Gebhard Leberecht von Blücher geführt, der zuerst für die Schweden gegen Preußen gekämpft hatte, nach seiner Gefangennahme aber von Friedrich dem Großen in die preußische Armee aufgenommen wurde. Blücher war enorm erfahren, ein Kavallerist, der den Spitznamen *Marschall Vorwärts* trug, weil er so seine Männer in der Schlacht anfeuerte. Er war leutselig, wurde von seinen Männern geliebt und war für Anfälle von Geisteskrankheit bekannt, bei denen er glaubte, mit einem Elefanten schwanger zu sein, den ein französischer Infanterist gezeugt habe. Im Sommer 1815 allerdings war von solchem Irrsinn nicht das Geringste zu spüren. Stattdessen war Blücher fanatisch entschlossen, Napoleon zu besiegen. Er war schroff, mutig, und wenn er nicht der klügste General war, so hatte er doch Verstand genug, brillante Stabsoffiziere zu ernennen. Im Jahr 1815

war sein Stabschef August von Gneisenau, ein Mann mit überragenden Fähigkeiten und viel Erfahrung, von denen er manche an der Seite der Briten im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gesammelt hatte. Dieser Krieg hatte seine Meinung über die britische Armee erheblich getrübt, und Gneisenau begegnete den Fähigkeiten und Plänen der Briten mit heftigem Misstrauen. Als Freiherr von Müffling zum Verbindungsoffizier bei Wellington ernannt wurde, beorderte ihn Gneisenau zu sich, um ihn zu warnen:

Sehr auf meiner Huth zu sein, denn dieser ausgezeichnete Führer sei durch seine Verhältnisse in Indien und die Verhandlungen mit den hinterlistigen Nabobs an die Falschheit gewöhnt worden, und habe es darin zuletzt zu einer solchen Meisterschaft gebracht, daß selbst die Nabobs von ihm überlistet worden wären.

Es ist vollkommen rätselhaft, wie Gneisenau zu dieser merkwürdigen Ansicht kam, doch angesichts von Gneisenaus Kompetenzen und dem großen Wert, den Blücher auf seinen Rat legte, waren dies wohl kaum gute Vorzeichen für die künftigen Beziehungen zwischen Briten und Preußen. Es herrschte ohnehin schon Misstrauen zwischen den beiden Ländern wegen Preußens Ambitionen zur Annexion Sachsens, eine Meinungsverschiedenheit, die

beim Wiener Kongress für Unfrieden gesorgt hatte. Die Briten, Franzosen und Österreicher waren derart gegen diesen preußischen Machtausbau, dass sie sich darauf verständigt hatten, eher einen Krieg anzufangen, als dies zuzulassen. Russland hegte ähnliche Ambitionen mit Blick auf Polen, und einen Moment lang sah es danach aus, als würde in Europa ein neuer Krieg ausbrechen, bei dem Preußen und Russland gegen die übrigen Staaten kämpfen würden. Dieser Krieg war abgewendet worden, aber das böse Blut war geblieben.

Nun stand die preußische Armee in der Provinz Belgien. Es war eine unerprobte Armee. Die Preußen hatten Niederlagen, Besatzung und Neuaufbau erlebt und nach der Abdankung Napoleons im Jahr 1814 die Demobilisation. Es gab gute, erfahrene Soldaten in Blüchers Armee, aber sie genügten nicht, und so wurden die Reihen mit Freiwilligen und Männern von der Landwehr, der Miliz, aufgefüllt. Der Ruf zu den Waffen im Jahr 1815 fand begeisterten Widerhall. Franz Lieber war gerade 17 Jahre alt, als er diesen Ruf vernahm, und so gingen er und sein Bruder nach Berlin, wo sie feststellten,

dass mitten auf einem Platz ein Tisch aufgestellt worden war … an dem mehrere Offiziere diejenigen aufschrieben, die sich freiwillig meldeten. Die Menge war so groß, dass

wir von zehn bis ein Uhr warten mussten, bevor wir eine Gelegenheit bekamen, unsere Namen aufnehmen zu lassen.

Er trat Anfang Mai bei seinem Regiment an, wurde einen Monat lang ausgebildet, und dann marschierte seine Truppe in die Niederlande, um sich den Einheiten Blüchers anzuschließen. Lieber war fasziniert von der Entdeckung, dass ein Sergeant in seinem Regiment eine Frau war, die sich im Kampf derart hervorgetan hatte, dass ihr drei Tapferkeitsorden verliehen worden waren. Also führte Blücher im Sommer 1815 wenigstens eine Frau und 121000 Mann, auf dem Papier eine beeindruckende Armee, und doch, wie Peter Hofschröer, ein Historiker mit großen Sympathien für die Preußen, schreibt, bestand «ein beträchtlicher Anteil von Blüchers Soldaten aus frisch Einberufenen, die zwei grundlegende Manöver beherrschten: ungeordnetes Vorrücken und planloser Rückzug.» Das ist eine humorvolle Beschreibung, und wie sich zeigte, waren diese frisch Einberufenen auch zum Kämpfen imstande, doch es musste sich erweisen, ob Gneisenau seine Anglophobie überwinden und mit der Armee kooperieren würde, die sich rechts von den Einheiten Preußens sammelte.

Dies war die britisch-niederländische Armee unter der Führung des Duke of Wellington, der den berühmten

Ausspruch tat, es handle sich um eine «schändliche Armee». Und das war sie, als er in Brüssel eintraf. Sie war unterbesetzt; einige der niederländischen Regimenter stammten aus der französischsprachigen Provinz Belgien, und der Duke misstraute diesen Soldaten, weil viele von ihnen Veteranen aus der napoleonischen Armee waren. Die französischsprachigen Belgier waren unzufrieden, weil ihr Land dem Königreich der Vereinigten Niederlande einverleibt worden war, und der Kaiser wusste von dieser Unzufriedenheit. Pamphlete wurden über die französische Grenze geschmuggelt und unter den belgischen Soldaten in der Armee des Duke verteilt. «An die tapferen Soldaten», war dort zu lesen, «die unter den französischen Adlern Eroberungen gemacht haben. Die Adler, die uns so oft zum Sieg geführt haben, sind zurückgekehrt! Ihr Schrei ist immer der gleiche: Ruhm und Freiheit!» Der Duke bezweifelte die Verlässlichkeit dieser Regimenter und traf die Vorkehrung, sie voneinander zu trennen und auf Bataillone aufzuteilen, deren Loyalität außer Frage stand.

Diese loyalen Bataillone waren britische Truppen sowie die 6000 Mann aus der King’s German Legion (KGL), die während des langen Spanischen Unabhängigkeitskrieges herausragend für den Duke gekämpft hatten. Die Legion war in Hannover aufgestellt worden, das freilich denselben König wie Großbritannien hatte, und im Jahr 1815 schickte

Hannover weitere 16000 Mann, die sich Wellingtons Armee anschließen sollten. Diese 16000 waren nicht kampferprobt, und deshalb wurden sie, wie die niederländische Armee, auf britische oder KGL-Bataillone aufgeteilt. Dies war keine populäre Entscheidung. «Es war ein schwerer Schlag für unsere Moral», beschwerte sich Hauptmann Carl Jacobi von der 1. Hannoverschen Brigade:

Die englischen Generäle waren vollkommen unvertraut mit den Gepflogenheiten der Hannoveraner … In ihren Augen war alles mangelhaft und stand sogar der Kritik offen, wenn es nicht an englische Bedenken und Einrichtungen angepasst wurde. Es herrschte keine Kameradschaft unter den alliierten Truppen, nicht einmal unter den Offizieren. Die Unkenntnis der jeweils anderen Sprache auf beiden Seiten, der erhebliche Unterschied im Sold, und die daraus resultierenden großen Unterschiede in der Lebensführung verhinderten jede engere Gemeinschaft. Selbst unsere Landsmänner in der King's German Legion verkehrten nicht mit uns; der fünfzehnjährige Fähnrich mit der roten Schärpe sah auf die älteren hannoveranischen Offiziere herab.

Im Sommer, als die Kampfhandlungen einsetzten, verfügte Wellington also über etwa 16000 Hannoveraner und etwas weniger als 6000 Mann aus der King’s German Legion. Die niederländische Armee, die zu seiner «schändlichen» Armee gehörte, zählte beinahe 40000 Mann, von denen die Hälfte französischsprachigen Regimentern angehörte und deshalb von zweifelhafter Verlässlichkeit war. Die übrigen Männer in seiner Armee, etwa 30000, waren Briten, und der Duke wünschte, er hätte mehr von ihnen.

Doch Großbritannien hatte gerade einen Krieg mit den Vereinigten Staaten geführt, und viele seiner besten Regimenter, Veteranen von Wellingtons Siegen, waren noch auf der anderen Seite des Atlantiks. Sie kamen zurück, und einige Bataillone fanden sich nach der Überfahrt von Amerika direkt in den Niederlanden wieder. Der Duke wäre wesentlich zuversichtlicher gewesen, wenn er seine Armee aus dem Spanischen Unabhängigkeitskrieg bei sich gehabt hätte, die eine der besten war, die je unter britischer Fahne gekämpft hatte. Ein paar Wochen vor Waterloo ging er in einem Brüsseler Park mit Thomas Creevey spazieren, einem britischen Parlamentarier, der den Duke mit großer Sorge nach dem zu erwartenden Feldzug fragte. Ein britischer Infanterist im roten Rock sah sich gerade die Statuen im Park an, und der Duke deutete auf den Mann. «Dort», sagte er, «dort. Es hängt vollständig

von diesem Gut ab, ob wir die Sache meistern oder nicht. Geben Sie mir genug davon, und ich bin sicher.»

Am Ende genügte es gerade so. Knapp über 20000 britische Infanteristen würden bei Waterloo kämpfen, und sie würden sich den Hauptangriffen des Kaisers entgegenstellen. Napoleon wurde von seinen Generälen vor diesen Rotröcken und ihrer Standhaftigkeit gewarnt. Général Reille verärgerte Napoleon mit der Bemerkung, die britische Armee sei *inexpugnable*, unüberwindlich, während Soult dem Kaiser erklärte, die englischen Infanteristen seien «im direkten Kampf die reinsten Teufel». Und das waren sie. Der Kaiser hatte nie gegen sie gekämpft, und er tat die Warnungen ab, doch Wellington kannte ihren Wert und den ebenso hohen Wert der King’s German Legion. Vier Jahre nach der Schlacht bemerkte der Duke bei einem Gang über das Schlachtfeld von Waterloo: «Ich hatte nur etwa 35000 Mann, auf die ich mich ernsthaft verlassen konnte; bei allen übrigen sah es nur allzu sehr danach aus, dass sie davonlaufen würden.»

Der Duke hatte zweiundzwanzig britische Bataillone, von denen fünfzehn mit ihm in Spanien oder Portugal gekämpft hatten. Es genügte gerade so. Doch auch diese erfahrenen Bataillone waren, wie die preußischen Regimenter, mit neuen Rekruten aufgefüllt worden. Das größte und eines der besten Bataillone in Waterloo war das 52nd, die

Oxfordshire Light Infantry, die sich von 1806 bis zu Napoleons erster Abdankung mehr oder weniger ständig im Kampf befunden hatte. Bei Waterloo umfasste das Bataillon 1079 Mann, doch davon waren 558 erst nach seiner letzten Schlacht eingetreten. Bei der Guards Division war es das Gleiche. Ensign Robert Batty von den 1st Foot Guards sagte, die Division sei voll mit «jungen Soldaten und Freiwilligen aus der Miliz, die noch nie im gegnerischen Feuer gestanden haben».

Aber die alten Hasen, die Veteranen, waren voller Zuversicht. Frederick Mainwaring war Lieutenant im 51st, einem Yorkshire-Bataillon, das bei La Coruña, Fuentes de Oñoro, Salamanca, Vitoria, in den Pyrenäen und Südfrankreich gekämpft hatte. Es war in Portsmouth stationiert, als die Nachricht von Napoleons Rückkehr Großbritannien erreichte. Mainwaring erinnerte sich:

Ich saß mit zwei oder drei anderen beim Frühstück in der Messe, da kam der Signaltrompeter mit den Briefen herein und legte wie üblich die Zeitung auf den Tisch. Jemand schlug sie auf und ließ seinen Blick flüchtig über die Meldungen gleiten, als er plötzlich anfing zu strahlen, und während er die Zeitung in die Luft warf wie ein Verrückter, rief er: «Großartige Neuigkeiten! Nap ist wieder in Frankreich gelandet. Hurra!» Innerhalb eines Augenblicks

waren wir außer Rand und Band. … «Nap ist wieder in Frankreich» verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Kaserne … die Männer rannten jubelnd ins Freie … unsere Freude war grenzenlos!

Captain Cavalié Mercer befehligte einen Trupp der Royal Horse Artillery in Colchester, als die Neuigkeit eintraf, und erzählt die gleiche Geschichte wie Lieutenant Mainwaring. Der Marschbefehl wurde «mit echter Begeisterung von Offizieren und Mannschaften aufgenommen, die alle eifrig darauf aus waren, sich wieder in Gefahr und Blutvergießen zu stürzen, um Ruhm und Ehre zu gewinnen.»

Die Franzosen und Preußen reagierten nicht anders. Begeisterte Freiwillige hatten sich unter der preußischen Fahne versammelt, und in Frankreich waren die meisten Soldaten bei der Rückkehr des Kaisers überglücklich. Viele waren als Kriegsgefangene in grauenvollen britischen Gefängnissen gewesen, entweder in Dartmoor oder in den verseuchten Rümpfen großer, entmasteter Schiffe, die permanent vor Anker lagen, und diese Männer wollten Rache. Sie wollten Ruhm. Capitaine Pierre Cardron, ein Offizier der Infanterie, berichtet von einer Szene, die sich in ganz Frankreich wieder und wieder abspielte. Sein Regiment hatte dem König die Treue geschworen, doch nach Napoleons Rückkehr beorderte der Colonel sämtliche

Offiziere zu sich. Sie standen in zwei Reihen und fragten sich, «was vorging. Was war los? Schließlich begannen wir uns Sorgen zu machen», erinnerte sich Cardron, doch dann kam ihr Colonel und

hielt in seinen Händen, was? Das erraten Sie in hundert Jahren nicht … Unseren Adler, unter dem wir so oft zum Sieg marschiert waren und den der tapfere Colonel in der Matratze seines Bettes versteckt hatte … Beim Anblick der verehrten Standarte wurde «Vive l'Empereur!» gerufen; Soldaten und Offiziere, alle waren überwältigt, wollten sie nicht nur sehen, sondern auch berühren; dieses Ereignis rührte alle zu Tränen … wir haben das Versprechen abgelegt, unter unserem Adler für unser Land und Napoleon zu sterben.

Kein Wunder, dass ein französischer General nach Hause schrieb, seine Männer seien in einem «Kaiserrausch». Und in dieser aufgeheizten Atmosphäre entschied sich Napoleon für einen Präventivschlag gegen die Briten und die Preußen. Er würde sie angreifen, bevor die österreichische und die russische Armee die französische Grenze erreichen konnten, und für diesen Angriff hatte er 125000 Mann und 350 Kanonen. Ihm gegenüber standen Blücher mit 120000 Mann und 312 Kanonen und Wellingtons Armee von 92000

Mann und 120 Kanonen. Der Kaiser war in der Unterzahl, aber das war nichts Neues, und er war ein Meister des Truppenmanövers. Seine Aufgabe war es nun, den alliierten Armeeverband zu spalten und dann einen Teilverband nach dem anderen zu schlagen. Die Kriegsführung, hatte er ja erklärt, sei einfach. «Es ist wie bei einem Boxkampf: Je öfter man zuschlägt, desto besser.»

Und im Juni 1815 machte er sich auf, um Blücher und Wellington vernichtend zu schlagen.



«Der Duke of Wellington», von Francisco Goya. Als der Duke 1814 gefragt wurde, ob er es bedaure, dem Kaiser niemals in der Schlacht gegenübergestanden zu haben, gab er zurück: «Nein, und ich bin sogar sehr froh darüber.» Er verachtete den Menschen Napoleon, bewunderte jedoch den Soldaten Napoleon.



Porträt der Kaiserin Joséphine, von Pierre Paul Prud’hon.



«Napoleon, Fontainebleau, 31. März 1814», von Paul Delaroche. – Den gutaussehenden, schlanken jungen Mann gab es nicht mehr, er war von einer dickbäuchigen, kurzhaarigen Gestalt mit schlaffem Kinn ersetzt worden.



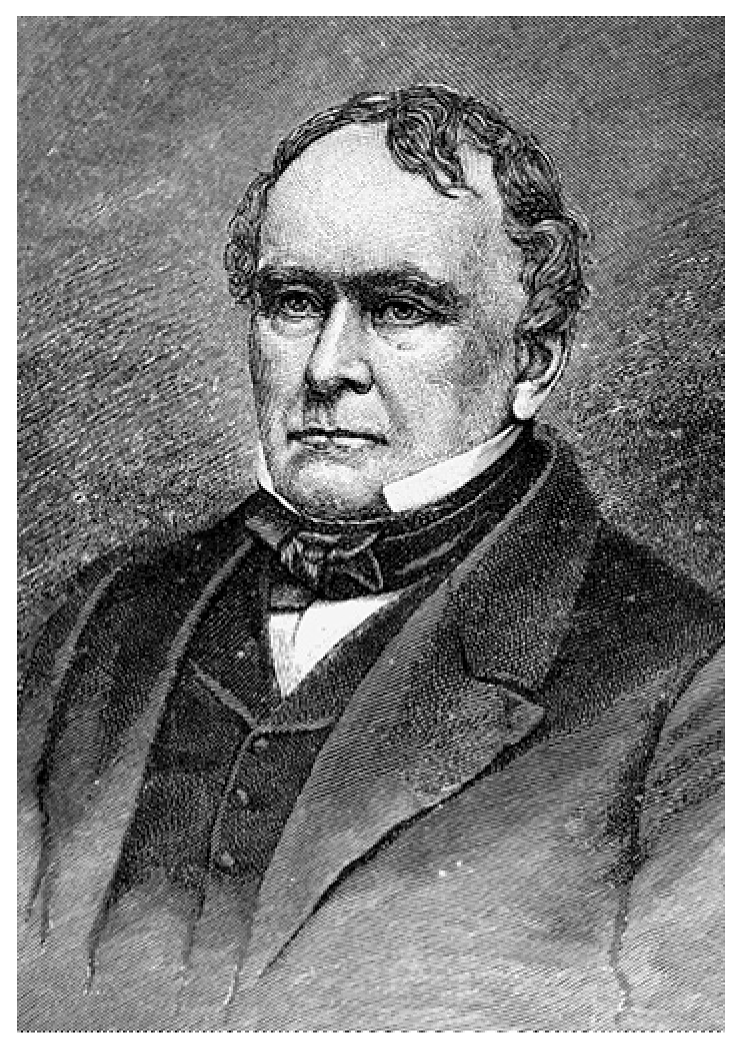
«Clemens Lothar Wenzel, Fürst von Metternich, 1815», von Sir Thomas Lawrence. In weniger als einer Stunde, erinnerte sich Metternich, war der Krieg beschlossen.



Zar Alexander I. von Russland, 1814, von Baron François Gérard. «Es ist an Ihnen», erklärte er dem Duke of Wellington, «wieder einmal die Welt zu retten.»



«Die Ankunft Napoleons in den Tuilerien», von François Joseph Heim. Es wurde Abend, bis Napoleon in dem Palais eintraf. Die Wartenden hörten die Jubelgeräusche näher kommen, dann folgte Hufgeklapper im Vorhof, und schließlich war der Kaiser da.



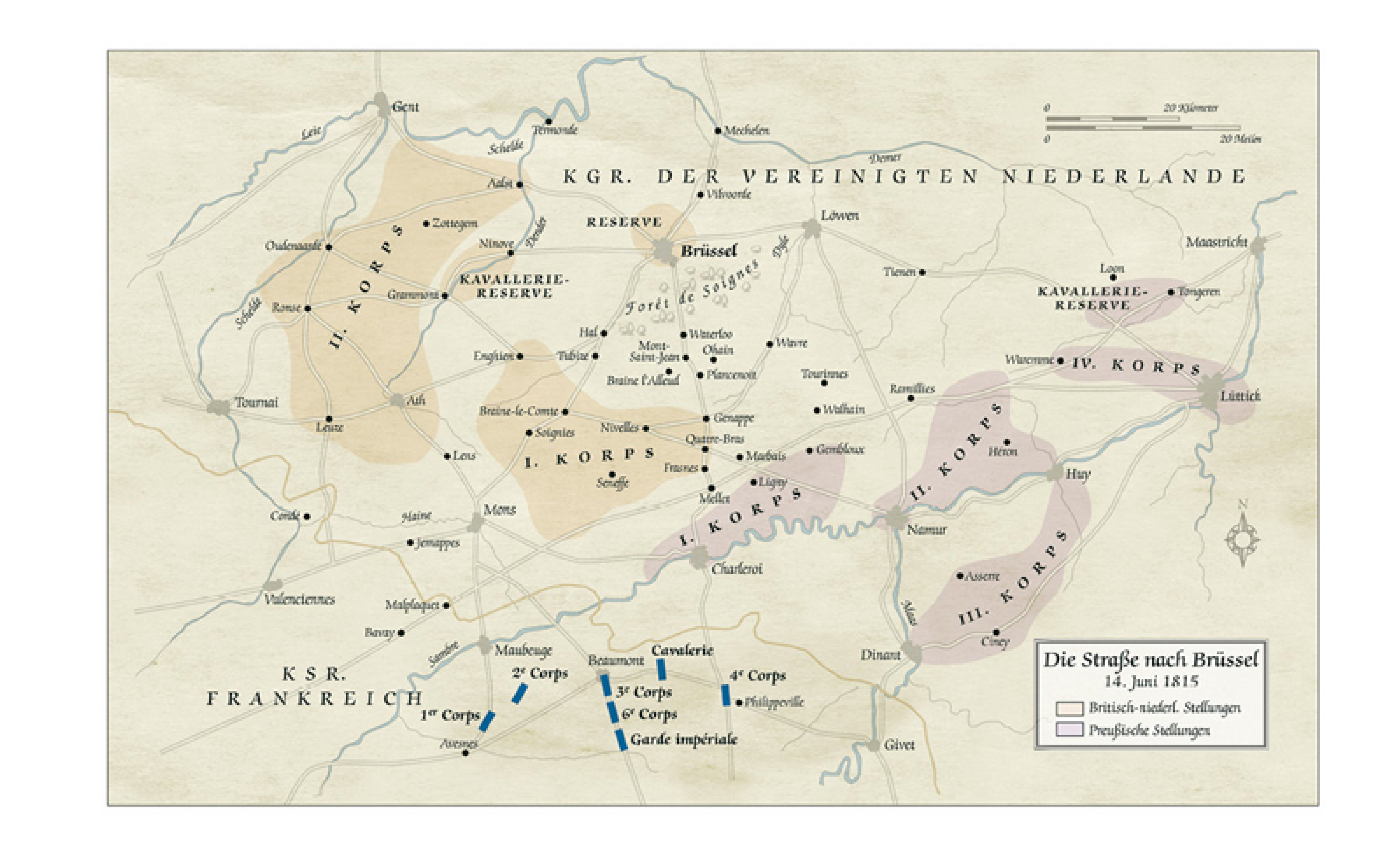
Franz Lieber war gerade 17 Jahre alt, als er Preußens Ruf zu den Waffen vernahm, und er und sein Bruder meldeten sich in Berlin als Freiwillige. Er trat Anfang Mai bei seinem Regiment an, wurde einen Monat lang ausgebildet, und dann marschierte seine Truppe in die Niederlande, um sich den Einheiten Marschall Blüchers anzuschließen. Später machte er in Amerika, wohin er 1827 auswanderte, Karriere. Er wurde am South Carolina College Professor für Volkswirtschaft. Vor dem Sezessionskrieg zog er in den Norden und unterrichtete an der Columbia University, wo er den Lieber Code erarbeitete, der als erster Versuch gilt, das Kriegsrecht zu kodifizieren. Er lebte bis 1872.



Porträt Louis’ XVIII von Frankreich im Krönungsornat, von Pierre-Narcisse Guérin.



Ein Souvenir zur Erinnerung an Napoleons Rückkehr nach Paris im März 1815. Das Veilchen war Napoleon. Seine geliebte Joséphine hatte bei ihrer Hochzeit Veilchen getragen, und er hatte ihr zu jedem Geburtstag einen Veilchenstrauß geschickt.



Die Straße nach Brüssel
14. Juni 1815
Britisch-niederl. Stellungen
Preußische Stellungen
0 20 Kilometer
0 20 Meilen
KGR. DER VEREINIGTEN NIEDERLANDE
KSR. FRANKREICH
Gent
Termonde
Mechelen
Aalst
Vilvoorde
Löwen
Maastricht
Zottegem
Oudenaarde
Ninove
RESERVE
Brüssel
Tienen
Loon
Tongeren
KAVALLERIE-RESERVE
II. KORPS
Ronse
Grammont
Forêt de Soignes
Hal
Waterloo
Mont-Saint-Jean
Ohain
Wavre
Enghien
Tubize
Plancenoit
Braine l'Alleud
Tourinnes
Waremme
IV. KORPS
Lüttich
Ramillies
Tournai
Ath
Leuze
Braine-le-Comte
Soignies
Nivelles
Genappe
Walhain
Quatre-Bras
Marbais
Gembloux
Héron
Lens
I. KORPS
Frasnes
Ligny
Seneffe
Mellet
Huy
Mons
Namur
Condé
Haine
Jemappes
Charleroi
Asserre
III. KORPS
Valenciennes
Malplaquet
Maas
Ciney
Bavay
Sambre
Maubeuge
Beaumont
Cavalerie
Dinant
2e Corps
3e Corps
4e Corps
6e Corps
Philippeville
1er Corps
Avesnes
Garde impériale
Givet
Leie
Schelde
Dender
Dijle
Demer

Kapitel Zwei
Napoleon hat mich hereingelegt, bei Gott!



Napoleon hatte sicher recht, als er feststellte, das Schwierigste im Krieg sei es, «die Pläne des Gegners zu erraten». Und mit genau dieser Schwierigkeit hatten es Marschall Blücher und der Duke of Wellington zu tun: Was plante der Kaiser?

Die erste Frage war, ob der Kaiser überhaupt angreifen würde, und wenn die Antwort ja lautete, dann mussten sie wissen, wo und wann dieser Angriff stattfinden sollte. Doch noch drei Tage bevor der Sturm losbrach, war der Duke of Wellington davon überzeugt, dass keine Attacke erfolgen würde. Er hatte vor, am 21. Juni zum Jahrestag seines großen Sieges bei Vitoria in Brüssel einen Ball zu geben, und als ihn die Duchess of Richmond fragte, ob es vernünftig sei, am 15. Juni einen Ball auszurichten, versicherte er ihr: «Sie können Ihren Ball ganz gewiss geben, ohne eine Unterbrechung befürchten zu müssen.»

Am Dienstag, dem 13. Juni, schrieb er an einen Freund in England:

Hier gibt es nichts Neues. Wir haben Meldung, Buonaparte würde die Armee sammeln und uns angreifen, aber ich habe Berichte aus Paris vom 10., an diesem Tag war er immer noch dort, und ich schließe aus seiner Rede vor dem Parlament, dass sein Aufbruch vermutlich nicht unmittelbar bevorstand. Ich glaube, wir sind hier inzwischen zu stark für ihn.

Dieser Brief wurde am Dienstag geschrieben, und am Tag zuvor, am Montag, dem 12. Juni, hatte Napoleon Paris verlassen, um sich in Flandern der Armée du Nord anzuschließen. Am 14. Juni war diese Armee bis an die Grenze vorgerückt, und noch immer ahnten die Alliierten nichts. Blücher teilte Wellingtons Meinung. Er hatte an seine Frau geschrieben: «Bonaparte greift uns nicht an», aber Bonaparte war im Begriff, genau das zu tun. Er hatte die Grenzen Frankreichs geschlossen – «Keine einzige Postkutsche oder andere Kutsche darf passieren», befahl er –, während nördlich der Grenze, in der Provinz Belgien, die britischen und preußischen Streitkräfte auf ein Gebiet von über hundertsechzig Kilometern Breite verteilt waren.

Diese Streuung war aus zwei Gründen notwendig. Die Alliierten befinden sich in einer Defensivposition. Sie sind erst angriffsbereit, wenn sie nach der Ankunft der Österreicher und Russen an der französischen Grenze deutlich überlegen sind, also warten Wellington und Blücher für den Moment ab, und natürlich wissen sie, dass der Kaiser sie möglicherweise angreift, bevor sie gegen ihn vorrücken. Wellington mag einen solchen Angriff für unwahrscheinlich gehalten haben, aber gegen die Möglichkeit muss er sich trotzdem wappnen, und das bedeutet, jede Route überwachen zu lassen, die eine französische Armee nehmen könnte. Im Nachhinein scheint es klar, dass Napoleon an der Anschlussstelle der preußischen und britischen Armeen zuschlagen wollte, um sie zu spalten, doch weder für Blücher noch für Wellington war das so klar ersichtlich. Wellingtons Angst war, dass Napoleon eine weiter westlich gelegene Route nehmen könnte, durch Mons und dann weiter nach Brüssel oder sogar nach Gent, wo Louis XVIII Zuflucht gesucht hatte. Solch ein Angriff würde Wellington von der Küste abschneiden und damit seine Nachschubwege unterbrechen. Doch Wellington wollte sicher sein, dass seine Armee einen sicheren Rückzugsweg hatte, falls sie bezwungen würde, und diese sichere Route führte westlich nach Ostende, von wo aus Schiffe die Truppen nach Großbritannien evakuieren konnten. Blücher hatte die

gleichen Sorgen, nur würde sein Rückzug ostwärts Richtung Preußen verlaufen.

Die beiden Armeen sind also deshalb sehr breit aufgestellt, weil sie sich auf jeden nur denkbaren französischen Angriff einstellen müssen. Die westlichsten preußischen Einheiten, das Korps von General Bülow, stehen hundertsechzig Kilometer weiter östlich als Wellingtons westliche Flanke. Die Streuung war auch zur Versorgung notwendig. Die Truppen waren darauf angewiesen, ihren Proviant vor Ort zu beziehen, und zu viele Männer und zu viele Pferde auf einem Fleck erschöpften schnell die verfügbaren Versorgungsmittel.

Die alliierten Truppen waren also auf einem hundertsechzig Kilometer breiten Streifen verteilt, während Napoleon seine Armee südlich des Flusses Sambre auf der Hauptstraße konzentrierte, die durch Charleroi nach Brüssel führte. Und warum wussten die Alliierten das nicht? In Spanien hatte der Duke of Wellington über einen hervorragenden Geheimdienst verfügt; tatsächlich war sein Problem gewesen, dass er zu viele Geheimdienstinformationen erhielt, 1815 in Flandern dagegen war er praktisch mit Blindheit geschlagen. Vor der Schließung der Grenze hatte er viele Berichte von Reisenden bekommen, die Frankreich Richtung Norden verließen, aber die meisten dieser Berichte waren

reichlich phantasievoll, und alle waren widersprüchlich. Zudem fehlte ihm sein liebstes geheimdienstliches Instrument, nämlich seine Aufklärungsoffiziere.

Die Aufklärungsoffiziere waren verlässliche Männer, die gegnerisches Gebiet erkundeten und von ihren hervorragenden Pferden abhingen, wenn sie französischen Verfolgern entkommen mussten. Sie ritten voll uniformiert, damit sie nicht der Spionage beschuldigt werden konnten, und sie waren extrem effektiv. Ihr Anführer war ein Schotte, Colquhoun Grant, und Wellington forderte Grants Anwesenheit als Leiter seines Militärgeheimdienstes. Grant traf am 12. Mai in Brüssel ein und machte sich sofort daran, ein Agentennetz an der französischen Grenze aufzubauen, wobei er eine herbe Enttäuschung erlitt, denn die örtliche Bevölkerung, sämtlich französischsprachig, sympathisierte entweder mit Napoleon oder war unfreundlich und gleichgültig. Zudem konnte Grant keine Aufklärungsoffiziere über die Grenze nach Süden schicken, weil sich die Alliierten offiziell nicht mit Frankreich im Krieg befanden, sondern nur mit Bonaparte.

Doch Grant hatte erstklassige Kontakte in Paris. Das verdankte er dem Zufall, denn 1812 hatte Grant das Pech gehabt, in Spanien von den Franzosen gefangen genommen zu werden. Die Franzosen, die seinen Wert für Wellington kannten, weigerten sich, ihn auszutauschen

oder unter Auflagen freizulassen, sondern schickten ihn unter strenger Bewachung nach Frankreich, jedoch nicht streng genug, denn, einmal über die Grenze in Bayonne, entkam der Schotte und erfuhr, dass sich General Joseph Souham, ein französischer Offizier, der als einfacher Soldat angefangen hatte, in der Stadt aufhielt und vorhatte, nach Paris zu reisen. In einem Akt unglaublicher Tollkühnheit stellte sich Grant bei Souham als amerikanischer Offizier vor und bat darum, in der Reisekutsche des Generals mitgenommen zu werden. Er trug immer noch den roten Rock des britischen 11th Regiment of Foot, und niemand kam auf den Gedanken, das zu hinterfragen. Was wussten Franzosen schon von amerikanischen Uniformen? In Paris angekommen, fand der unerschrockene Grant eine Quelle im Kriegsministerium und bewerkstelligte es, dem Duke in Spanien Berichte zukommen zu lassen. Schließlich kehrte Grant nach England zurück, aber seine Quelle in Paris gab es immer noch, und nachdem er als Leiter von Wellingtons Geheimdienstabteilung eingesetzt war, gelang es Grant, den Kontakt wiederherzustellen. Die Quelle lieferte ihm viele wertvolle Informationen über die Armée du Nord, aber nicht das, was ihn am meisten interessierte: Würde Napoleon angreifen? Und wenn ja, dann wo? Die Franzosen sorgten dafür, dass dies schwer zu erraten war. Die erste Berührung zwischen den Armeen fand auf der Straße nach Mons statt, als sich eine französische

Kavalleriepatrouille einen Schusswechsel mit alliierten Vorposten lieferte, was darauf hinwies, dass Napoleon den direkten Weg nach Brüssel aufklären ließ.

Die Karte auf Seite 58 zeigt die Stellungen der Alliierten. Die Preußen besetzen einen Streifen Land östlich der Hauptstraße, die von Charleroi aus nordwärts führt, die Briten sind westlich dieser Straße weit verstreut. Das britische Hauptquartier ist in Brüssel, während sich Marschall Blücher im gut achtzig Kilometer entfernten Namur befindet, um den besten Rückzugsweg zu sichern, falls die Preußen gezwungen sind, abzuziehen. Dies ist wichtig. Wenn Napoleon wirklich hart zuschlägt und seine beiden Gegner besiegt, dann beseitigt er auch jede Möglichkeit weiterer Zusammenarbeit zwischen ihnen, weil sich die Preußen nach Osten und die Briten nach Westen zurückziehen, um jeweils die sichere Heimat zu erreichen. Das ist im Wesentlichen Napoleons Plan: die Alliierten zu spalten und sie danach einzeln auszuschalten. Und um dies zu erreichen, konzentriert er seine Armee am 14. Juni knapp südlich von Charleroi. Nun ist er bereit, seine Männer wie einen Speer in das Herz der breit aufgestellten alliierten Stellungen zu jagen.

Napoleon griff am Donnerstag, den 15. Juni an. Er überquert die Grenze, und seine Truppen marschieren auf Charleroi. Preußische Kavallerie liefert sich ein

Scharmützel mit französischen Reitern, und Kuriere galoppieren mit der Meldung vom Vorrücken der Franzosen nach Norden, doch als diese Meldungen bei Wellington eintreffen, misstraut er ihnen. Der Duke befürchtet, dass jedes französische Vorrücken auf dieser Straße ein Ablenkungsmanöver ist, während der eigentliche Angriff auf seinem rechten Flügel geführt wird. Im Nachhinein wird der Duke für seinen Argwohn verurteilt, es wird behauptet, Napoleon hätte niemals im Westen angegriffen, weil ein solcher Vorstoß Wellington zurück zu Blüchers Armee getrieben hätte, aber der Duke weiß, dass er bei Napoleon genau das Unerwartete erwarten muss. Also bleibt der Duke vorsichtig. In Brüssel verbreitet sich das Gerücht, die Armee würde am 25. Juni vorrücken, aber das ist nur ein Gerücht von vielen. Edward Healey, ein Stallknecht im Dienst eines britischen Stabsoffiziers, notierte das Gerede in seinem Tagebuch und fügte hinzu, die Offiziere würden ihre Schwerter zum Schleifen zu Eisenhändlern bringen und bei Leinenhändlern Stoff kaufen, um Bandagen zu machen, «aber im Allgemeinen», fügte er hinzu, «läuft alles, als wäre nicht das Geringste los».

Am 14. Juni rückt der Kaiser bis dicht an die Grenze vor. Am folgenden Abend gibt die Duchess of Richmond ihren Ball in Brüssel. Der Duke nimmt an ihm teil.

Während im Süden für die Alliierten alles schiefläuft.

Charlotte, Duchess of Richmond, war mit dem vierten Duke verheiratet, einem nicht allzu erfolgreichen Soldaten, dessen wahre Leidenschaft Cricket war. Er erhielt das Kommando über eine kleine Reserveeinheit, die in Brüssel stationiert war, und seine schottische Frau, selbst die Tochter eines Duke, ist eine Dame der Gesellschaft. Sie war sechsundvierzig Jahre alt und Mutter von sieben Söhnen und sieben Töchtern. Wellington hatte der Duchess versichert, ihr Ball würde nicht von unwillkommenen Neuigkeiten unterbrochen, doch er hatte ihr andererseits von einem verschwenderischen Picknick im Grünen südlich von Brüssel abgeraten. Es hatte zu viele Meldungen über französische Kavalleriepatrouillen gegeben, also war es besser für die Duchess, ihre Gäste in Brüssel zu empfangen.

Der Duke und die Duchess hatten ein weitläufiges Herrenhaus mit einer geräumigen Remise gemietet, die sich in einen glanzvollen Ballsaal verwandelte. Die bescheidene Remise wurde mit üppigen roten, goldenen und schwarzen Stoffbahnen dekoriert, und Kronleuchter hingen zwischen den Pfeilern, die mit Laubzweigen, Blumen und noch mehr Stoffbahnen verziert waren. Auch die Gästeliste war glanzvoll, angeführt von dem Prinzen

von Oranien, auch bekannt als Schlanker Billy oder Junger Frosch. Der zweiundzwanzigjährige Kronprinz des neu geschaffenen Königreiches der Niederlande war so etwas wie ein Stachel im Fleisch des Duke, auch wenn der Duke ihn persönlich mochte. Das Problem war der Vater des jungen Frosches, König Willem I., der darauf bestand, dass sein Sohn einen hohen Kommandoposten in der britisch-niederländischen Streitmacht bekam. Wellington sah sich gezwungen, dieser Forderung nachzugeben oder ohne die niederländischen Truppen auszukommen, was bedeutete, dass ein großer Teil der Armee des Duke unter dem Befehl eines jungen Mannes stand, dessen einzige Qualifikation für diese verantwortungsvolle Aufgabe der Zufall seiner königlichen Geburt war. Er befehligte das 1. Korps, und weil Wellington darauf bestand, unzuverlässige oder unerfahrene Bataillone mit loyalen Veteraneneinheiten zusammenzuschließen, befehligte der Prinz einige der besten britischen und hannoveranischen Truppen des Duke.

Der Prinz war in Spanien beinahe drei Jahre lang Adjutant des Duke gewesen, eine Erfahrung, die bei ihm zu einer stark übertriebenen Einschätzung seiner eigenen militärischen Talente geführt hatte. Schlanker Billy wurde er aufgrund seines merkwürdig langen und dünnen Halses genannt, und Junger Frosch, weil er einen hohen, zurückweichenden Haaransatz hatte, einen breiten Mund

und leicht hervorquellende Augen. Er hätte mit Prinzessin Charlotte verlobt sein sollen, der einzigen Tochter des britischen Prinzregenten, doch nachdem sie gesehen hatte, wie sich der Schlanke Billy beim Rennen von Ascot betrank, löste sie die Verlobung. Der Schlanke Billy tat ihre Zurückweisung leichthin ab, weil er fälschlicherweise glaubte, sie würde ihre Meinung wieder ändern. Auf ähnliche Art hatte er die französischsprachigen Untertanen seines Vaters, die Belgier, als «Idioten» abgetan, und er fühlte sich nach seiner Erziehung in Eton viel mehr unter den Briten zu Hause als unter seinen eigenen Landsleuten. In den folgenden paar Tagen würde er das Kommando über beinahe ein Drittel der Armee Wellingtons führen, doch glücklicherweise war der Junge Frosch mit fähigen Stabsoffizieren versorgt, die ihn, darum betete der Duke jedenfalls bestimmt, in seiner Unerfahrenheit, seiner Selbsteinschätzung und seinem Überschwang zügeln würden.

Die Gäste des Balls waren die Crème de la Crème der Brüsseler Gesellschaft, eine ordensgeschmückte Schar von Diplomaten, Soldaten und Aristokraten, unter denen sich auch General Don Miguel Ricardo de Álava y Esquivel befand, ein Soldat, der zum spanischen Botschafter in den Niederlanden ernannt worden war. Er hatte seine militärische Laufbahn in Spanien begonnen und in der Schlacht von Trafalgar gegen Nelsons Flotte gekämpft,

aber die Fährnisse des Krieges hatten Spanien zu einem Verbündeten Großbritanniens werden lassen, und Álava, der nach Trafalgar in die spanische Armee eingetreten war, wurde zum Verbindungsoffizier bei Wellington. Die Beziehung zwischen den Briten und Spaniern war durch Eifersüchteleien, Probleme und gegenseitige Missverständnisse belastet und wäre ohne Álavas Gelassenheit und klugen Rat noch viel schlechter gewesen. Zwischen ihm und dem Duke entwickelte sich eine lebenslange Freundschaft, und der Spanier würde in den nächsten Tagen an der Seite des Duke stehen. Er hatte in Waterloo keine Aufgaben, nur die Freundschaft brachte ihn dazu, die Gefahr zu teilen, und der Duke war ihm dankbar dafür. Álava ist einer der sehr wenigen Männer, die sowohl in Trafalgar als auch in Waterloo waren, wenn auch etliche Franzosen zu diesen Ausnahmen zählten, denn wenigstens ein Bataillon, das in Waterloo kämpfte, hatte als Marinesoldaten bei Villeneuves dem Untergang geweihter Flotte gedient.

Auch Sir Thomas Picton war auf dem Ball. Er war gerade in Brüssel eingetroffen, um das 2. Korps des Duke zu befehligen, und er war sehr willkommen, denn Picton war ein kämpfender General, der in Portugal und Spanien lange und erfolgreich Dienst getan hatte. «Kommt schon, ihr Halunken», hatte er beim Angriff auf Vitoria gerufen, «kommt schon, ihr kämpfenden Schufte!» Er war ein

aufbrausender Waliser, stämmig und ungepflegt, aber unzweifelhaft tapfer. «Ein ruppiger, unflätiger Teufel», beschrieb ihn der Duke of Wellington, doch im Jahr 1814 litt der ruppige, unflätige Teufel an etwas, das wir heute Kriegsneurose nennen würden. Er hatte den Duke in einem Schreiben gebeten, ihn nach Hause zu schicken. «Ich muss aufgeben. Ich bin so nervös geworden, dass mich bei einem bevorstehenden Einsatz die Gedanken daran derartig quälen, dass ich nachts nicht mehr schlafen kann. Ich kann es unmöglich weiter ertragen.»

Als Wellington den Befehl über seine «schändliche Armee» antrat, schickte er nach Picton. Er brauchte jeden Veteranen aus dem Spanischen Unabhängigkeitskrieg, den er finden konnte, und der Waliser war ein Mann, dem er die Führung und Motivation von Truppen anvertrauen konnte. Picton litt noch immer. Vor seiner Abreise aus Großbritannien legte er sich in ein frisch ausgehobenes Grab und bemerkte morbid: «Ich denke, das würde für mich passen.» Trotz dieser düsteren Vorahnung war er nach Brüssel gekommen, wenn er es auch fertiggebracht hatte, die Reisetasche mit seiner Uniform zu verlegen, sodass er mit einem schäbigen Paletot und einem muffigen braunen Hut in die Schlacht zog. Er muss eine seltsame Figur abgegeben haben, zwischen den prächtigen Uniformen auf dem Ball, all den Litzen und Goldsträngen, Epauletten und Achselschnüren, nicht zu erwähnen die tief

dekolletierten Kleider der Damen, von denen viele junge englische Frauen waren, wie die zweiundzwanzigjährige Lady Frances Wedderburn-Webster, die, obwohl verheiratet und schwanger, nur wenige Tage zuvor bei einem Treffen mit dem Duke of Wellington in einem Brüsseler Park gesehen worden war. Ein britischer Stabsoffizier hatte den Duke bemerkt, der allein durch den Park geschlendert war, dann hatte eine offene Kutsche gehalten, Lady Frances war ausgestiegen, und das Paar, so schrieb der Offizier, «schritt in eine Senke hinunter, wo es von den Bäumen vollkommen abgeschirmt wurde». Bald verbreitete eine Londoner Zeitung, der *St. James Chronicle*, das Gerücht von ihrer Affäre und behauptete, der Ehemann von Lady Frances drohe mit Scheidung. Der Artikel führte zu einer Verleumdungsklage und einer erheblichen Schadensersatzforderung an den *Chronicle*, doch es ist interessant, wenn nicht bezeichnend, dass der Duke sowohl am Vorabend von Waterloo als auch am Tag unmittelbar nach der Schlacht Zeit fand, Lady Frances zu schreiben.

Wellington schätzte die Gesellschaft von Frauen, ausgenommen seiner eigenen Frau, die er verabscheute. In dieser Hinsicht unterschied er sich grundlegend von Napoleon, der einmal feststellte: «Wir haben alles verdorben, indem wir die Frauen zu gut behandeln, wir haben den großen Fehler begangen, sie beinahe mit uns

selbst auf die gleiche Stufe zu stellen. Die Natur hat sie geschaffen, damit sie unsere Sklavinnen sind.» Wellington fühlte sich wohler mit Frauen, besonders mit klugen Frauen, als mit Männern, und es gefiel ihm noch besser, wenn die Frauen jung, gutaussehend und adelig waren. Es gab Gerede in Brüssel. Der Duke «macht es sich zur Aufgabe, sämtliche Damen von zweifelhaftem Charakter aufzufordern», klagte Lady Caroline Capel, die Schwester von Wellingtons stellvertretendem Kommandooffizier, Lord Uxbridge, der selbst mit Wellingtons Schwägerin durchgebrannt war. Der Duke wurde unverblümt vor einer solchen «zweifelhaften» Frau gewarnt, Lady John Campbell. Ihr Charakter, wurde ihm erklärt, sei «mehr als suspekt». «Ist er das? Bei Gott!», gab er zurück. «Dann gehe ich und frage sie selbst!», worauf er «unverzüglich seinen Hut nahm und sich zu diesem Zweck auf den Weg machte». Kein argwöhnisches Gerede gab es um die neunzehnjährige Lady Georgiana Lennox, die Tochter der Duchess of Richmond, die bei dem Ball ihrer Mutter Wellingtons Tischnachbarin war. Sie fragte, ob die Gerüchte zuträfen und die Franzosen im Anmarsch wären, und er nickte. «Ja», sagte er, «sie treffen zu, und wir rücken morgen ab.»

Es war die unmittelbar bevorstehende Schlacht, die dem Ball der Duchess of Richmond solche Pikanterie verlieh. Am Abend des 15. Juni tanzte ein Schwarm prächtig

uniformierter Offiziere bei Kerzenlicht, und innerhalb von vierundzwanzig Stunden würden einige von ihnen tot sein, immer noch angetan mit ihren Seidenstrümpfen und Tanzschuhen. Wellingtons Kritiker bemängeln natürlich, dass er nichts auf einem Ball verloren hatte, wenn er wusste, dass die Franzosen im Anmarsch waren, doch der Duke hatte wie immer seine Gründe.

Vor allem wollte er keine Panik verbreiten. Er war überrascht worden, und als er auf dem Ball eintraf, um zehn Uhr abends, wusste er, dass ihn Napoleon auf dem falschen Fuß erwischt hatte, aber dies war nicht der Augenblick, um Beunruhigung zu zeigen. Er wusste, dass er beobachtet wurde, also war es notwendig, Selbstvertrauen auszustrahlen. Der zweite Grund war dagegen überaus praktischer Natur. Der Duke musste dringende Befehle ausgeben, und so gut wie jeder höhere Offizier seiner Armee befand sich auf dem Ball, sodass er sie leicht ausfindig machen und instruieren konnte. Der Ball diente in der Tat als Stabstreffen, und es wäre töricht gewesen, wenn sich der Duke diese Gelegenheit hätte entgehen lassen. Lady Hamilton-Dalrymple, die an diesem Abend zusammen mit ihm auf einem Sofa saß, erinnerte sich, dass «er sich häufig mitten im Satz unterbrach und einen Offizier heranrief, um ihm Anweisungen zu geben».

Was war also geschehen, dass der Ball mit solch einer bedrohlichen Stimmung aufgeladen war?

An der Straße von Charleroi war die Hölle losgebrochen.

Eine von Napoleons Schwierigkeiten war selbstverschuldet. Er hatte Befehl gegeben, die Hauptstraßen zu zerstören, die im Norden aus Frankreich herausführten. Die Straßen bestanden aus einer verdichteten Schotterschicht über einem Bett aus größeren Steinen und waren bis einige Kilometer südlich der Grenze aufgehackt und mit Gräben durchzogen worden, um einer gegnerischen Armee den Vormarsch nach Frankreich zu erschweren. Doch das machte es den Franzosen ebenso schwierig, in die Gegenrichtung voranzukommen. Die aufgebrochenen Straßen waren kein Hindernis für Infanterie oder Kavallerie, sie waren den Vormarsch über die Felder gewöhnt, aber sie waren eine schwere Beeinträchtigung für alles, was Räder hatte: die Nachschubfuhrwerke und die Geschütze.

Nachdem Napoleon den Angriff beschlossen hatte, handelte er schnell und konzentrierte seine Armee direkt südlich der Sambre. Mannschaften setzten die Straßen instand, sodass die Kanonen und Fuhrwerke nach Norden fahren konnten, aber Infanterie und Kavallerie mussten durch die Felder gehen, die zum größten Teil mit Roggen

bepflanzt waren. Der Roggen wuchs im frühen neunzehnten Jahrhundert höher, also hatte die vorrückende Armee dicke, dicht stehende, faserige und mannshohe Stängel vor sich. Das Getreide wurde plattgetrampelt, aber ein Kavallerist erinnerte sich, wie die Pferde in dem verfilzten Gewirr unter ihren Hufen stolperten, und dieser lästige Roggen wird bei den folgenden Ereignissen noch eine gewisse Rolle spielen.

Doch trotz der stolpernden Pferde und der nötigen Straßeninstandsetzung näherte sich Napoleons Armee der Grenze, sodass die Armée du Nord am Abend des 14. Juni, dem Tag vor dem Ball der Duchess of Richmond, ein paar Kilometer südlich von Charleroi biwakierte. Der Kaiser befahl seinen Männern, sich möglichst in der Deckung der Hügel zu halten, aber ihre Kochfeuer erhellten die Nacht. Dieser Schimmer in der Dunkelheit hätte für die Alliierten das erste Zeichen sein müssen, dass sich südlich der Grenze etwas Unheilvolles zusammenbraute, doch obwohl er bemerkt wurde, löste er keinen Alarm aus.

Der 15. Juni dämmerte klar herauf, und bei Tagesanbruch waren die französischen Soldaten wieder auf dem Marsch. Ihr erstes Ziel war es, die Sambre zu überqueren, die knapp nördlich hinter der Grenze verlief, und drei Kolonnen näherten sich von Süden her dem Fluss. Die mittlere Kolonne marschierte auf Charleroi zu, wo die

Brücke verbarrikadiert war, und es gab Verzögerungen, bis ausreichend Infanterie eingetroffen war, um die Barriere zu stürmen. Es waren nur wenige preußische Verteidiger dort, kaum mehr als ein Vorposten, und sie zogen sich nach Norden zurück, als die Franzosen die Stadt besetzten. Inzwischen war es Nachmittag geworden, und Napoleons Armee überquerte die Grenze nach Belgien, wo starke Kavalleriepatrouillen ausschwärmten, um zu erkunden, wo die alliierten Streitkräfte ihre Stellungen hatten.

Dies war nicht die einzige Unternehmung der Franzosen. Viel weiter westlich sondierten weitere Kavalleriepatrouillen das Gebiet Richtung Mons. An diesem Vormittag traf das 2nd Battalion der 95th Rifles an der Grenze bei Mons auf eine französische Ulanenpatrouille. Richard Cocks Eyre, ein Second Lieutenant (ein Rang, der bei den Rifles den Fähnrichen in der übrigen Armee entsprach), beschrieb das Aufeinandertreffen als «Spielchen», aber der Duke of Wellington nahm solche Meldungen außerordentlich ernst. Sie konnten auf einen Vormarsch des Gegners hindeuten, der ihn von den Nordseehäfen abschneiden würde. Er erhielt ebenfalls Berichte über französische Aktivitäten rund um Charleroi, doch sein erster Instinkt war es, seine rechte Flanke zu schützen, und so befahl er der Armeereserve, die er selbst befehligte, in Brüssel und dem

Rest der Truppen in ihren Quartieren im Westen zu bleiben. Dies hätte sich fatal auswirken können. Napoleon machte einen Vorstoß über den Fluss und drängte die Preußen langsam zurück, aber Wellington – statt seine Männer zur Gefahrenstelle zu schicken – hielt die Straßen Richtung Ostende unter Beobachtung, wo die meisten seiner Einheiten, Geschütze und sein Nachschub aus England anlandeten. Napoleon hätte sich nichts Besseres wünschen können.

Die Geschichte des 15. Juni, dem Tag des berühmten Balls, ist ein Krimi. Der «Nebel des Krieges» ist ein Klischee, doch es passt auf diesen Tag. Napoleon setzt mit der heraufziehenden Morgendämmerung seine Truppen zum Angriff über die Sambre, die Preußen ziehen sich langsam und widerstrebend zurück, und Wellington trifft trotz der Berichte von seinen Verbündeten keine Entscheidung. Tatsächlich tut er etwas Frivoles: Er geht zum Tanz. Man hat ihm vorgeworfen, die preußischen Meldungen absichtlich ignoriert zu haben, doch warum er das getan haben sollte, ist rätselhaft. Er hört von dem französischen Vormarsch zum ersten Mal um etwa drei Uhr nachmittags. Die Meldungen haben lange gebraucht, um den Duke zu erreichen, und die Kritiker des Duke bringen vor, er hätte bei der ersten Meldung Befehl zum Ausrücken seiner Truppen Richtung Osten geben müssen, doch stattdessen wartet er ab. Freiherr von Müffling war

sein preußischer Verbindungsoffizier, und es war Müffling, der Wellington die Nachricht überbrachte.

Als am 15ten Juni der General von Zieten vor Charleroy angegriffen und dadurch der Krieg eröffnet war, sendete er einen Offizier an mich ab, der um 3 Uhr in Brüssel eintraf. Der Herzog von Wellington, dem ich es sofort mittheilte, hatte keine Nachrichten von seinen Vorposten bei Mons.

Zwei Dinge sind an Müfflings Bericht interessant. Wir wissen, dass der erste Zusammenstoß zwischen Napoleons Armee und den Preußen etwa um fünf Uhr morgens stattfand, doch Müffling, der keinerlei Anlass hat, in dieser Angelegenheit die Unwahrheit zu sagen, ist sicher, dass die Nachricht erst um drei Uhr nachmittags in Brüssel eintrifft, also zehn Stunden später. Charleroi liegt fünfzig Kilometer südlich von Brüssel, und ein berittener Kurier konnte diese Strecke leicht in weniger als vier Stunden zurücklegen. Dennoch dauerte es zehn Stunden. Wir wissen nicht warum, obwohl Wellington einmal darauf hingewiesen hat, dass «der fetteste Offizier der preußischen Armee» als Kurier ausgewählt worden war.

Die Preußen bestehen darauf, General von Zieten, dessen Truppen von den Franzosen zurückgedrängt wurden, habe am frühen Morgen eine Meldung an Wellington

abgeschickt, doch der Beweis, dass die Meldung abgeschickt wurde, ist noch kein Beweis, dass sie auch erhalten wurde. In diesem aufgeregten Streit um gegenseitige Schuldzuweisungen sind Ströme von Tinte geflossen. Gneisenau sagte später, der Duke hätte bei der Sammlung seiner Truppen getrödelt, und fügte ätzend hinzu: «Ich kann mir bis heute nicht denken warum.» Er wusste es natürlich, aber seine Abneigung gegen den Duke ließ ihn nicht zugeben, dass es eine plausible Erklärung gab. Das Traurige an dieser Animosität ist, dass Gneisenau und Wellington sehr viel gemeinsam hatten. Sie waren beide hochintelligent, fleißig, gründlich, diszipliniert, intolerant gegenüber Dummheit oder Leichtsinn, und beide hatten sich demselben Ziel verschrieben: der vollkommenen Vernichtung von Napoleons Macht. Und dennoch beharrte Gneisenau darauf, Wellington sei nicht vertrauenswürdig. Und Vertrauen ist für die Geschichte von Waterloo sehr wichtig. Der alliierte Feldzug war auf das Vertrauen gegründet, dass Blücher zu Wellingtons Unterstützung kommen würde und Wellington zur Unterstützung Blüchers, denn beide Befehlshaber wussten, dass ihre Armeen Napoleon nicht allein schlagen konnten. Sie mussten ihre Kräfte bündeln, um zu siegen, und wenn ihnen die Bündelung ihrer Kräfte nicht gelang, würden sie nicht kämpfen.

Warum also konzentrierte Wellington an diesem schicksalhaften Dienstag seine Einheiten nicht? Weil er immer noch nicht sicher war, wo er würde kämpfen müssen. Er erhielt Meldung, dass französische Truppen in der Nähe von Thuin gesehen worden waren, und ihre Anwesenheit nahe der Stadt, auch wenn sie nicht weit von Charleroi entfernt war, hätte auf einen Generalangriff auf Mons hinweisen können, noch dazu hatte es den Zusammenstoß zwischen britischen Schützen und französischen Ulanen auf der Straße nach Mons gegeben. Wellington befürchtete, Napoleon würde im Westen angreifen, und deshalb wartete er ab, um weitere Nachricht von seinen Einheiten aus Mons zu erhalten. Er ist in dieser Sache sehr bestimmt. Als ihn Müffling drängt, seine Einheiten näher bei den Preußen zu sammeln, erklärt Wellington sein Zögern:

Wenn alles so ist, wie es der General von Zieten ansieht, so concentriere ich mich auf meinen linken Flügel … Kommt jedoch ein Theil des Feindes über Mons, so muß ich mich mehr nach meinem Centrum zusammenziehen. Dies ist der Grund, weshalb ich durchaus erst die Meldung von Mons abwarten muß, ehe ich das Rendezvous bestimme.

Das wirkt klar genug. Fern davon, seine Alliierten im Stich zu lassen oder ihre Warnungen geringzuschätzen, war der Duke vorsichtig, weil er bislang keinen überzeugenden Beweis dafür hatte, dass der französische Angriff über Charleroi der Hauptangriff war. Es hätte ebenso gut eine List sein können, um seine Männer Richtung Osten abzuziehen, während der eigentliche Angriff auf seiner rechten Flanke geführt wurde. Also wartete er ab. Er hatte vor dem Feldzug gesagt, dass ihn «eine falsche Bewegung» einer vernichtenden Attacke von Napoleon ausliefern könnte, und es schien daher besser, überhaupt keine Bewegung zu machen. Weitere Meldungen trafen am frühen Abend von Blücher ein, und immer noch wartete der Duke ab, weil er immer noch befürchtete, der Angriff könne über die Straße von Mons erfolgen. Erst am späten Abend, als der Duke in dem fürstlich herausgeputzten Ballsaal war, hörte er aus Mons, dass dort alles ruhig war, und damit war er überzeugt, dass Blücher die ganze Zeit recht gehabt hatte und die Franzosen ihren Angriff über die Straße von Charleroi führen würden. In schneller Folge trafen an diesem Abend weitere Meldungen ein, und eine der wichtigsten kam von Baron Jean Victor de Constant Rebecque, der Stabschef des Schlanken Billy war und ein guter Mann. Er berichtete, die Franzosen seien nördlich von Charleroi bis zu einer Kreuzung namens Quatre-Bras

vorgerückt und er habe Truppen hingeschickt, die sie aufhalten sollten.

Was folgte, ist eines der berühmtesten Ereignisse im Leben des Duke. Es war nach Mitternacht, und der Duke verließ den Ball, und als er durch den Saal begleitet wurde, drehte er sich zum Duke of Richmond um und flüsterte: «Haben Sie eine gute Karte im Haus?»

Richmond brachte Wellington in sein Arbeitszimmer, wo eine Landkarte auf dem Tisch ausgebreitet lag. Der Duke studierte sie bei Kerzenlicht, dann rief er aus: «Napoleon hat mich hereingelegt, bei Gott! Er hat vierundzwanzig Stunden Marsch Vorsprung vor mir gewonnen!»

Napoleons Truppen waren bereit, die Alliierten zu spalten. Der Plan des Kaisers ging auf.

Der Träger des wundervollen Namens Hyacinthe Hippolyte de Mauduit war Sergent in Napoleons Garde impériale. Damit gehörte er zur Crème de la Crème. Er diente in der Vieille Garde, einem Teil des zweiten Bataillons des ersten Grenadierregiments. Die Garde impériale war Napoleons Lieblingseinheit, die Stoßtruppen des französischen Kaiserreiches. Jeder Mann war Veteran, sie genossen Privilegien, trugen eine besondere Uniform und waren dem Kaiser, den sie schützten, leidenschaftlich ergeben. Benjamin Haydon, ein britischer Historienmaler, erhaschte

kurz nach Napoleons erster Abdankung einen Blick auf die Garde und schrieb:

Haarsträubender aussehende Gesellen als Napoleons Garde hatte ich nie gesehen. Sie hatten den Ausdruck von reinrassigen, altgedienten, disziplinierten Halunken. Verderbtheit, Gleichgültigkeit und Blutrünstigkeit standen ihnen ins Gesicht geschrieben; schwarze Schnurrbärte, riesenhafte Mützen, schlaffe Haltung und bösartige Mienen kennzeichneten sie. Wenn solche Gesellen die Welt regiert hätten, was wäre dann aus ihr geworden?

Sergent Hippolyte de Mauduit war einer dieser «Halunken», und während sich der Duke of Wellington beim Ball befand, richtete sich der Sergent im Hof eines Eisenfabrikanten in Charleroi ein, dessen Haus zu Napoleons zeitweiligem Hauptquartier wurde.

Wir kochten eifrig Essen für den Morgen und für den Abend, weil wir beinahe achtzehn Stunden lang marschiert waren, ohne Gelegenheit zu haben, unsere Kochtöpfe auch nur von ihren Haken zu nehmen, und alles deutete darauf hin, dass es am nächsten Tag genauso weitergehen würde … Ständig kamen und gingen Adjutanten und Stabsoffiziere, und wenn sie so herumhetzten, warfen sie

oft unsere kegelförmig aneinander lehnenden Musketen um.

Die Soldaten der Garde hatten keine genaue Vorstellung von dem, was gerade geschah. Sie waren den ganzen Tag marschiert, hatten Gewehrfeuer gehört, waren weitermarschiert, und nun, altgedient wie sie waren, sorgten sie dafür, dass sie etwas zu essen in ihren Tornistern hatten. Aber einer der Gardisten besaß eine alte Landkarte von Flandern, und Hippolyte erinnert sich, wie sie sich darum scharten und versuchten, sich anhand der Karte zurechtzulegen, welche Pläne Napoleon haben könnte.

Hatte Napoleon überhaupt einen Plan? Er hatte oft genug gesagt, der beste Plan sei, Feindkontakt herzustellen und erst dann die wichtigen Entscheidungen zu treffen. An diesem Tag, dem 15. Juni, hatten die Franzosen Kontakt mit den Preußen hergestellt. Der erste Kampf hatte südlich von Charleroi stattgefunden, aber der Widerstand nahm zu, nachdem die Franzosen die Sambre überquert hatten und nach Norden drängten, und was Hippolyte de Mauduit und seine Kameraden auf der Landkarte gesehen haben müssten, war die nördliche Ausfallstraße von Charleroi nach Brüssel. Nur wenige Kilometer hinter der Stadt kreuzte diese Hauptstraße eine

zweite Fernverbindung, eine alte Römerstraße, und die Preußen benutzten sie anscheinend für ihren Rückzug. Sie bewegten sich ostwärts, auf das ferne Preußen zu, und so wie es aussah, verteidigte niemand die Hauptstraße nach Brüssel.

Bei der Schlacht von Waterloo dreht sich alles um Straßen. Straßen und Kreuzungen. Die Armeen brauchten Straßen. Kavallerie und Infanterie konnten ohne Straßen querfeldein vorrücken, auch wenn sie nur quälend langsam vorankamen, aber Geschütze und Versorgungswagen brauchten Straßen. Die Straßenkarte nördlich von Charleroi zu verstehen, bedeutet, die Probleme der drei Kommandogeneräle nachzuvollziehen, und am Abend des Balls der Duchess of Richmond lagen diese Probleme beinahe alle auf Seiten der Alliierten. Napoleon hatte die Lage erfasst, und seine Strategie der Spaltung der Verbündeten funktionierte. In der Tat machte es Wellingtons Vorsicht sogar einfacher für den Kaiser.

Die Preußen ziehen sich nicht weit zurück. In der Nacht vom 15. auf den 16. Juni, während der Kaiser in Charleroi ist und der Duke of Wellington tanzt, machen die Preußen bei einem Dorf namens Sombreffe halt. Dort werden sie eine Stellung aufbauen. Warum Sombreffe? Weil hier eine weitere Straße wichtig ist, eine Straße, die die Römerstraße kreuzt und Richtung Westen führt, und die

britisch-niederländische Armee steht weit im Westen. Diese kleine Straße, üblicherweise Chaussée de Nivelles genannt, kreuzt die Fernstraße von Charleroi nach Brüssel bei einem unbedeutenden Weiler namens Quatre-Bras. Wenn sich also die Preußen noch ein wenig weiter nach Osten zurückziehen, riskieren sie, den Kontakt zu Wellingtons Einheiten zu verlieren. Die Chaussée de Nivelles ist die letzte Verbindungsstraße, auf der die Briten zur Unterstützung der Preußen anrücken können, also befiehlt Blücher, dort eine Stellung zu errichten.

Aber es gibt ein Problem. Der Duke of Wellington wartet zu lange ab, und die britisch-niederländische Armee sammelt sich spät. Der Kaiser hat sich einen Tag Marsch erschlichen, und die lebenswichtige Kreuzung von Quatre-Bras, die Stelle, an der sich die britisch-niederländische Armee sammeln muss, wenn sie Blücher unterstützen will, ist praktisch ohne jede Verteidigung. Wenn diese Kreuzung besetzt wird, können die Einheiten des Duke of Wellington nicht zur Unterstützung der Preußen vorrücken.

Und in der Morgendämmerung des 16. Juni schickt der Kaiser Maréchal Ney zur Eroberung von Quatre-Bras.

Es ist ein sehr warmer Tag, ein brütend heißer Sommertag in der Provinz Belgien. Die Garde impériale verlässt Charleroi spät, etwa um neun Uhr vormittags, und folgt dem Hauptverband des Kaisers Richtung Sombreffe.

Der Kaiser hat den Gegner aufgespürt, und er weiß genau, was er zu tun hat. Maréchal Ney wird die unverzichtbare Kreuzung bei Quatre-Bras erobern und so Wellington von der Schlacht ausschließen, die der Kaiser bei dem Dorf Ligny in der Nähe von Sombreffe führen wird. In dieser Schlacht werden sich Frankreich und Preußen gegenüberstehen. Wenn Napoleon diese Schlacht gewinnt, können die Preußen nach Osten in Richtung ihrer Heimat abgedrängt werden, und der Kaiser kann sich um die Briten kümmern.

Hippolyte und seine Kameraden von der Garde marschieren hinter ihrer Regimentskapelle. Sie kommen an den unbestatteten Leichen der Männer vorbei, die bei dem Scharmützel des Vortages zwischen der preußischen Nachhut und den vorrückenden Franzosen umgekommen sind. Hippolyte erinnert sich, dass er den Plan des Kaisers mehr oder weniger verstanden hatte, möglicherweise hatte ihm die Landkarte dabei geholfen, in Wahrheit aber ist dieser Plan nicht seine Sache. Alles, was er wissen muss, ist, dass sich sein geliebter Kaiser für den Kampf entschieden hat, dass sich die gegnerischen Truppen in Auflösung befinden und dass die Garde impériale in die Schlacht geführt wird, falls der Kampf ausweglos wird. Das ist ihre Aufgabe, Schlachten zu gewinnen, und ihr größter Stolz ist, dass sie noch niemals besiegt wurden. Sie sind

die Auserwählten des Kaisers, die tapfersten Soldaten Frankreichs, die unbezwingbare Garde.

Die Männer der Garde impériale hätten sich zweifellos gern «die Tapfersten der Tapferen» genannt, nur dass dieser Spitzname schon Maréchal Ney gehörte, der erst an diesem heißen Morgen des 16. Juni zur Armee stieß. «Ney», grüßte ihn der Kaiser, «ich freue mich, Sie zu sehen.» Und während Hippolyte und die restliche Armee nach Osten marschierten, um es mit den Preußen aufzunehmen, erhielt Ney das Kommando über 9600 Infanteristen, 4600 Kavalleristen und 34 Geschütze mit dem Befehl, die Kreuzung bei Quatre-Bras einzunehmen. Es war in der Tat eine überaus leichte Aufgabe, und Ney besaß eine weit überlegene Streitmacht, um sie zu erfüllen.

Mit der Einnahme von Quatre-Bras sind die Preußen beinahe mit Sicherheit zum Scheitern verdammt.

Mit der Einnahme von Quatre-Bras werden die Briten zu Napoleons nächstem Opfer.

Es hat alles so gut für den Kaiser angefangen. Doch dann beschloss ein Niederländer den Gehorsam zu verweigern.

Major-General Baron Jean Victor de Constant Rebecque wurde in der Schweiz geboren und sollte im Gebiet des heutigen Polens sterben. Seinen ersten militärischen

Einsatz leistete er für die Franzosen, nach der Revolution aber trat er in die niederländische Armee ein. Er war einundvierzig Jahre alt und kannte die Briten gut, denn als der Schlanke Billy, der Kronprinz, im Spanischen Unabhängigkeitskrieg zum Adjutanten Wellingtons gemacht worden war, hatte Rebecque den jungen Mann begleitet. Inzwischen war er der Stabschef des Schlanken Billy.

Rebecque war ein besonnener, intelligenter Mann. Am 15. Juni hatte er Befehl erhalten, das 1. Korps, das vom Kronprinzen kommandiert wurde, bei Nivelles zu sammeln, einer Stadt, die westlich der Verbindungsstraße von Charleroi nach Brüssel liegt. Der Befehl war spät gekommen, weil der Duke of Wellington den ganzen Tag gezögert hatte, nachdem er immer noch einen französischen Angriff über Mons befürchtete, doch schließlich setzte sich die britisch-niederländische Armee in Bewegung.

Und Rebecque kam zu dem Schluss, dass sie sich zum falschen Ort bewegte.

Nivelles war kein schlechter Platz für die Sammlung eines Teils von Wellingtons Streitkräften. Eine Straße, die Chaussée de Nivelles, führte östlich aus der Stadt heraus bis dorthin, wo Blücher seine Stellung errichten wollte. Nur dass zwischen Nivelles und Sombreffe diese

unbedeutende Kreuzung namens Quatre-Bras lag. Napoleon hatte die Bedeutung dieser Kreuzung erkannt und Maréchal Ney die Eroberung befohlen. Wenn die Franzosen Quatre-Bras hielten, dann hatten sie sich zwischen Nivelles und Sombreffe festgesetzt, zwischen Wellington und Blücher. Mit der Einnahme von Quatre-Bras war Napoleons Ziel der Spaltung der Alliierten erreicht.

Und das verstand Rebecque.

Also schickte Rebecque trotz des Befehls zur Sammlung bei Nivelles Einheiten nach Quatre-Bras. Es war kein starker Truppenverband, nur etwas mehr als 4000 Mann aus der niederländischen Armee, aber sie waren bei der Kreuzung, und noch während sich Wellington für den Ball ankleidete, wehrten sie die vorrückenden Franzosen ab. Diese Franzosen befanden sich auf Patrouille und gerieten knapp südlich von Quatre-Bras unter den Beschuss der niederländischen Artillerie und Infanterie. Die Franzosen drängten nicht auf einen Angriff. Sie sondierten das Terrain, entdeckten die niederländischen Einheiten und zogen sich zurück. Es war inzwischen spät, kurz vor Sonnenuntergang, und der Angriff auf die Kreuzung konnte bis zum nächsten Tag warten. Die niederländischen Einheiten, die den Spähtrupp der Franzosen abgewehrt hatten, waren genau genommen Deutsche aus Nassau. Sie

standen in niederländischen Diensten, weil auf die gleiche Art, auf die der Regent Hannovers im europäischen Mächtekonzert zum König von England wurde, der Prinz von Nassau zu König Willem I. der Niederlande geworden war. Die Männer, die den ersten französischen Angriff abgewehrt hatten, standen unter dem Befehl eines dreiundzwanzigjährigen Obersts, Prinz Karl Bernhard von Sachsen-Weimar, und an diesem Abend, als die Kerzen der Kronleuchter für den Ball der Duchess of Richmond angezündet wurden, schickte der junge Oberst einen Gefechtsbericht an seinen unmittelbaren Vorgesetzten. Er meldete, er habe französische Kavallerie und Infanterie abgewehrt, sei aber besorgt, weil er keinerlei Kontakt mit anderen alliierten Truppen hatte. Er stand völlig allein in der Dunkelheit, ohne jegliche Unterstützung der Verbündeten. Es kam noch schlimmer:

Ich muss übrigens Eurer Excelenz gestehen, daß ich zu schwach bin, um mich hier lange halten zu können. Das 2te Bataillon Oranien Nassau hat noch Gewehre französischen Kalibers und jeder Mann nur noch zehn Patronen. Die freiwilligen Jäger haben Büchsen von vier verschiedenen Kaliebern und jeder Mann ebenfalls nur zehn Patronen. Ich werde den mir anvertrauten Posten so lange wie möglich

behaupten. Ich erwarte mit Tagesanbruch angegriffen zu werden.

Und so schien, als es über der Provinz Belgien Abend wurde, der Plan des Kaisers aufzugehen. Seine Armee hatte die Sambre überquert und war weiter nach Norden vorgestoßen. Die Preußen hatten sich Richtung Nordosten zurückgezogen, doch nahe dem Dorf Ligny haltgemacht, um dort zu kämpfen. Blücher war darauf angewiesen, dass ihm Wellington zu Hilfe kam, aber die Briten hatten lange gebraucht, um ihre Truppen zu konzentrieren, und waren immer noch weit von ihren preußischen Verbündeten entfernt. Sie konnten Ligny immer noch erreichen, aber nur, wenn die Chaussée de Nivelles frei war, und das hieß, die Kreuzung von Quatre-Bras halten zu müssen, wo nun ein kleiner Verband Deutscher in niederländischen Diensten isoliert und beinahe ohne Munition war. Diese 4000 Deutschen rechneten mit einem Angriff am folgenden Morgen, und dieser Angriff würde von Maréchal Ney geführt werden, dem «Tapfersten der Tapferen».

Somit konnten die Alliierten am 16. Juni bei Sonnenaufgang mit zwei Schlachten rechnen. Eine bei Ligny und die andere bei der lebensnotwendigen Kreuzung von Quatre-Bras. Und Napoleon wusste, wie wichtig diese Kreuzung war. Wenn er Quatre-Bras

einnahm, hätte er seine Gegner gespalten. Doch der Nebel verdichtete sich. Während Wellington tanzte, glaubte der Kaiser irrigerweise, Ney hätte Quatre-Bras schon erobert. Am Morgen des 16. schickte er sogar noch weitere Truppen zur Unterstützung Neys, der damit über 40000 Mann befehligte. Diese zusätzlichen Truppen sollten Ney nicht bei der Eroberung der Kreuzung helfen, denn wie Napoleon glaubte, hatte Ney das schon getan; stattdessen bestand ihre Aufgabe darin, die Kreuzung zu halten und damit Wellingtons Einheiten daran zu hindern, zu Blücher aufzuschließen. Und das war nicht das Einzige: «Sie werden heute Abend auf Brüssel marschieren und dort morgen früh um sieben Uhr eintreffen. Ich werde Sie mit der Garde impériale unterstützen.»

Also dachte Napoleon, er könnte die Preußen noch weiter zurückdrängen und dann umschwenken, um die Briten anzugreifen. Es lief alles nach Plan, und am Samstagmorgen würde der Kaiser das Frühstück im Brüsseler Schloss Laken einnehmen.

Nur dass Ney Quatre-Bras nach wie vor nicht erobert hatte.



«Der Ball der Duchess of Richmond am 15. Juni 1815», von Robert Alexander Hillingford. So gut wie jeder höhere Offizier in Wellingtons Armee befand sich auf dem Ball, sodass der Duke sie leicht aufsuchen und instruieren konnte. Der Ball diente in der Tat als Stabstreffen.



Feldmarschall August Neidhart, Graf von Gneisenau, von George Dawe. Gneisenau beschwerte sich, der Duke hätte bei der Sammlung seiner Truppen getrödelt, und fügte ätzend hinzu: «Ich kann mir bis heute nicht denken warum.»



Generalmajor Baron Jean Victor de Constant Rebecque, von J.B. van der Hulst.
Der Niederländer, der beschloss, den Gehorsam zu verweigern.



Der beeindruckende Fürst Gebhard Leberecht von Blücher mit einundsiebzig Jahren – er trug den Spitznamen *Marschall Vorwärts*. Holzstich nach einer Zeichnung Adolph Menzels.



Der Vormarsch Napoleons
15. Juni 1815
Britisch-niederl. Stellungen
Preußische Stellungen
Der französische Vormarsch
KGR. DER VEREINIGTEN NIEDERLANDE
Schelde
Demer
Dender
Dyle
Lasne
Termonde
Mechelen
Aalst
Vilvoorde
Löwen
BRÜSSEL
Reserve
(Wellington)
Ninove
Cavalry Corps
(Uxbridge)
Forêt de Soignes
Chyse
Hal
5th Brig.
(Vincke)
Waterloo
Wavre
Dion le Mont
1st Div.
(Cooke)
Enghien
Tubize
Mont-Saint-Jean
Ohain
Braine l'Alleud
Plancenoit
I. KORPS
Tourinnes
II. Korps
(Pirch)
Ndl.
3rd Div.
(Chassé)
Glabais
Walhain
Braine-le-Comte
Genappe
Mellery
3rd Div.
(Alten)
Soignies
Nivelles
Tilly
Grand Leez
Quatre-Bras
Ndl.
2nd Div.
(Perponcher)
Ndl.
(Sachsen-Weimar)
Gembloux
Sombreffe
Frasnes
Seneffe
Ligny
Mellet
I. Korps
(Zieten)
Mazy
Temploux
Namur
Roeulx
Gosselies
Jumet
Mons
Ndl.
Kav.-Div.
(Collaert)
III. Korps
(Thielman)
Sambre
Chatelet
Binche
Marchienne
Charleroi
Maas
Bonne Esperance
3e Corps
(Vandamme)
Gerpinnes
Leers
Thuin
Sobre-sur-Sambre
Sambre
6e Corps
(Lobau)
Sossoye
1er Corps
(d'Erlon)
2e Corps
(Reille)
4e Corps
(Gérard)
Maubeuge
Garde
impériale
(Napoleon)
Dinant
Florennes
1er Corps de Cavalerie
(Pajol)
Beaumont
Philippeville
Corps de Réserve de Cavalerie
(Grouchy)
Charlemont
Avesnes
KSR. FRANKREICH
Givet
0
15 Kilometer
0
15 Meilen
Maas

Kapitel Drei
Das Schicksal Frankreichs liegt in Ihren Händen!



Der 16. Juni war ein Freitag. Die Morgendämmerung zog mit drückender Hitze herauf. Die Preußen sammelten ihre Armee nahe der kleinen Stadt Sombreffe, die Franzosen rückten auf sie zu, und die britisch-niederländische Armee versuchte verzweifelt, den verlorenen Marschtag aufzuholen. Wellington hatte, nachdem ihm die Bedeutung dieser unscheinbaren Kreuzung bei Quatre-Bras klar geworden war, seiner Armee befohlen, dorthin zu marschieren, doch diesen Befehl hatte er sehr spät herausgegeben. Zu spät? Einige Truppen rückten aus Brüssel um zwei Uhr morgens bei Mondschein ab, aber die meisten warteten bis zur Dämmerung. In der Stadt drohte Panik auszubrechen. Captain Johnny Kincaid, ein Offizier der 95th Rifles, schlief auf einem Gehweg, besser gesagt, er versuchte zu schlafen.

Aber wir wurden jeden Moment von Ladies genauso gestört wie von Gentlemen; manche stolperten im Dunkeln über uns, manche rüttelten uns wach, damit wir ihnen die Neuigkeiten erzählten … Allen, die mich um Rat fragten, empfahl ich nach Hause ins Bett zu gehen, die Ruhe zu bewahren und versichert zu sein, dass sie, wenn sie die Stadt verlassen müssten (was ich sehr stark bezweifelte), mindestens einen vollen Tag zur Vorbereitung hätten, denn schließlich würden wir unseren Rindereintopf zurücklassen, für den wir, da war ich ganz sicher, eher kämpfen würden, als ihn stehenzulassen!

Die wenigsten schliefen in dieser Nacht, auch wenn der Duke ein paar Stunden Schlaf bekam, bevor er nach Quatre-Bras aufbrach. Englische Besucher in Brüssel, und davon gab es viele, verabschiedeten die Soldaten. Eine dieser Besucherinnen, Miss Charlotte Waldie, erinnerte sich später an den «Tumult und das Durcheinander der Kriegsvorbereitungen».

Offiziere suchten vergeblich nach ihren Bediensteten, Bedienstete hetzten ihren Herren nach, Gepäckkarren wurden beladen, Artilleriegespanne wurden angeschirrt … Als es hell wurde, kamen Soldaten aus allen Teilen der Stadt in Marschordnung zum Sammelplatz, mit ihren

Tornistern auf dem Rücken, beladen mit Proviant für drei Tage … Viele nahmen Abschied von ihren Frauen und Kindern, vielleicht zum letzten Mal, und auf den rauen Wangen vieler Veteranen glänzten Tränen. Ein armer Kerl unter unserem Fenster kehrte wieder und wieder zu einem nochmaligen Abschied von seiner Frau um, nahm sein Baby noch einmal in die Arme. Und ich sah ihn hastig mit dem Ärmel eine Träne von der Wange wischen, als er ihr das Kind zum letzten Mal zurückgab, ihre Hand fest drückte, um dann hinter seiner Kompanie herzulaufen, die sich auf der anderen Seite der Place Royale aufgestellt hatte.

Miss Waldie sagt nicht, welche Nationalität der arme Soldat hatte, aber es ist sehr wahrscheinlich, dass er Brite war. Nur wenigen Frauen und Kindern wurde es gestattet, ein Bataillon im Auslandseinsatz zu begleiten. Sie wurden am Vorabend des Ausrückens per Los bestimmt, und von den Frauen wurden Koch- und Waschdienste erwartet, aber die Familien waren angewiesen worden, in Brüssel zu bleiben, als die Truppen nach Süden marschierten. Lieutenant Basil Jackson vom Royal Staff Corps beobachtete den Abmarsch.

Zuerst kam ein Bataillon von den 95th Rifles in dunkelgrüner Uniform mit schwarzen Kreuzbandeliers. Dann folgten das 28th Regiment und die 42nd Highlanders,

die so gleichmäßig marschierten, dass die schwarzen Federn ihrer Mützen kaum zitterten.

Lieutenant Jackson war beinahe die ganze Nacht wach geblieben, um eine Meldung nach Osten zu bringen, und nun hatte er einen Moment zum Ausruhen, bevor er wieder auf sein erschöpftes Pferd stieg und den gleichmäßig marschierenden Highlanders in Richtung der Bedrohung folgte.

Und es war eine bedrohliche Situation. Quatre-Bras war die letzte Stelle, an der die Alliierten einfachen Zugang zueinander hatten. Wenn Quatre-Bras verloren wurde, wären die einzigen Verbindungen Feldwege, die sich durch hügeliges Gelände schlängelten und von schmalen Brückenstegen unterbrochen waren. Falls es also Napoleon gelang, die Briten von der Kreuzung abzudrängen, wäre die Kommunikation zwischen den britisch-niederländischen und den preußischen Einheiten erheblich erschwert. Alles, was die Franzosen tun mussten, war weiter vorzustoßen, und der Kaiser hatte Neys Truppen massiv verstärkt. Tatsächlich verfügte der Franzose am Morgen des 16. über mehr als 40000 Mann, um das kleine niederländische Kontingent unter Sachsen-Weimar zu überwältigen. Diese Nassauer hatten kaum noch Munition, nur etwa zehn Schuss pro Mann. «Ich

werde den mir anvertrauten Posten so lange wie möglich behaupten», hatte Prinz Karl Bernhard von Sachsen-Weimar versprochen, doch wie lange konnten 4000 Mann, deren Munition knapp war, gegen Neys enorme Übermacht durchhalten?

Doch Maréchal Ney unternahm erstaunlicherweise gar nichts. Er hätte die Kreuzung an diesem Vormittag jederzeit ohne große Anstrengung einnehmen können. Er hatte einen überwältigenden zahlenmäßigen Vorteil, und doch zögerte der «Tapferste der Tapferen». Er führte später an, auf weitere Befehle Napoleons gewartet zu haben, allerdings hatte er nicht einmal die vorangegangenen Befehle des Kaisers befolgt, die, klar genug, gelautet hatten, Quatre-Bras einzunehmen, und während er abwartete, rückten die britisch-niederländischen Verstärkungseinheiten aus Nivelles und Brüssel an. Es hat viele Erklärungsversuche für Neys Tatenlosigkeit gegeben: Er sei tatsächlich im Unklaren gewesen und habe auf Befehle gewartet, oder er habe die Absichten des Kaisers missverstanden oder sei vielleicht extrem vorsichtig gewesen.

Ney wusste, dass er die britisch-niederländische Armee unter dem Duke of Wellington gegen sich hatte, und Ney hatte Wellington schon einmal gegen sich gehabt. Er war 1810 bei Bussaco dabei gewesen, wo 65000 Franzosen

Wellingtons 50000 angegriffen hatten und blutig zurückgeschlagen worden waren. Ney hatte ein Armeekorps befehligt, das ins Zentrum der britischen Linie vorstieß, und alles schien gutzugehen, als die französischen Truppen hügelaufwärts gegen eine reichlich lückenhafte Schützenlinie britischer und portugiesischer Einheiten vorrückten, doch gerade als das Korps die Höhen von Bussaco erreichte, ließen die Briten ihre Falle zuschnappen, und zwei im Hinterhalt liegende Bataillone Rotröcke standen auf und feuerten aus kurzer Entfernung eine grauenvolle Salve ab, der sie einen Bajonettangriff folgen ließen, mit dem sie Neys Männer in kopfloser Panik den Hügel hinunterjagten.

Wellington war ein Meister des «Gegenhangs». Das bedeutete schlicht, dass er seine Einheiten gern hinter einem Hügel verbarg. Bei Bussaco war das britische Ziel, die Anhöhe zu halten, hätte Wellington jedoch seine Männer auf der Kuppe oder dem vorderen Hang aufgestellt, wären sie eine Zielscheibe für die grausam effiziente französische Artillerie gewesen. Indem er sie knapp hinter der Kuppe positionierte, schützte er sie vor dem größten Teil des Artilleriefeuers und verbarg seine Stellung vor dem Gegner. Ein Biograph Napoleons nannte dies einen «abgegriffenen Winkelzug», und das ist ein bemerkenswert einfältiger Kommentar. Es war vielleicht eine durchsichtige Taktik, aber seine Truppen zu

verbergen und zu schützen, ist weder «abgegriffen» noch ein «Winkelzug», und es ist verwunderlich, wie selten andere Befehlshaber diese Taktik einsetzten.

Ney, der sich südlich der Kreuzung befand, konnte nicht sehen, was ihn bei Quatre-Bras erwartete. Seine Sicht nach Norden wurde von dichtem Wald behindert, von ein paar sanften Geländewellen und, vor allem, von diesen hochbewachsenen Feldern mit Gerste und anderem Getreide. Seine Erfahrungen in Spanien und das Wissen, dass er es mit Wellington zu tun hatte, könnten ihn sehr wohl davon überzeugt haben, dass die unschuldig wirkende Landschaft in Wahrheit die gesamte britisch-niederländische Armee verbarg. Dies war ein Augenblick, in dem Wellington sein Ruf beste Dienste leistete. In Wahrheit marschierte die britisch-niederländische Armee noch auf staubigen Straßen unter einer glutheißen Sonne, und die Kreuzung hätte leicht erobert werden können, doch Ney zögerte.

«In drei Stunden ist der Kampf entschieden», behauptete Napoleon an diesem Tag, aber diese Stunden ließ Ney ungenutzt verstreichen. Napoleon hatte seine Taktik für diesen Tag beschlossen. Er teilte seine Armee. Eine Regel der Kriegskunst ist es, niemals eine Armee zu teilen, aber Napoleon plante nur eine zeitweilige Teilung seiner Streitkräfte. Er würde die Preußen bei dem Dorf Ligny

angreifen und rechnete fest damit, dass Ney jeden britischen Vorstoß in Quatre-Bras zurückwarf, dann nach Osten vorrückte und den Preußen in die Flanke fiel. Napoleon würde die Preußen mit seinem Frontalangriff an Ort und Stelle halten, bis Neys starker Verband ihre rechte Flanke angriff und sie endgültig besiegte. Dann, nachdem die Preußen ausgeschaltet und seine Armee wieder vereint war, würde sich Napoleon gegen die britisch-niederländischen Streitkräfte wenden.

Blüchers Erwartungen für den Tag waren beinahe ein Spiegelbild derjenigen Napoleons. Die Preußen würden ihre Stellung bei Ligny halten und auf das Eintreffen der Briten aus Quatre-Bras warten, und dann würden die britisch-niederländischen Einheiten einen Angriff auf die linke Flanke der französischen Armee führen und so für einen glänzenden Sieg der Alliierten sorgen.

Wellington unterdessen hoffte nur, Quatre-Bras zu halten. Er war sich über die Erwartungen Blüchers vollkommen im Klaren und wünschte zweifellos, sich an der Schlacht beteiligen zu können, die sich bei Ligny entwickeln sollte, doch seine oberste Priorität war, die Franzosen von der Eroberung der unverzichtbaren Kreuzung abzuhalten. Er traf etwa um zehn Uhr vormittags bei Quatre-Bras ein, um festzustellen, dass sich der Gegner unerklärlich träge verhielt. Die Franzosen standen mit einem massiven

Aufgebot südlich der Kreuzung, machten aber keinerlei Angriffsversuch. Also ritt Wellington fünf Kilometer nach Westen, um Blücher bei einer Windmühle in einem Dorf namens Brye zu treffen, das dicht bei Ligny lag.

Blücher erklärte, er lege es auf einen Kampf an, und verlangte von Wellington, ihm Soldaten zu schicken. Wellington inspizierte einstweilen die preußische Aufstellung und, möglicherweise taktlos, kritisierte sie. Blücher hatte viele seiner Männer auf offenem Gelände aufmarschieren lassen, wo sie ungeschützt dem Artilleriefeuer ausgesetzt waren. «Ich sagte, dass ich an Blüchers Stelle», erinnerte sich der Duke of Wellington später, «sämtliche Kolonnen zurückziehen würde, die ich überall an der Frontlinie sah, und mehr Einheiten in den Schutz des ansteigenden Geländes brächte.» Mit anderen Worten: Er hätte die Gegenhänge der sanft hügeligen Felder benutzt, die sich zwischen den Dörfern erstreckten. Dieser Rat war nicht willkommen. «Sie dachten anscheinend, sie wüssten es besser, also wurde ich ziemlich knapp abgefertigt.»

Die Preußen baten ihn, seine Armee zur Verstärkung heranzuführen, aber um das tun zu können, musste Wellington eine sichere Stellung in Quatre-Bras haben, und er wusste, dass die Kreuzung trotz Neys Saumseligkeit bald einem heftigen Angriff ausgesetzt

wäre. «Nun», erklärte er, «ich werden kommen, vorausgesetzt, ich werde nicht selbst angegriffen.»

Über dieses Treffen ist viel diskutiert worden. Die Kritiker des Duke of Wellington führen an, er habe das feierliche Versprechen gegeben zu kommen und dieses Versprechen gebrochen. Es wurde sogar angedeutet, der Duke habe bewusst gelogen, was seine Absichten anging, weil er die Preußen kämpfen lassen wollte, um Zeit zur Sammlung seiner Armee zu haben, obwohl es nicht den geringsten Hinweis gibt, der diese Auffassung stützt. Wellington wollte ganz sicher nicht, dass die Preußen besiegt würden, denn dann hätte seine Armee der zahlenmäßig überlegenen Armee Napoleons allein gegenübergestanden. Warum also hätte er eine Katastrophe für die Preußen riskieren sollen? Er konnte nicht nach Ligny abrücken, solange er nicht den erwarteten Angriff der Franzosen bei Quatre-Bras abgewehrt hatte. Wenn es keinen Angriff gäbe, würde er Einheiten schicken, aber wenn er die Kreuzung gegen Neys beträchtliche Streitmacht verteidigen musste, würde er wohl kaum einen Mann entbehren können.

Was bedeutete, dass die Preußen beinahe mit Sicherheit allein gegen Napoleon würden kämpfen müssen, doch bis zum frühen Nachmittag hatte Blücher 76000 Infanteristen, 8000 Kavalleristen und 224 Geschütze

konzentriert, um sich gegen die 58000 Infanteristen, 12500 Kavalleristen und 210 Geschütze des Kaisers zur Wehr zu setzen.

Napoleon hatte nicht damit gerechnet, einen so starken Kampfverband vorzufinden. Er hatte geglaubt, die Preußen wären weiter auf dem Rückzug und würden etwa 40000 Mann als Nachhut zurücklassen, aber die zahlenmäßige Ungleichheit entmutigte ihn nicht. Erstens hatten sich die Preußen gegen den «abgegriffenen Winkelzug» entschieden, ihre Truppen in Deckung zu bringen, und diese Weigerung setzte viele Regimenter Blüchers wehrlos der leistungsfähigen Artillerie Napoleons aus. Und noch wichtiger: Der Kaiser hatte Reservetruppen, hauptsächlich ein sehr starkes Korps von 22000 Mann unter dem Befehl des Comte d’Erlon, den man – nachdem mit einem wesentlich kleineren Kampfverband der Preußen gerechnet worden war – als Unterstützung zu Ney geschickt hatte. Zudem rechnete Napoleon fest damit, dass Neys Großaufgebot wie ein Hammerschlag in die rechte Flanke der Preußen fahren würde. Daher war der Kaiser sicher, dass seine Streitkräfte bei Einbruch der Dunkelheit wieder vereint und die Preußen besiegt wären. Um zwei Uhr nachmittags schickte der Kaiser weitere Instruktionen an Ney:

Es ist Seiner Majestät Absicht, dass Sie jeglichen Kampfverband, den Sie vor sich haben, angreifen, und nachdem Sie ihn entschlossen zurückgeschlagen haben, werden Sie in unsere Richtung abschwenken, damit diese Truppen in die Zange genommen werden, wenn jedoch die Letzteren zuerst geschlagen sind, wird Seine Majestät in Ihre Richtung manövrieren, um Sie zu unterstützen.

Kurz gesagt, soll Ney die Verteidiger von Quatre-Bras verjagen und zum Angriff auf die rechte Flanke der Preußen marschieren, wenn aber Napoleon die Preußen schon besiegt hat, wird der Kaiser marschieren, um sich dem Kampf gegen die britisch-niederländische Armee anzuschließen.

Die Kampfhandlungen bei Ligny setzten am frühen Nachmittag ein, und der Kaiser stellte fest, dass sich eine wesentlich heftigere Auseinandersetzung entwickelte, als er erwartet hatte. Seine Artillerie verrichtete, wie es der Duke of Wellington vorausgesagt hatte, ihr grausiges Werk in den ungeschützten Reihen der preußischen Infanterie. In den Erinnerungen eines französischen Offiziers heißt es, «die Geschütze des Kaisers verheerten die preußischen Kolonnen, die sich ohne Deckung aufgestellt hatten und jedes Geschoss aus den zahlreichen Batterien entlang unserer Linie abbekamen». Das Blutbad, das diese

Geschütze anrichteten, war entsetzlich. Hippolyte de Mauduit, der Sergent aus der Garde impériale, hatte schon viele Schlachtfelder gesehen, aber nach der Schlacht von Ligny war er entsetzt von dem Anblick auf den langgezogenen, ungeschützten Hängen, auf denen die preußische Infanterie den französischen Angriff erwartet hatte.

Eine unüberschaubare Zahl von Leichen, sowohl von Männern als auch von Pferden, lag überall verstreut, grässlich entstellt von Granaten und Kanonenkugeln. Das Bild unterschied sich von dem im Tal, wo beinahe alle Toten ein menschliches Aussehen bewahrt hatten, weil dort nahezu ausschließlich Kartätschen, Musketenkugeln und Bajonette als Werkzeuge der Vernichtung eingesetzt worden waren. Im Gegensatz dazu lagen hier einzelne Glieder und zerschmetterte Körperteile, abgerissene Köpfe, herausgerissene Eingeweide und ausgeweidete Pferde.

Deshalb setzte Wellington den «abgegriffenen Winkelzug» ein, seine Truppen auf dem Gegenhang in Deckung zu bringen. Ein Bach verlief durch das Tal, das Sergent Mauduit erwähnte, und er war ein erhebliches Hindernis für die Franzosen, denn in diesem flachen Tal lag eine ganze Reihe von Dörfchen, die den Preußen als Festungen

dienten. Der größte Teil der Kämpfe fand in Saint Amand statt und in Ligny, dem Dorf, das der Schlacht ihren Namen gab. Ein unbekannter preußischer Offizier beschrieb Ligny als Idyll: «Ein Dorf mit strohgedeckten Steinhäusern an einem kleinen Wasserlauf, der durch flache Auen strömte.»

Der strahlende Sonnenschein dieses Tages verschwand, als düstere Wolken aufzogen. Der Qualm der Artillerie quoll aus den Geschützen, um über den Feldern hängenzubleiben, und aus diesem Rauch tauchten die ersten französischen Kolonnen auf, die zum Angriff auf die angeschlagenen Preußen marschierten. Diese Kolonnen wurden von einem Bombenhagel der preußischen Artillerie empfangen. Ihre Kanonen verschossen Vollkugeln und Granaten, ihre Ziele waren die dichten Angriffskolonnen der französischen Infanterie im blauen Rock, die die Dörfer einnehmen mussten, wenn Blücher zurückgedrängt werden sollte. Die Preußen verteidigten die Dörfer standhaft, und Napoleon, der erkannte, dass er mehr Soldaten brauchte, schickte eine weitere Nachricht an Ney, befahl ihm, augenblicklich zu kommen und den Preußen in den Rücken zu fallen. «Verlieren Sie keinen Augenblick», schrieb der Kaiser an Ney, «denn Blüchers Armee ist verloren, wenn Sie schnell handeln! Das Schicksal Frankreichs liegt in Ihren Händen!»

Das Schicksal Frankreichs mochte in Neys Hand liegen, Quatre-Bras aber hatte er nicht in der Hand. Der Kaiser glaubte noch immer, die Kreuzung sei erobert, doch Ney konnte nicht zum Kaiser abrücken, weil er immer noch zauderte.

Allerdings stand andere Hilfe zur Verfügung. Comte d’Erlon befehligte 22000 Mann, die noch auf ihrem Marsch zur Unterstützung Neys waren. D’Erlon konnte selbstverständlich nicht die direkte Straße nehmen, die von Quatre-Bras nach Ligny führte, weil beide Enden vom Gegner besetzt waren, also war er gezwungen, statt dieses einfachen Acht-Kilometer-Marsches doppelt so weit auf kleineren Straßen zu marschieren, zuerst Richtung Süden, dann in nordwestliche Richtung. D’Erlon wurde zu Napoleons Armee zurückgerufen, und seine Männer, die Neys Einheiten beinahe erreicht hatten, kehrten um und gingen auf demselben Weg zurück.

Mittlerweile steckten die Preußen und Franzosen in einer erbitterten Schlacht. Napoleon plante, die linke Flanke der Preußen mit Angriffen vom Korps Grouchys festzusetzen, während sein Haupteinsatz gegen die Mitte von Blüchers Linie geführt wurde, wo die Dörfer so standhaft verteidigt wurden. Grouchys Angriffe würden die Preußen daran hindern, die Mitte mit Männern aus ihrer linken Flanke zu verstärken, die rechte Flanke aber würde nicht

angegriffen werden, um Blücher in die Versuchung zu führen, von diesem Teil seiner Verteidigungslinie Unterstützungskräfte abzuziehen. Und dann, wenn der rechte Flügel der Preußen geschwächt wäre, würde Ney, oder wahrscheinlicher d’Erlon, von Westen her angreifen.

Doch während d’Erlon zurückmarschierte, wurde die restliche Armee Napoleons gegen die preußische Abwehr geführt. Charles François, ein Capitaine im 30e Régiment d’Infanterie de Ligne erhielt den Befehl, auf das Dorf Ligny vorzustoßen. «Innerhalb von zweihundert Schritt Entfernung von den Hecken, die Tausende preußische Scharfschützen tarnten», schrieb er, «nahm das Regiment noch beim Marsch Schlachtordnung ein.» Damit meint François, dass sich sein Bataillon ohne Halt von einer Kolonne zu einer Linie umformierte. Das zeigte eine ausgezeichnete Disziplin. Die Begriffe «Linie» und «Kolonne» tauchen in der Geschichte von Waterloo häufig auf und verdienen eine Erklärung. Die grundlegende Kampfaufstellung der Infanterie war die Linie, was recht einfach nachzuvollziehen ist. Ein Bataillon bildete eine gerade Linie von, in den französischen und preußischen Armeen, drei Reihen, die dem Gegner gegenüberstand. Die Briten bevorzugten eine Linie mit zwei Reihen.

Die Linie ist günstig, um die Feuerkraft eines Bataillons zu nutzen, aber sie ist eine extrem anfällige Aufstellung.

Der Versuch, eine Linie über irgendetwas anderes als den glattesten Paradeplatz vorrücken zu lassen, führte zu Durcheinander. Männer zögerten, stolperten, trotteten hinterher, und bald verlor die Linie jeden Zusammenhalt. Was noch schlimmer war: Die Linie war sehr anfällig für Kavallerieattacken, besonders, wenn die gegnerischen Reiter von beiden Seiten zugleich angreifen konnten.

Daher war die bevorzugte Marschordnung über offenes Gelände die Kolonne. Das ist ein etwas irreführender Begriff, der eine lange, schmale Formation von Männern nahelegt, die sich wie ein Speerschaft auf die gegnerische Linie zubewegt. Tatsächlich aber war die Kolonne kurz und gedrungen. Ein französisches Bataillon von etwa 500 Mann, die als Kolonne aufgestellt waren, wie das, mit dem Capitaine François auf Ligny zumarschierte, konnte eine Frontbreite von einer oder zwei Kompanien haben. Wenn sich das 30e Régiment Ligny nur in einer Kompaniebreite näherte, dann hätten die preußischen Verteidiger dreißig Männer in der ersten Reihe der Franzosen gesehen und sechzehn weitere Reihen hinter ihnen. Also ist eine Kolonne grob gesprochen zweimal so breit wie tief. Eine Frontbreite von zwei Kompanien (mit der François’ Bataillon vermutlich angegriffen hat) besaß eine erste Reihe von etwa sechzig Mann und war insgesamt nur neun Reihen tief.

Die Kolonne hatte drei Vorteile im Vergleich zur Linie. Sie konnte leichter über unwegsames Gelände geführt werden, sie war weniger anfällig für Kavallerieangriffe, weil sie keinen schwachen Punkt hat, gegen den angestürmt werden kann, und allein schon die Dichte der Formation war gut für die Moral. In der Eile, in der sie zu Beginn der Revolution große Armeen aufstellen mussten, entdeckten die belagerten Franzosen, dass große Kolonnen doppelt nützlich waren. Halbausgebildete Männer konnten leichter zum Kampf geführt werden, und die Gegner waren oft von der schieren Größe der angreifenden Kolonnen eingeschüchtert. François' 30e Régiment de Ligne war nicht allein; sein Bataillon war nur eines von mehreren, das auf die preußische Stellung vorrückte. In ein paar Tagen würden die Franzosen ein ganzes Armeekorps in Kolonnen aufmarschieren lassen, einen gewaltigen Block aus Männern. Eine Linie, und ganz besonders eine britische Linie mit nur zwei Reihen, würde sich gegen die vorrückende dichte Kolonne äußerst schwach ausnehmen.

Doch auch wenn die Kolonne eine starke psychologische Wirkung ausübte, hatte sie auch zwei Schwächen. Eine Kolonne war äußerst verwundbar durch Kanonenbeschuss, und zweitens konnten nur die Männer in den äußeren beiden Reihen ihre Musketen benutzen. Wenn eine Kolonne siebzehn Reihen zu dreißig Mann hat, insgesamt

also 510 Mann, dann können nur die sechzig in den ersten beiden Reihen und die beiden Männer, die jeweils außen in jeder Reihe stehen, auf den Gegner schießen. Von den 510 Mann können also weniger als ein Viertel ihre Musketen abfeuern. Wenn sie sich einer Linie nähern, sind sie waffentechnisch vollkommen unterlegen, denn in der Linie kann jeder Mann feuern.

Im Jahr 1815 sind sich die Franzosen dieser Schwäche sehr wohl bewusst. In Spanien waren französische Kolonnen von britischen, portugiesischen und spanischen Linien zerfleischt worden. Bei Bussaco, wo Ney seine Niederlage gegen Wellington einsteckte, waren es britische Linien, die seine Kolonnen von der Anhöhe fegten. Die Lösung des Problems war, die Vorteile der Kolonne als Mittel der Truppenbewegung über unwegsames Gelände zu nutzen und die Männer dann zur Linie umzuformieren, wenn sich die Kolonnen dem Gegner genähert hatten. Das war es, was Charles François' Bataillon tat, als es auf die Hecken um das Dorf Ligny zukam. Aber damit waren Capitaine François' Sorgen noch lange nicht vorüber.

Es wurde zum Angriff geblasen, und unsere Soldaten gingen durch die Hecken. [Wir] kamen einen Hohlweg hinunter, der mit Baumstämmen, Fuhrwerken, Eggen und

Pflügen blockiert war, und wir kamen an diesen Hindernissen nur mit großen Schwierigkeiten und unter dem Beschuss der Preußen vorbei, die sich hinter den Hecken verbargen. Schließlich waren wir an diesen Hindernissen vorbei und kamen, im Marsch feuernd, in das Dorf. Als wir die Kirche erreichten, wurde unser Vorstoß von einem Bach aufgehalten, und der Gegner, in Häusern, hinter Mauern und auf Dächern, fügte uns mit Musketen, Kartätschen und Kanonenkugeln, die von vorn und von den Seiten auf uns niedergingen, erhebliche Verluste zu.

François berichtet, wie in diesem wilden Kampf drei Bataillonskommandeure, fünf Capitaines, zwei Adjutanten und neun Lieutenants umkamen. Aus den zwei Bataillonen, die den Angriff geführt hatten, wurden beinahe 700 Mann getötet oder verwundet, und es war keine Überraschung, dass der preußische Gegenangriff die Franzosen aus dem Dorf trieb. Franz Lieber, der Siebzehnjährige, der sich in Berlin freiwillig gemeldet hatte, nahm am Gegenangriff teil.

Unsere Leidenschaft führte uns nun über jede vernünftige Grenze hinaus; die Abteilung, zu der ich gehörte, rannte wie wahnsinnig, ohne zu feuern, auf den Gegner zu, der sich im Rückzug befand. Mein Hintermann stürzte; ich hastete weiter … das Dorf war von dichten Hecken

durchzogen, hinter denen heraus Grenadiere auf uns feuerten, aber wir vertrieben sie von einer Hecke nach der anderen. Ich vergaß nun ganz zu feuern und was ich sonst hätte tun sollen, riss einem Grenadier die rote Feder von der Bärenfellmütze und schwang sie über meinem Kopf.

Franz Lieber erreicht die Dorfmitte, geht um ein Haus und hat plötzlich, nur ein Dutzend Schritt entfernt, einen französischen Infanteristen vor sich.

Er zielte auf mich, ich hob ebenfalls mein Gewehr. «Ziel gut, mein Junge», sagte der Feldwebel, der mich sah. Die Kugel meines Widersachers streifte auf der linken Kopfseite mein Haar; ich schoss und er fiel; ich stellte fest, dass ich ihm durchs Gesicht geschossen hatte; er lag im Sterben. Das war der erste Schuss, den ich im Kampf je abgegeben hatte.

Die Schlacht ist ein verzweifeltes Ringen und in den Dörfern auf den Kampf Mann gegen Mann reduziert. Ein französischer Offizier berichtet, in der Hauptstraße hätten «zwei oder drei» Tote übereinandergelegen. «Das Blut floss in Strömen von ihnen weg … der Schlamm bestand aus zerschmetterten Knochen und Fleisch.» Den bewölkten Himmel verfinstert Schießpulverqualm, ausgespuckt von

enormen Kanonen, die von Menschenhand gemachten Donner durch die Luft hallen lassen. Die zahlenmäßige Überlegenheit der Preußen hält die Franzosen in Schach, die bessere Kampfkraft der Franzosen aber lässt die preußische Verteidigung nach und nach bröckeln. Nach einem französischen Gegenangriff nahm ein preußischer Kanonier, Hauptmann von Reuter, beim Anblick einer anrückenden Plänklerlinie an, sie gehöre zu seiner eigenen Infanterie, und befahl seinen Kanonieren, weiter auf die gegnerische Kanone in der Entfernung zu feuern. Es war der Feldchirurg seines Bataillons, der entdeckte, dass die Schützen Franzosen waren. «Sofort bellte ich den Befehl: ‹Kartätschen auf die Schützen!›», erinnerte sich von Reuter.

Und in demselben Moment verpassten sie uns eine Salve … und von dieser Salve, und der Explosion von einer oder zwei Granaten, wurde jedes Pferd mit Ausnahme von einem, das zu meiner Kanone auf der linken Flanke gehörte, getötet oder verletzt … im nächsten Moment sah ich, dass meine linke Flanke von hinten angegangen wurde, von dem Bach von Ligny aus, und zwar von einem französischen Stabsoffizier und etwa fünfzig Berittenen. Als sie angriffen, rief der Offizier auf Deutsch: «Ergebt euch, Kanoniere, ihr seid alle Gefangene!» Mit diesen Worten

griffen er und seine Männer an und ließen einen scheußlichen Hieb auf meinen Stangenreiter niedergehen, der ausweichen konnte, indem er sich über sein totes Pferd warf. Der Hieb wurde mit solcher Heftigkeit ausgeführt, dass der Säbel tief in den Sattel fuhr und dort steckenblieb. Kanonier Sieberg riss den Handspaken von einer der Zwölfpfünder-Kanonen mit den Worten an sich: «Denen zeig ich, wie man Gefangene macht», und verpasste dem Offizier einen solchen Schlag an seine Bärenfellmütze, dass er mit gebrochenem Schädel von seinem grauen Schlachtross fiel.

Als der düstere Nachmittag in graue Abenddämmerung übergeht, ist die Schlacht noch immer nicht entschieden. Die Preußen halten stand, aber natürlich kommt noch General d’Erlons Korps, um wie ein Blitz in ihre ungeschützte linke Flanke einzuschlagen.

Besser gesagt, er soll einschlagen wie ein Blitz, stattdessen aber wird der unglückliche General d’Erlon zum Hauptdarsteller in einer französischen Posse. Comte Jean-Baptiste Drouet d’Erlon war der Sohn eines Zimmermanns und in seiner Jugend zum Schlosser ausgebildet worden, doch 1782, mit siebzehn Jahren, trat er in die Vor-Revolutionsarmee ein und stieg zum Korporal auf. Erst in der Revolution zeigte sich sein militärisches

Talent, und danach machte er schnell Karriere. Im Jahr 1815 war er General, Comte d’Erlon und befehligte das 1er Corps der Armée du Nord. Er führt beinahe 17000 Infanteristen, 1700 Kavalleristen, ein Pionier-Korps und 46 Geschütze, und sein erster Befehl an diesem schicksalhaften Freitag hatte gelautet, zu Neys Unterstützung zu marschieren. Sein schlagkräftiges Korps würde Ney helfen, Quatre-Bras zu besetzen, um dann rechtsum auf die Chaussée de Nivelles einzuschwenken und die Preußen anzugreifen, aber dann erkennt Napoleon, dass er selbst früher Unterstützung braucht, und schickt einen Kurier, um d’Erlon zurückzuholen, der Neys Truppen schon beinahe erreicht hatte.

Gehorsam kehrt d’Erlon die Marschrichtung um, ein mühseliger Vorgang, der Zeit erfordert, bis die Geschütze und ihre Protzen auf den engen Straßen umgedreht sind. Er marschiert in Richtung des Kaisers zurück, aber die Befehle waren verworren, und statt seine Männer nördlich auf die preußische Flanke zu führen, kommt er auf der Flanke des Korps von General Vandamme an, das in den brutalen Kampf um das Dorf Saint-Amand verwickelt ist.

Es ist früher Abend, der Himmel ist bewölkt, das Terrain liegt im Nebel der Geschütze, und Vandamme glaubt im ersten Moment, die anrückenden Soldaten wären Preußen oder vielleicht Briten. Er schickt eine dringende Meldung

an Napoleon, der gerade seine Garde impériale zusammengezogen hat, um einen letzten, entscheidenden Angriff gegen die Mitte der preußischen Stellung zu führen, und der Kaiser verschiebt beunruhigt den Angriff, bis er feststellen kann, zu welcher Seite diese neu eintreffenden Soldaten gehören. Es sind seine eigenen Männer, aber sie sind am falschen Ort, also reitet ein Kurier mit dem Befehl zu d’Erlon, nach Norden abzuschwenken und die preußische Flanke anzugreifen, doch genau in diesem Moment trifft ein weiterer Kurier ein, von Maréchal Ney, der d’Erlons sofortige Rückkehr nach Quatre-Bras fordert.

D’Erlon geht davon aus, dass sich Ney in einer außerordentlich ernsten Lage befindet, also lässt er sein Korps umdrehen und macht sich ein zweites Mal auf den Weg nach Quatre-Bras. Der Kaiser hat seine Großoffensive gestartet, aber mit der Zeit erkennt er, dass d’Erlon nicht angreift und das 1er Corps verschwunden ist. Und so verbrachten diese 22000 Mann den Freitag damit, zwischen zwei Schlachtfeldern hin- und herzumarschieren und auf keinem unterstützend einzugreifen. D’Erlon traf zu spät in Quatre-Bras ein, der Kampf hatte bei Sonnenuntergang geendet, und sein mächtiges Korps, das die Wende sowohl in der Schlacht bei Ligny als auch in dem Kampf bei Quatre-Bras hätte herbeiführen können, hatte nicht das Geringste erreicht. Es ist die französische

Entsprechung des Kinderliedes «The Grand Old Duke of York», in dem ein sinnloser Marsch die Hügel hinauf und wieder hinunter beschrieben wird, nur dass d’Erlon seinen Tag auf halbem Weg zwischen zwei Kämpfen verbrachte, statt den Hügel wieder hinunterzumarschieren, und seine Ausflüchte Napoleon den glorreichen Sieg nahmen, den er erwartet hatte.

Ein Sieg aber war Ligny dennoch. Der letzte Angriff der Garde impériale erobert die Dörfer in der Mitte der preußischen Linie und treibt Blüchers Armee in einen überstürzten Rückzug. Das reizende Dorf Ligny mit seinen strohgedeckten Häusern ist ein Schlachthof geworden, ganz besonders die Kirche und der Friedhof, auf dem die schwersten Kämpfe ausgefochten wurden. Marschall Blücher versuchte trotz seines Alters die Stellung zu halten, indem er mit seiner eigenen Kavallerie angriff. Er wurde aus dem Sattel geworfen und von schwerer französischer Kavallerie überritten, doch Blüchers Adjutant warf geistesgegenwärtig einen Umhang über die Orden und Uniformtressen, um Blüchers herausragenden Rang zu verbergen, und im schwindenden Tageslicht erkannten ihn die französischen Kavalleristen nicht, sodass er schließlich von seinen eigenen Männern geborgen werden konnte. Er hatte Prellungen und war benommen, und seine Armee war geschlagen, aber vernichtet war sie nicht. Das «Was wäre gewesen, wenn …?» ist in der

Geschichte normalerweise eine sinnlose Frage, aber es kann kaum bezweifelt werden, dass d'Erlons Männer, wenn sie getan hätten, was der Kaiser wollte, den entscheidenden Unterschied gemacht hätten. Der letzte, erfolgreiche Angriff wäre früher geführt worden, sodass die Franzosen mehr Zeit gehabt hätten, den Gegner vollständig zu schlagen, und d'Erlons Korps hätte die rechte Flanke der Preußen aufrollen können und damit aller Wahrscheinlichkeit nach solche Panik und solches Chaos ausgelöst, dass Blüchers Armee danach möglicherweise nicht mehr existiert hätte.

Aber sie existierte noch. Sie war angeschlagen, aber die beiden Flanken hatten noch ihren Zusammenhalt, Blücher lebte, und auch wenn sie besiegt worden waren, gelang ihnen ein geordneter Rückzug vom Schlachtfeld, und die Franzosen versuchten nicht, sie in der zunehmenden Dunkelheit zu verfolgen. Ein preußischer Offizier schreibt in seinen Erinnerungen:

Die Männer waren nach dem Kampf entsetzlich erschöpft. In der großen Hitze hatten sich Schießpulverrauch, Schweiß und Schlamm zu einer dicken Schmutzschicht auf ihren Gesichtern verbacken, sodass sie aussahen wie Mulatten … und viele, die wegen einer leichten Verwundung nicht die Reihen hatten verlassen wollen,

trugen selbstgemachte Bandagen, die bei zahlreichen Männern blutdurchtränkt waren. Als Folge der stundenlangen Kämpfe in den Dörfern, bei denen sie oft durch die Hecken krochen, waren die Uniformröcke und Hosen der Männer zerrissen, sodass sie in Fetzen hingen und man die nackte Haut sah.

Blücher musste sich erholen, und so führte vorübergehend Gneisenau, der kluge Stabschef, den preußischen Befehl. Es waren 16000 Preußen getötet, verwundet oder gefangen genommen worden, und weitere 8000 waren einfach in der Dunkelheit verschwunden und versuchten so schnell wie möglich in die Heimat zurückzukommen. General von Bülows Korps aber war nie beim Schlachtfeld angekommen und intakt, und der Rest der Armee tat sein Bestes, sich in der feuchten Nacht neu zu formieren. Das Tagebuch eines hohen preußischen Offiziers – leider ist sein Name unbekannt – berichtet von einem Treffen mit Gneisenau an diesem Abend.

Ich entdeckte ihn in einem Bauernhaus. Die Dorfbewohner waren geflüchtet, und jedes Gebäude mit Verwundeten vollgepackt. Kein Licht, kein Trinkwasser, keine Rationen. Wir waren in einem kleinen Zimmer, in dem trüb eine Öllampe brannte. Stöhnende Verwundete lagen auf dem

Boden. Der General selbst saß in einer Runde aus nur vier oder fünf Männern auf einem Fass mit eingelegtem Kohl. Die ganze Nacht kamen Versprengte durch das Dorf, kein Einziger wusste, woher er kam oder wohin er unterwegs war … aber die Moral war nicht gesunken. Jeder Mann sah sich nach seinen Kameraden um, damit die Ordnung wiederhergestellt werden konnte.

Ligny war also ein Sieg für Napoleon, aber er hatte sein Hauptziel, eine der alliierten Armeen vernichtend zu schlagen, nicht erreicht. Und es musste sich noch erweisen, ob er sein zweites Ziel erreicht hatte, nämlich die Preußen von ihren britisch-niederländischen Verbündeten wegzutreiben. Wenn das geschah, wenn Blücher seine Armee ostwärts Richtung Preußen führte, dann würde Ligny zum glänzenden Sieg werden.

Doch obwohl die preußische Armee geschlagen wurde, war sie immer noch kampffähig, ebenso wie ihr Kommandeur Blücher. Am Morgen nach der Schlacht schickte er nach Colonel Hardinge, dem britischen Verbindungsoffizier, der in dem Kampf seine linke Hand verloren hatte, und nannte ihn «Lieber Freund», und Hardinge erinnerte sich später, wie der alte Marschall nach Schnaps und Franzbranntwein stank, Ersteres eine Medizin zur inneren Anwendung, das Zweite ein

Einreibemittel für seine Prellungen. Und Marschall Vorwärts war immer noch kampfeslustig. Er war geschlagen worden, nicht besiegt. «Wir haben Schläge gekriegt», stellte Blücher fest, «wir müssen es wieder ausbessern», und er würde seinem Spitznamen gerecht werden und weiterkämpfen.

Seine Armee hatte überlebt, weil d’Erlons Korps nicht eingetroffen war.

Aber auch die Briten waren nicht eingetroffen. Das ist ein anderes «Wenn» der Geschichte. Was wäre wohl gewesen, wenn Wellington Truppen zu Blüchers Unterstützung gebracht hätte. Er hatte versprochen, es zu tun, «vorausgesetzt, ich werde nicht selbst angegriffen». Doch während Blücher in seinen verzweifelten Kampf bei Ligny verwickelt war, wurde nur acht Kilometer entfernt eine weitere Schlacht geschlagen.

Die Schlacht von Quatre-Bras.



Maréchal Michel Ney (französische Schule). Der «Tapferste der Tapferen», sprunghaft und furchterregend. Ney war hitzig, rothaarig und leidenschaftlich – er genoss großes Ansehen aufgrund seines außergewöhnlichen Mutes und

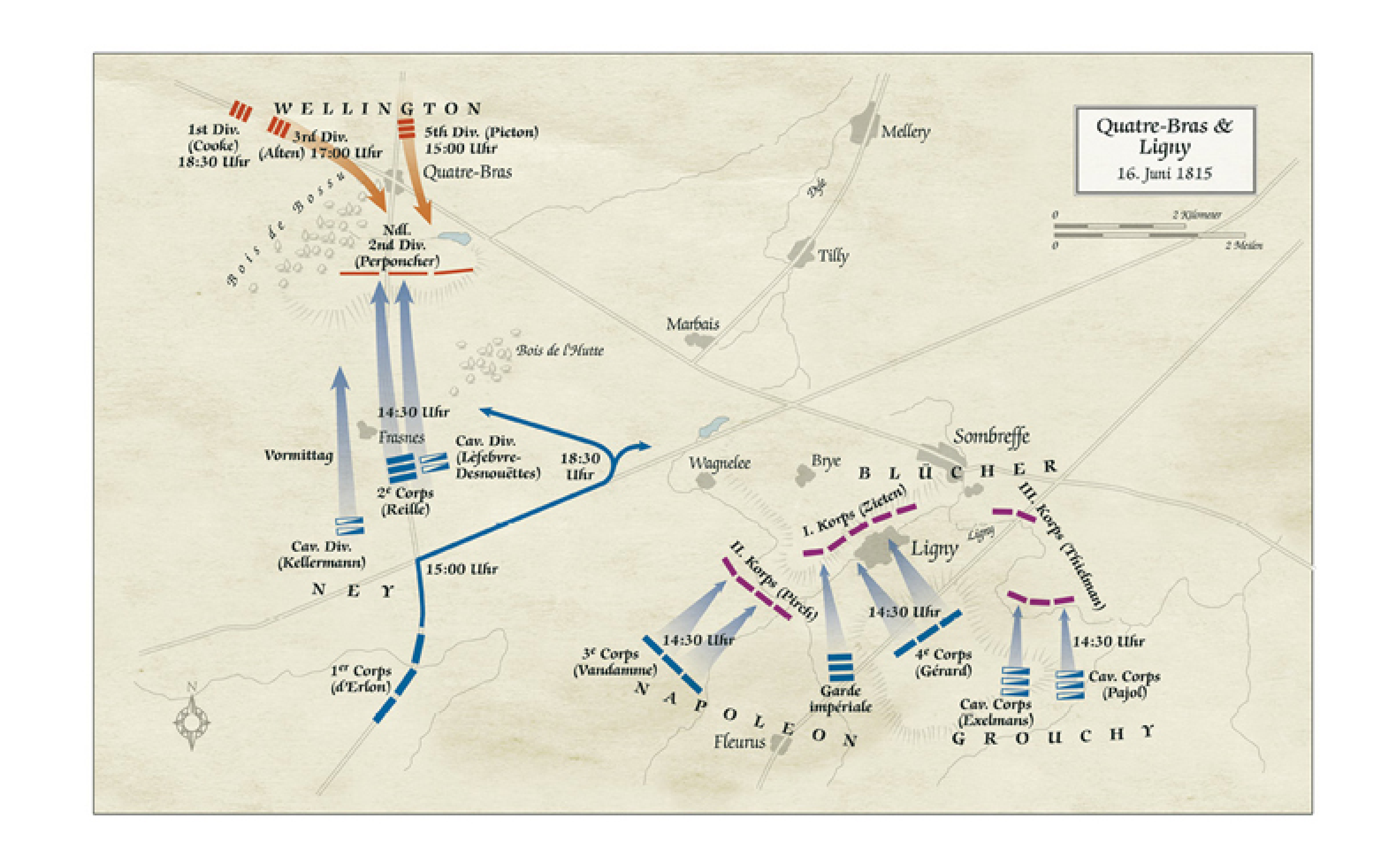
seiner vorbildhaften Führung, aber besonnen hätte ihn ganz gewiss niemand genannt.



«Schlacht von Ligny – Marschall Blücher, benommen von dem heftigen Sturz, liegt eingeklemmt unter seinem Pferd». Marschall Blücher versuchte trotz seines Alters die Stellung zu halten, indem er mit seiner eigenen Kavallerie angriff. Er wurde aus dem Sattel geworfen und von schwerer französischer Kavallerie überritten, aber Blüchers Adjutant warf geistesgegenwärtig einen Umhang über die Orden und Uniformtressen, um Blüchers herausragenden Rang zu verbergen, und im schwindenden Tageslicht erkannten ihn die französischen Kavalleristen nicht, sodass er schließlich von seinen eigenen Männern geborgen werden konnte.



«Schlacht von Ligny, 16. Juni 1815». Die Schlacht ist ein verzweifeltes Ringen und in den Dörfern auf den Kampf Mann gegen Mann reduziert. Ein französischer Offizier berichtet, in der Hauptstraße hätten «zwei oder drei» Tote übereinandergelegen. «Das Blut floss in Strömen von ihnen weg … der Schlamm bestand aus zerschmetterten Knochen und Fleisch.» Den bewölkten Himmel verfinstert Schießpulverqualm, ausgespuckt von enormen Kanonen, die von Menschenhand gemachten Donner durch die Luft hallen lassen.



Quatre-Bras & Ligny
16. Juni 1815
0
2 Kilometer
0
2 Meilen
WELLINGTON
1st Div. (Cooke) 18:30 Uhr
3rd Div. (Alten) 17:00 Uhr
5th Div. (Picton) 15:00 Uhr
Quatre-Bras
Bois de Bossu
Ndl. 2nd Div. (Perponcher)
Bois de l'Hutte
Mellery
Dyle
Tilly
Marbais
14:30 Uhr
Frasnes
Vormittag
Cav. Div. (Lèfebvre-Desnouëttes)
2e Corps (Reille)
18:30 Uhr
Cav. Div. (Kellermann)
15:00 Uhr
NEY
1er Corps (d'Erlon)
N
Wagnelee
Brye
Sombreffe
BLÜCHER
I. Korps (Zieten)
III. Korps (Thielman)
Ligny
Ligny
II. Korps (Pirch)
14:30 Uhr
14:30 Uhr
14:30 Uhr
3e Corps (Vandamme)
4e Corps (Gérard)
Garde impériale
Cav. Corps (Exelmans)
Cav. Corps (Pajol)
NAPOLEON
Fleurus
GROUCHY



Die 4000 Soldaten Karl Bernhard von Sachsen-Weimars bei Quatre-Bras erhielten am frühen Freitagmorgen Verstärkung durch 4000 weitere Männer von der niederländischen Armee, aber zu ihrem Glück zögerte Ney. Er fürchtete das Gelände, glaubte, Wellingtons gesamte Armee könne sich hier verbergen, während diese Armee in Wahrheit noch verzweifelt versuchte, die Kreuzung zu erreichen.

Die Schlacht, die sich bei Quatre-Bras entwickeln sollte, war ein turbulentes Hin und Her und eine, die sich von allen anderen unterschied, die Wellington geführt hatte. Er wird üblicherweise etwas geringschätzig als großer General des Defensivkampfs dargestellt. Er war in der Tat ein großer General des Defensivkampfs, wählte das Gelände aus, auf dem er kämpfen würde, und nutzte dieses Gelände zum Vorteil seiner Männer, wie er es in

Bussaco getan hatte, doch ihn als bloßen Defensivkämpfer abzutun, bedeutet, vorsätzlich einige seiner größten Siege außer Acht zu lassen. Als er viel später in seinem Leben gefragt wurde, was ihn mit dem meisten Stolz erfüllte, antwortete er mit einem Wort: «Assaye». Assaye war eine Schlacht, die er in Indien gegen eine wesentlich größere Armee geführt hatte, und er war dem Gegner in die Flanke gefallen und hatte ihn vernichtend geschlagen. Dann war da noch die Schlacht von Salamanca in Spanien, die manchmal als sein Meisterstück bezeichnet wird, bei dem 40000 Franzosen in 40 Minuten besiegt wurden. Salamanca war eine brillant geführte Offensivschlacht, die für die Franzosen überraschend kam und ihnen eine vernichtende Niederlage zufügte. Oder Vitoria, die Schlacht, mit der die Franzosen aus Spanien vertrieben wurden, ein weiteres Meisterstück, das dem Gegner schwere Verluste zufügte. Wellington war in Wirklichkeit ein großer Offensivgeneral, doch Angriffe kosten, vereinfacht gesagt, mehr Soldaten als eine Defensivtaktik, und die Armee Großbritanniens war klein, und es gab nie genügend Ersatz für die erlittenen Verluste, daher zog der Duke Defensivschlachten vor, wenn er das Gelände nutzen konnte, um seine Männer vor feindlichem Artilleriebeschuss zu schützen.

Quatre-Bras war im Wesentlichen eine Defensivschlacht, jedoch eine, die auf einem Terrain geführt wurde, das sich

Wellington nicht ausgesucht hatte. Er hatte keine Zeit zur Vorbereitung und wenig Zeit, auf die gegnerischen Angriffe zu reagieren, und beinahe den gesamten Tag kämpfte er gegen einen zahlenmäßig überlegenen Feind. Im Grunde dreht es sich bei der Schlacht von Quatre-Bras darum, dass die alliierten Truppen gerade noch rechtzeitig eintrafen, um eine weitere kritische Situation abzuwenden, doch der Beginn verlief recht ruhig. Wellington kam um etwa zehn Uhr vormittags bei der Kreuzung an, und als er feststellte, dass die Franzosen noch zögerten, ritt er nach Osten, um Blücher zu treffen. Dann fand die Besprechung bei der Windmühle statt, bei der Wellington versprach, Truppen zur Unterstützung der Preußen zu schicken, «vorausgesetzt, ich werde nicht selbst angegriffen».

Doch im Verlaufe des Nachmittags wurde er angegriffen, und es bestand kaum die Möglichkeit, Unterstützungstruppen zu den Preußen zu schicken. Wellington brauchte jeden Mann, der ankam. Er musste die Kreuzung verteidigen, weil sie seine Verbindung zu den Verbündeten war, und schließlich hatten die Franzosen sich doch dazu entschlossen, die unverzichtbare Kreuzung zu erobern. Sie rückten mit voller Stärke an, und die meisten Männer Wellingtons marschierten immer noch in der Bruthitze Richtung Quatre-Bras.

Der Großteil der britischen Truppen kam von Brüssel, ein Marsch von fünfunddreißig Kilometern. Einmal bei Quatre-Bras angekommen, hatten sie ein schwieriges Schlachtfeld vor sich. Sie sahen einen Streifen sanft welliges Gelände, auf dem wie kleine Festungen massive Bauernhäuser aus Stein standen. Nicht, dass irgendwer viel hätte erkennen können. Der Blick wurde von dichten Wäldchen und von den Feldern mit hoher, steifer Gerste behindert, die zwischen den Weideflächen wuchs. Zudem hing immer dichter werdender Geschützqualm über dem Gebiet.

Der Kampf sollte südlich der Chaussée de Nivelles stattfinden, der Überlandstraße, die ostwärts zu den Preußen führte. Die westliche Seite des Schlachtfeldes wurde von einem dichten, beinahe undurchdringlichen Wald begrenzt, dem Bois de Bossu, in den sich die erschöpften Truppen Sachsen-Weimars zurückgezogen hatten. Ein kleiner Bach entsprang in dem Wald und verlief über die Straße nach Brüssel, war aber kein Hindernis für Kavallerie, Infanterie oder Geschütze. Wo sich die Überlandstraße und der Bach kreuzten, mitten auf dem Schlachtfeld, stand ein Gehöft aus Stein namens Gemioncourt. Es wäre für Wellington eine enorme Hilfe gewesen, dieses Gehöft zu halten, aber die Franzosen hatten die niederländischen Verteidiger daraus verdrängt und hinter seinen dicken Mauern eine Stellung eingerichtet. Nach dem Gehöft verlief der Bach weiter bis

zu einem künstlichen See, dem Étang Materne, hinter dem ein Weiler namens Piraumont lag, der zu Wellingtons Bestürzung ebenfalls von französischer Infanterie gehalten wurde. Diese gegnerischen Infanteristen befanden sich östlich des Schlachtfeldes gefährlich nahe an der Chaussée de Nivelles und drohten die unverzichtbare Verbindungsstrecke zwischen Wellington und Blücher zu blockieren.

Die Franzosen in Piraumont blockierten die Straße jedoch nicht, weil Wellington sie mit den ersten eintreffenden Truppen in Schach hielt, den 95th Rifles, die von einem Bataillon braunschweigischer Infanterie unterstützt wurden. Dies bedeutete, dass Wellingtons linke Flanke für den Moment sicher war, während seine rechte Flanke durch das dichte Unterholz des Bois de Bossu geschützt wurde. Der Hauptkampf würde auf dem etwa anderthalb Kilometer breiten Streifen welligen Geländes zwischen dem See und dem Wald stattfinden, und als er von seinem Treffen mit Blücher zurückkehrte, etwa um drei Uhr nachmittags, wimmelte es auf diesem Geländestreifen vor Franzosen.

Rebecque, der kluge Niederländer, hatte es bewerkstelligt, 8000 Mann bei Quatre-Bras zu sammeln, aber die Neuankömmlinge hatten sich panisch vor den Franzosen zurückgezogen, während Sachsen-Weimars

Männer, bei denen immer noch die Munition knapp war, Deckung im Bois de Bossu suchten. Es muss so ausgesehen haben, als könne nichts den französischen Vormarsch aufhalten, doch zufällig traf in diesem Moment Sir Thomas Pictons ausgezeichnete Division aus Brüssel ein. Das 95th bildete ihre Spitze, und sie wurden nach links geschickt, um die Franzosen am Durchbruch über die Straße nach Ligny zu hindern, während die Übrigen aufgestellt wurden, um dem französischen Angriff zu begegnen, der direkt über die Straße nach Brüssel geführt wurde. Einige der frisch eingetroffenen britischen Geschütze wurden südlich der Kreuzung abgeprotzt, kamen jedoch beinahe augenblicklich unter Beschuss französischer Plänkler, die sich in den hochgewachsenen Gerstenfeldern versteckt hatten. Es waren auch immer noch ein paar niederländische Plänkler auf den Feldern, aber sie wurden unerbittlich zurückgedrängt, sodass die Franzosen mehr Männer hatten, um auf die britischen Kanoniere und die frisch eingetroffene Infanterie zu schießen. Lieutenant Edward Stephens vom 32nd, einem Regiment aus Cornwall, beschrieb den Beschuss durch die französischen Plänkler als «sehr aufreibend … unsere Männer fielen in jeder Richtung».

Plänkler spielen eine große Rolle in der Geschichte von Waterloo. Im Wesentlichen sind sie spezialisierte Infanteristen, die weder in einer Linie noch in einer

Kolonne kämpfen (auch wenn sie beides konnten und es oft taten), sondern vor einer Linie oder Kolonnen zum Einsatz kamen. Sie bildeten eine Plänklerlinie, eine lose, weit auseinandergezogene Formation, deren Aufgabe es war, die gegnerische Aufstellung mit gezielten Schüssen zu traktieren. Jedes Bataillon besaß eine Leichte Kompanie, und manchmal waren ganze Bataillone leichte Truppen, wie die Bataillone der 95th Rifles. Die Franzosen hatten die Zahl ihrer Plänkler erhöht, weil sie, ebenso wie die Artillerie, gut einsetzbar waren, um die gegnerische Linie schon vor dem Angriff der Kolonne zu schwächen. Die beste Verteidigung gegen Plänkler waren eigene Plänkler, also hatten beide Seiten in der Schlacht ihre leichten Truppen in loser Formation vor ihrer Kampflinie. Ihre gestreute Aufstellung machte sie zu schwierigen Zielen für die ungenauen Musketen, und einen Kanonenschuss waren sie nicht wert, allerdings waren sie sehr anfällig für Kartätschenschüsse, eine Artilleriemunition, die eine Kanone in eine riesenhafte Schrotflinte verwandelte. Sie kämpften paarweise, ein Mann feuerte, während sein Kamerad nachlud. Im besten Fall sollten die französischen Plänkler, die Voltigeurs oder Tirailleurs genannt wurden, bis auf die Schussweite einer Muskete an die gegnerische Linie vorrücken und dann in der Hoffnung, Offiziere auszuschalten, das Feuer eröffnen. *Tirailleur*, die offizielle Bezeichnung, meint einfach einen Schützen, von dem Verb

tirer, schießen, während ein Voltigeur ein Springer oder ein Turner ist, denn der ideale Plänkler war beweglich und flink. Zum Schießen knieten sie nieder oder legten sich bäuchlings hin, um möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten, und ausreichend Plänkler konnten einer Linienaufstellung ernsthaften Schaden zufügen, aber nur, wenn sie nahe genug herankamen. Die französischen Plänkler waren den britischen gegenüber gewöhnlich in der Überzahl, die Briten allerdings hatten den Vorteil, dass viele ihrer Plänkler mit Gewehren mit gezogenem Lauf ausgerüstet waren, einer Waffe, die Napoleon nicht einsetzen wollte. Der Nachteil dieses Gewehrs bestand darin, dass es nur umständlich geladen werden konnte, denn die Kugel, die üblicherweise in ein Schusspflaster aus Leder gewickelt war, musste in den gezogenen Lauf getrieben werden, und das dauerte wesentlich länger, als eine Musketenkugel in einen glatten Lauf zu rammen, doch der Vorteil des Gewehrs war seine Genauigkeit. Die Briten benutzten das Baker-Rifle, eine hervorragende und verlässliche Waffe, die wesentlich treffsicherer als jede Muskete war.

Plänkler durften jedoch auch nicht zu weit vor ihre Bataillone rücken, denn in dem tödlichen Spiel von Stein, Schere und Papier, das Artillerie, Infanterie und Kavallerie zur napoleonischen Zeit kennzeichnet, waren sie Reitern beinahe schutzlos ausgeliefert. Ihre lose Aufstellung

bedeutete, dass sie kein Karree bilden oder Salven abfeuern konnten, daher konnten nur wenige Kavalleristen eine Plänklerlinie innerhalb von Sekunden stark schwächen. Doch als Pictons Division bei Quatre-Bras ankommt, ist da keine Kavallerie, um die französischen Plänkler aufzureiben. Die braunschweigische «Schwarze Schar» trifft zeitgleich mit Pictons Männern auf dem Schlachtfeld ein, doch die anderen Kavallerieregimenter Wellingtons sind immer noch auf dem Marsch zum Schlachtfeld. Also beschließt Wellington, die französischen Plänkler mit seiner Infanterielinie anzugreifen. Hinter den gegnerischen Plänklern waren Kolonnen französischer Infanterie aufgezogen, doch britische Linien hatten noch nie Schwierigkeiten damit gehabt, französische Kolonnen zu schlagen, und so erhielten die sechs Bataillone den Befehl zum Vorrücken.

Sie waren massiv in der Unterzahl. Die Franzosen kamen in drei Kolonnen. Die größte mit über 8000 Mann griff in nördlicher Richtung dicht beim Bois de Bossu an, die mittlere Kolonne, die über die Straße nach Brüssel angriff, war 5400 Mann stark, und zu ihrer Rechten kamen weitere 4200 Infanteristen, die alle von über fünfzig Geschützen und Kavallerieeinheiten unterstützt wurden. Die sechs Bataillone der britischen Infanterie umfassten etwa 3500 Mann, die nun wenigstens 17000 Infanteristen gegen sich hatten und darüber hinaus die Einheiten der

Artillerie und Kavallerie, doch diese Bataillone gehörten zu den besten und erfahrensten in Wellingtons Armee.

Was folgte, war typisch für den ungeordneten Kampfverlauf dieses Tages. Eines der britischen Bataillone war das der Kilt tragenden Highlanders, nur etwas mehr als 500 Mann aus dem Black Watch genannten 42nd Regiment. James Anton war Sergeant in diesem Bataillon, das zuerst durch das Gerstenfeld vorrücken musste, in dem die niederländischen Plänkler von dem schweren französischen Angriff überwältigt wurden.

Die Gerstenhalme, genauso wie das Schilf, das am Rand eines Sumpfes wuchs, behinderten unseren Vormarsch; die Spitzen reichten uns bis zu unseren Mützen, und wir schritten und tasteten uns so schnell wie möglich vorwärts. Bis wir das Kleefeld auf der anderen Seite erreicht hatten, war unsere Einheit reichlich zerstreut; dennoch schlossen wir uns, sobald es die Zeit und unser schneller Vormarsch erlaubten, in einer Linie zusammen. Die belgischen Plänkler zogen sich durch unsere Reihen zurück, und im Nu griffen wir ihre siegreichen Verfolger an. Unser plötzliches Auftauchen schien ihren Vormarsch lahmzulegen. Unsere außergewöhnliche Bekleidung brachte zweifellos in Verbindung mit unserem unvermittelten Auftritt ihre Entschlossenheit ins Wanken.

Wir griffen sie an, unsere Büchsen waren geladen, unsere Bajonette blitzten, wir wollten ihr Blut schlürfen. Diejenigen, die gerade die Belgier noch so stolz vor sich hergetrieben hatten, drehten sich nun zur Flucht um … wir stießen so schnell vor, dass wir beinahe erschienen wie ein Mob, [und] Marschall Ney, der den Gegner befehligte, beobachtete unseren wilden unbedachten Eifer und befahl einem Ulanenregiment, sich auf uns zu stürzen … [Wir] hielten sie für Braunschweiger.

Die Black Watch war nun auf offenem Gelände und bildete immer noch eine Linie. Auf ihrer Flanke befand sich Kavallerie, aber sie nahmen an, es handle sich um die braunschweigischen Reiter, die etwa um die gleiche Zeit bei Quatre-Bras eingetroffen waren wie das 42nd. Braunschweig war ein deutsches Land, das an die Franzosen gefallen war, und zur Rache hatte der Herzog von Braunschweig ein Regiment aufgestellt, das sich in Spanien Wellington anschloss. Sie trugen schwarze Uniformen, waren als Schwarze Schar bekannt, und standen bei Quatre-Bras unter dem Befehl ihres jungen Herzogs Friedrich Wilhelm. Die Braunschweiger waren, obwohl sie in Spanien als Verbündete der Briten gekämpft hatten, nicht sehr beliebt, hauptsächlich, weil sie Geschmack an Hundefleisch fanden. Der irische Private

Edward Costello von den Grünröcken der 95th Rifles erinnerte sich an einen Hund namens Rifle, der sein Bataillon in Spanien begleitet hatte.

Ein Hund, der unserem Regiment zugelaufen war und der nie dazu gebracht werden konnte, sich von uns zu trennen. Er ging uns bei ein oder zwei Gelegenheiten verloren, aber es gelang ihm immer, uns wiederzufinden. Wir rissen Witze darüber, dass Rifle keine Rotröcke mochte, denn er hatte eine entschiedene Vorliebe für Grün. Der arme Kerl überlebte viele unserer Plänkeleien, während derer er bellend umherrannte und seinem Vergnügen so sehr Ausdruck verlieh, wie es ein Hund irgend konnte.

Dann verschwand Rifle eines Tages ganz, und man fand heraus, dass er von der Schwarzen Schar aufgegessen worden war. Der Legende nach haben sich die Rifles gerächt, indem sie irgendeinem toten Franzosen die Pobacken abschnitten, sie räucherten und den Braunschweigern anschließend als Schinken verkauften.

Sergeant James Anton und die 42nd Highlanders rückten immer noch in Linienformation über das offene Kleefeld vor, nicht ahnend, dass die Kavallerieeinheit zu ihrer Linken keine deutschen Hundefresser waren, sondern Franzosen. Dann galoppierte ein deutscher Stabsoffizier

vor dem Bataillon vorbei und rief, die anrückende Kavallerie sei «Frenchie! Frenchie!». Die Reiter waren Ulanen.

Sofort bildeten wir ein zusammengeschartes Karree; Zeit für eine sorgfältige Aufstellung gab es nicht; jeder Mann hatte seine Büchse geladen, der Gegner kam in voller Stärke auf uns zu; die Hufe ihrer Pferde schienen den Boden zu zerfetzen.

Es war eine verzweifelte Situation. Ein Bataillon in Linie war durch einen Kavallerieangriff äußerst verwundbar, ein Karree Infanteristen dagegen konnte beinahe jeden Reiterangriff abwehren. Doch es kostete Zeit, ein Karree aufzustellen, und die Highlanders hatten keine Zeit, und deshalb wurde Befehl ausgegeben, sich zusammenzuscharen. Panik drohte auszubrechen. Statt die Kompanien umsichtig zu einem vor Bajonetten blitzenden Rechteck antreten zu lassen, hasteten die 42nds einfach zu ihren Fahnen und bildeten einen ungeordneten Haufen. Einige Ulanen gerieten sogar in diesem hastig gebildeten Sammel-Karree in die Falle, wurden von ihren Pferden gezerrt und getötet. Die Plänkler, die vor dem Bataillon standen, hatten keine Chance und wurden von den Ulanen niedergeritten, ebenso wie der Bataillonskommandant, Sir

Robert Macara. Die 42nds mussten den Tod Sir Roberts mitansehen, und das machte sie rasend. Er war erst kurz zuvor verwundet worden und einen Moment vor dem Auftauchen der Ulanen auf eine Trage gelegt worden, um hinter die Linie zu einem Feldarzt gebracht zu werden. Die Trage bestand entweder aus zwei Uniformjacken, deren Ärmel über ein paar Musketen gezogen worden waren, oder, eher wahrscheinlich, aus einer Decke, auf der ihn vier Männer trugen. Die Franzosen sahen die Medaillen und Uniformtressen des Verwundeten, und weil sie vermutlich auf Beute aus waren, schlachteten sie kaltschnäuzig alle fünf Männer ab. Das war Mord, keine Kriegsführung, und es brachte die Schotten zur Weißglut. Sie wehrten die Ulanen mit Musketenfeuer ab, doch später am Tag mussten die Offiziere des 42nd ihre Männer aufhalten, die aufgebende Franzosen mit dem Ruf «Wo ist Macara?» niedermetzelten.

Captain Archibald Menzies, der die Grenadier-Kompanie des 42nd befehligte, geriet außerhalb des provisorischen Karrees in die Falle. Seine Körperkraft war legendär, und weil er lieber zu Fuß kämpfte, hatte er sein Pferd einem Trommler überlassen. Menzies (ausgesprochen Mingis) wurde verwundet und ging neben Private Donald Mackintosh zu Boden. Der Trommler gab das Pferd auf und eilte ihm zu Hilfe, worauf ein Ulane versuchte, das wertvolle Tier an sich zu nehmen. Es gelang Mackintosh

mit letzter Kraft, den Ulanen zu erschießen. «Du kannst das Vieh nicht nehmen», soll er gesagt haben, «es gehört unserem Captain hier!» Ein französischer Offizier, der sah, dass Menzies versuchte auf die Füße zu kommen, griff ihn mit dem Säbel an.

Als er sich aus dem Sattel beugte, packte ihn [Menzies] am Bein, und es gelang ihm, ihn aus dem Sattel zu zerren. Ein anderer Ulane, der den Kampf beobachtete, galoppierte heran und versuchte, [Menzies] zu durchbohren, dem es mit einem unvermittelten Ruck und einer verzweifelten Anstrengung gelang, den französischen Offizier über sich zu ziehen, sodass er den tödlichen Hieb unter seinem Kürass abbekam und danach noch beinahe zehn Minuten lang mit dem Schwert in der Hand auf Menzies lag. Eine Pause in der Schlacht gab ein paar Männern aus dem 42nd Gelegenheit, ihren Offizier in das Karree des 92nd zu tragen, wo festgestellt wurde, dass er sechzehn Verwundungen hatte.

Menzies kam durch und lebte bis 1854. Während man sich im Karree des 92nd um ihn kümmerte, versuchte sein eigenes Bataillon wieder eine Linie aufzustellen, dieses Mal, um gegen eine anrückende Kolonne französischer Infanterie zu kämpfen, doch beinahe augenblicklich tauchte

noch mehr bedrohliche Kavallerie auf, nun waren es Kürassiere. Kürassiere waren die Schwere Reiterei der Franzosen, und die Männer trugen metallene Brust- und Rückenpanzer. Das 42nd bildete gerade noch rechtzeitig ein Karree, um den Angriff abzufangen. «Die Kürassiere», erinnerte sich Anton später, «hielten voll auf zwei Stirnseiten [des Karrees] zu; ihre schweren Pferde und ihre Stahlpanzerung schien auszureichen, um uns unter ihnen zu begraben.» Aber die Pferde scheuten vor den schottischen Bajonetten.

Ein zerstörerisches Feuer wurde eröffnet; Reiter in schweren Rüstungen stürzten sich überschlagend vom Pferd; die Pferde bäumten sich auf, taumelten und fielen auf die abgeworfenen Reiter; stählerne Helme und Kürassen schlugen beim Fall zu Boden klingend an gezogene Säbel.

Die Ermordung des verwundeten Macara hatte die Schotten erzürnt, und das zeigt, wie gut in der britischen Armee die Beziehung zwischen Offizieren und Soldaten war. Immer wieder, in Briefen, Tagebüchern und Memoiren, schimmert diese gegenseitige Zuneigung durch. Viel zu oft wird die britische Armee des frühen neunzehnten Jahrhunderts als ein Soldatenheer unter der Knute

dargestellt, kommandiert von aristokratischen Stutzern, ein Bild, das vollkommen in die Irre führt. Die meisten Offiziere kamen aus dem Mittelstand, Pfarrerssöhne ragten besonders hervor, und die langen Kriege hatten ihre Fähigkeiten vervollkommnet. Die 42nds töteten am späten Nachmittag wehrlose Franzosen, weil sie der Mord an Macara rasend gemacht hatte, sie wollten Rache, und diese Reaktion war Ausdruck ihrer Zuneigung zu ihrem Kommandooffizier. Es war mehr als Zuneigung, es war Bewunderung. Ein Offizier mochte wohlhabend sein, sicherlich wohlhabender als der durchschnittliche Private, er war privilegiert und manchmal sogar adelig, und dennoch teilte er die Gefahren des Schlachtfeldes mit den anderen. Von Offizieren wurde erwartet, ein Beispiel zu geben. Rifleman Costello vom 95th sagte, die Männer würden die Offiziere in zwei Gruppen einteilen, die «Kommt weiter» und die «Geht weiter», und «bei uns … gab es von den Letzteren außerordentlich wenige». Rifleman Plunket erklärte einmal einem Offizier: «Die Worte ‹Geht weiter› gehören sich nicht für einen Anführer, Sir.»

Doch nicht alle Offiziere wurden respektiert. Private Thomas Patton war ein Ire aus dem 28th Foot, einem Regiment aus Gloucestershire, und bei Quatre-Bras standen sie im Karree und hatten den Befehl erhalten, noch nicht zu feuern. Gegnerische Reiter hatten das Karree eingekesselt, unternahmen aber keinen Versuch, in

die Reihen der Rotröcke einzubrechen. Es war eine Pattsituation, doch dann, erinnerte sich Patton, kam ein französischer Offizier, den er für einen General hielt, «mit dem Kopf seines Pferdes bis über unsere Bajonette und forderte seine Männer auf, unser Karree aufzubrechen». Patton, der in der dritten Reihe stand, hob seine Muskete und erschoss den gegnerischen Offizier, worauf Lieutenant Irwin Patton mit der flachen Seite seines Schwertes ins Gesicht schlug. Patton protestierte und bekam zu hören, dass er für das «Schießen ohne Befehl» bestraft worden war. General Sir James Kempt, der sich in dem Karree befand, brachte den Lieutenant zum Schweigen. «Ruhe … lassen Sie die Männer in Frieden; sie kennen ihre Pflicht besser als Sie!»

Die Aufgabe der britischen Infanterie bestand nun darin, immer schwerere Angriffe von Kavallerie, Infanterie und Artillerie zurückzuschlagen. Ulanen hatten die französischen Kavallerieangriffe eingeleitet, nun aber wurden sie von Kellermanns Kürassieren unterstützt. General François Étienne Kellermann, ein langer Name für einen sehr kleinen Mann, war einer der berühmtesten Kavalleriebefehlshaber Napoleons. Als er bei Quatre-Bras eintraf, erhielt er von Ney unverzüglich Befehl, den Gegner anzugreifen, ein Befehl, den Kellermann in Frage stellte, weil er nur 700 Kürassiere unter seinem Kommando hatte, doch Ney bestand darauf. *«Partez!»*, rief

er. *«Mais partez donc!»* Gehen Sie. Gehen Sie jetzt! Kellermann wollte seine Männer nicht sehen lassen, für wie viele Gegner ihr Angriffsbefehl galt, und so ließ er sie, anders als üblich, sofort in Galopp fallen. *«Pour charger au galop! En avant!»*

Die Kürassiere griffen zuerst die Highlanders an und wurden abgewehrt. Ein französischer Trompeter, ein Bursche von erst fünfzehn Jahren, war so überrascht von den Kilt tragenden Regimentern, dass er dachte, die britischen *cantinières* würden kämpfen. Cantinières waren Frauen, die im Tross der französischen Armee mitzogen und den Soldaten Lebensmittel, Getränke und häufig auch andere Annehmlichkeiten verkauften. Kellermann führte seine Männer an den Karrees vorbei und stieß weiter auf die Kreuzung vor, die laut Befehl erobert werden sollte.

Auf beiden Seiten trafen Unterstützungstruppen ein und mussten beinahe augenblicklich in das Chaos im Zentrum des Schlachtfeldes geschickt werden. Das 44th, ein Regiment aus East Sussex, kam zur Unterstützung der Highlanders und wurde, wie sie, von Kavallerie überrascht. Sie hatten keine Zeit, ein Karree aufzustellen, also ließ ihr Kommandooffizier die letzte Reihe eine Kehrtwende machen und wehrte die Ulanen mit einer Salve ab, allerdings hatten einige Reiter schon die Mitte der Linie

erreicht und versuchten, die Fahne zu erbeuten. Einer der Bataillonsoffiziere erinnerte sich später an das Geschehen:

Ein französischer Ulan verwundete Ensign Christie, der eine [der Fahnen] trug, schwer mit einem Stoß seiner Lanze, die in sein linkes Auge eindrang und sich bis zu seinem Unterkiefer durchbohrte. Dann bemühte sich der Franzose nach Kräften, die Standarte an sich zu reißen, aber der tapfere Christie, ungeachtet der heftigen Schmerzen durch seine Verwundung, warf sich mit einer Geistesgegenwart ohnegleichen darauf, nicht um sich selbst zu retten, sondern um die Ehre des Regiments zu bewahren. Als die Fahne bei seinem Sturz flatterte, riss der Franzose mit seiner Lanzenspitze ein Stück von der Seide ab; aber es wurde ihm nicht gestattet, auch nur dieses Stück hinter die Reihen zu tragen. Sowohl erschossen als auch von Bajonettstichen der nächststehenden Soldaten des 44th durchbohrt, ging er zu Boden, bezahlte mit seinem Leben für seine Vorführung sinnloser Tapferkeit.

Das 30th, ein Bataillon aus einem Regiment Cambridgeshires, zog hinter dem 44th auf. Ensign Edward Macready, gerade erst siebzehn Jahre alt, hatte beim Vormarsch den dichten Rauch bemerkt, der über dem Schlachtfeld hing, und auch die Vögel, die aufgeschreckt

über den Bois de Bossu flogen. Er beschrieb die Szenerie so:

Das Dröhnen der schweren Geschütze und der Musketen, die Explosionen der Granaten und die Rufe der Kombattanten schwollen zu einem infernalischen Getöse an, während die Karrees und Linien, die galoppierenden Pferde, beritten und reiterlos, drängende Massen von Verwundeten und Flüchtenden, quellender Rauch und blitzendes Mündungsfeuer …

Macready und das 30th marschierten in dieses Chaos und kamen an Verwundeten des 44th vorbei. Die beiden Bataillone hatten miteinander in Spanien gekämpft, und als die Neuankömmlinge vorrückten, richteten sich die Verwundeten auf und

begrüßten uns mit schwachen Rufen. «Weiter, ihr alten Dreißiger, zahlt's ihnen für die 44ths heim, ihr werdet sehnlichst erwartet, Männer, viel Erfolg, Darlings.» Hier trafen wir unseren früheren Colonel, der mit einem Beindurchschuss vom Feld ritt; er deutete darauf und schrie: «Sie haben mich wieder gekitzelt, Jungs, jetzt kann das eine Bein das andere nicht mehr auslachen!»

Der verwundete Colonel war ein Schotte, Alexander Hamilton, und die Feldärzte beschlossen, sein Bein zu amputieren, aber jedes Mal, wenn sie operieren wollten, wurden sie zu einem dringenderen Fall gerufen, und schließlich behandelten sie das verwundete Bein überhaupt nicht. Hamilton lief darauf bis zu seinem Tod im Jahr 1838.

Während Colonel Hamilton vergeblich darauf wartete, unters Messer zu kommen, verstärkte Macready die britische Linie. Sie rückten neben dem 42nd ein, und Macready erinnert sich, dass er über tote und verwundete Highlanders steigen musste.

Wir kamen [zum 42nd], als gerade ein Trupp Ulanen und Kürassiere zwei Seiten seines Karrees eingeschlossen hatten. Wir stellten uns links auf und feuerten los. Die gewaltige Salve, die ihnen unser Karree verpasste, das durch die hastige Aufstellung auf den Angriffsseiten stark überbesetzt war, schlug die Kerle mit einer ganzen Reihe von Verlusten, darunter auch ihr Kommandooffizier, zurück. Er war ein beherzter Soldat und fiel mit dem Ruf auf den Lippen: «Avancez, mes enfants, courage, encore une fois, Français!»

«Rückt vor, Kinder, Mut, noch einmal, Franzosen!»
Niemand weiß, wie viele Kavallerieangriffe die Franzosen

führten. Einige Schlachtenberichte listen vier auf, andere fünf, sechs oder sieben, und die Wahrheit lautet, dass niemand es weiß und es vermutlich nicht einmal einer von jenen wusste, die auf dem Schlachtfeld waren. Quatre-Bras war ein unübersichtlicher Kampf. Keine Seite hatte einen Beobachtungspunkt, von dem aus sie sich einen Eindruck davon hätte verschaffen können, was in dem Hexenkessel vor sich ging, in dem Männer kämpften, litten und starben. Während des gesamten Nachmittags trafen Truppen von Wellington ein, und er führte sie in den Kampf, in dem britische Linien französischen Kolonnen gegenüberstanden, und die britischen Linien wurden von der allgegenwärtigen Kavallerie bedroht und bildeten deshalb Karrees, was sie zum leichten Ziel für die effiziente französische Artillerie machte, die das Ackerland in dichte Qualmwolken hüllte. Wellington musste das Gelände selbst erkunden und wurde beinahe von den Kürassieren Kellermanns gefangen genommen, die nahe bei der Kreuzung angegriffen hatten. Der Duke ließ sein Pferd, Copenhagen, umdrehen und galoppierte auf die Gordon Highlanders zu, das 92nd, die vier Reihen tief knapp vor der Chaussée de Nivelles standen. Der Duke brüllte den Highlanders zu, sie sollten in Deckung gehen, sie duckten sich, und Copenhagen setzte über ihre Köpfe hinweg und trug seinen Reiter in Sicherheit. An dieser Stelle kamen die Franzosen am dichtesten an die unverzichtbare Straße heran, und die

Kavalleristen büßten dafür, wurden von den Salven der Highlanders niedergemacht. Mehr als 250 von Kellermanns 700 Männern waren tot oder verwundet, und der angriffslustige kleine General selbst wurde aus dem Sattel geworfen. Er versuchte seine Männer zu sammeln, aber sie hatten genug und zogen sich zurück. Kellermann packte das Zaumzeug von zwei Pferden und rannte zwischen den Tieren mit, als sie zwischen den Karrees der Rotröcke zurücktrabten, die weiter auf sie feuerten.

Linien und Karrees. Die britische Infanterie bildete Linien aus zwei Reihen, wenn aber Kavallerie in der Nähe war, verdoppelten sie manchmal ihre Linie, sodass sie vier Reihen tief war. Wenn ein Bataillon in vier Reihen stand, feuerten gewöhnlich nur die ersten beiden Reihen, während die Männer hinter ihnen die Musketen nachluden und sie nach vorne reichten. Eine britische Linie schlug ausnahmslos eine französische Kolonne, sogar, wenn sie aus drei-, vier- oder fünfmal so vielen Männern bestand, einfach, weil jede britische Muskete feuern konnte, aber nur die äußeren Reihen der Franzosen den Beschuss erwidern konnten, doch die Linie war grausam anfällig für Kavallerieangriffe. Wenn es den Reitern gelang, die ungedeckte Flanke zu erreichen, verwandelten sie die Linie schnell in einen kopflosen Mob; wenn das Bataillon aber ein Karree gebildet hatte, war es die Kavallerie, die

verletzlich wurde. Es ist ein tödliches Spiel von Stein, Schere, Papier.

Ein Karree (das oft rechteckig war), bestand aus vier Reihen. Die erste Reihe kniete, feuerte aber nicht; stattdessen rammten die Männer die Schäfte ihrer Musketen in den Boden und hielten sie mit aufgepflanzten Bajonetten fest, um eine Hecke aus Klingen zu bilden, die von der zweiten Reihe aufgestockt wurde, deren Männer mit aufgepflanzten Bajonetten in die Hocke gingen. Die beiden Reihen dahinter konnten über die Köpfe der Männer feuern, die ihre Bajonette hielten. Reiter hatten somit ein respekteinflößendes und normalerweise unüberwindliches Hindernis vor sich. Es gab keine ungedeckte Flanke anzugreifen, stattdessen mussten sie gegen einen stählernen Wall anstürmen, aus dem Kugeln herausjagten. Ein Reiter nimmt in der Breite wenigstens einen Schritt Raum in Anspruch, und wenn er ein durchschnittlich großes britisches Bataillon von etwa 500 Mann vor sich hat, haben nur sechzehn oder siebzehn Reiter in der ersten Angriffsreihe Platz, und sie haben wenigstens 200 Mann gegen sich, von denen die Hälfte aus sehr kurzer Entfernung mit Musketen auf sie schießt. Kein Wunder, dass Kavallerie nur selten ein Karree zerschlug. Es war vorgekommen. Die King’s German Legion hatte zwei französische Karrees bei García Hernández in Spanien aufgebrochen, doch dies gelang nur unter hohen

Verlusten. Es heißt, damals sei das erste Karree aufgebrochen, als ein Reiter mit seinem sterbenden Pferd hineinschlitterte und so eine Lücke in die französischen Reihen trieb, durch die nachfolgende Reiter galoppierten. Einmal innerhalb des Karrees konnten sie natürlich die Reihen von hinten angreifen, und bei García Hernández löste sich das erste Karree in Panik auf, die Männer suchten Schutz im zweiten Karree, lösten dadurch jedoch seinen Zusammenhalt auf, und die tödlichen Kavalleristen ritten mit den Überlebenden des ersten Karrees mitten in das heillose Durcheinander. Ein drittes Karree, das die Gefahr erkannte, setzte seine Musketen ein, um sowohl die panisch Flüchtenden als auch die triumphierenden Reiter in Schach zu halten.

Also betete die Kavallerie darum, auf Infanterie in Linie zu stoßen, weil ihnen das einen leichten Sieg bescheren würde, und bei Quatre-Bras wurde dieses Gebet erhört. Es geschah, als Wellingtons Infanterielinie Verluste erlitt und die Niederlage nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich schien. Dem 42nd und dem 44th gingen, wie vielen anderen Bataillonen, langsam die Munition aus. Die Kavallerie mochte noch abgewehrt werden, aber sobald die französischen Reiter außer Sicht waren, eröffnete die Artillerie das Feuer auf die eng formierten britischen Karrees, während zugleich Massen von französischen Plänklern aus der Deckung der niedergetrampelten Gerste

feuerten. Das 42nd begann den Tag mit 526 Mann und beschloss ihn mit nur noch 238. Die übrigen waren tot oder verwundet. Das Bataillon hatte zu große Verluste, um auch nur noch ein einziges Karree aufstellen zu können, also schlossen sich die Highlanders und die Männer aus Essex zusammen.

Auf der linken Flanke der Briten wurden die 95th Rifles erbarmungslos zurückgedrängt, während inzwischen noch mehr Franzosen den Bois de Bossu auf der rechten Flanke angriffen. Wie es der Zufall wollte, trafen frische Truppen ein, und Wellington konnte die belagerten Schützen unterstützen und drei weitere Bataillone losschicken, um das Gelände beim Bois de Bossu zu halten. Eines davon war das 69th, ein Bataillon aus Lincolnshire, das dicht bei dem 42nd und dem 44th ein Karree bildete; doch auf dieser rechten Flanke standen sie eigentlich unter dem Kommando des Schlanken Billy, des zweiundzwanzigjährigen Prinzen von Oranien, und er befand, dass die frisch eingetroffenen Bataillone wirksamer eingesetzt werden konnten, wenn sie eine Linie formierten. Er befahl ihnen, sich umzugruppieren. Die Bataillonsoffiziere legten Protest ein, aber der Schlanke Billy setzte sich durch, und so zogen sich das 69th, das 33rd und das 73rd zu einer Linie auseinander.

Der Befehl zur Bildung einer Linie kam, als Kellermanns Kürassiere immer noch unter den britischen Einheiten wüteten. Sie erkannten die Verwundbarkeit der Rotröcke und griffen an. Das 73rd stand dicht genug am Bois de Bossu, um hastig Deckung im dichten Unterholz zu suchen, das 33rd hatte gerade noch genügend Zeit, um ein Karree zu bilden, aber das 69th saß mitten auf dem Schlachtfeld fest und wurde von den Reitern abgepasst. Lieutenant Frederick Pattison vom 33rd beschrieb das Geschehen in einem Brief an seinen Bruder.

Das Gelände, über das wir vorrücken mussten, war sehr wellig und überall mit Gerste bepflanzt, die auf den fetten und ergiebigen Böden dieser Gegend äußerst hoch wächst und aus diesem Grund die Sicht behinderte. Als wir vorrückten, bemerkte die führende Kompanie unseres Regiments … dass die französische Kavallerie zu einem Angriff vorrückte. Der Befehl zur Bildung eines Karrees wurde ausgegeben … der Gegner erkannte, dass wir auf ihn vorbereitet waren, und statt vorzurücken, schwenkte er nach links ab und brach in die ungedeckte Kolonne des 69th Regiment ein, das auf einem niedrigeren Teil des Feldes gestanden und sie nicht wahrgenommen hatte.

Das 69th wurde vernichtet, die königliche Fahne erbeutet, und nur wenigen Männern gelang es, die Sicherheit eines Karrees zu erreichen. Die Fahne zu verlieren, war eine entsetzliche Schande. Für manche Männer hatten die Fahnen eine beinahe mystische Bedeutung. William Miller war Offizier bei den 1st Foot Guards, und er wurde bei Quatre-Bras tödlich verwundet. Sein letzter Wunsch war, die Fahne noch einmal sehen zu dürfen, also wurde die Regimentsfahne dorthin gebracht, wo er im Sterben lag, und ein Augenzeuge sagte: «Seine Miene erhellte sich, er lächelte.» Männer kämpften wie die Teufel, um die Fahnen zu schützen, und Ensign Christopher Clarke vom 69th tötete drei Kürassiere bei seinem erfolgreichen Versuch, die Regimentsfahne zu retten, steckte jedoch in diesem Kampf dreiundzwanzig Schwerthiebe ein. Er überlebte und trat später den 42nd Highlanders bei.

Das 33rd hatte einen beinahe ebenso schweren Kampf wie das 69th. Sie standen aufgrund der Bedrohung durch die Kavallerie im Karree, waren aber auch in direkter Sichtweite einer französischen Geschützbatterie. Lieutenant Pattinson erlebte, wie der Befehlshaber seiner Kompanie von einer Kanonenkugel zerfetzt wurde, «und das Gehirn des armen Arthur Gore spritzte auf meinen Tschako und mein Gesicht». George Hemingway war ein Private in dem Bataillon und schrieb zwei Monate nach der Schlacht an seine Mutter.

Der Gegner hatte in diesem Moment klare Sicht auf unser Regiment und schickte uns einen Hagelsturm von Kanonenkugeln. Sofort waren wir wieder in Bewegung, und angesichts einer großen Kolonne französischer Kavallerie, namentlich französische Kürassiere, die in der Nähe auf uns zurückten, versuchten wir sofort ein Karree zu bilden, um es mit der Kavallerie aufzunehmen, aber es war alles vergeblich, die Kanonenschüsse des Gegners brachten unser Karree schneller zum Zusammenbruch, als wir es aufstellen konnten; bei jedem Schuss wurden neun oder zehn Männer getötet; die Kugeln gingen mitten zwischen uns nieder … und Granaten explodierten in hundert Teilen … hätte es nicht einen Wald auf unserer rechten Seite gegeben, in ungefähr 300 Schritt, wäre jeder Mann von der Kavallerie in Stücke gehauen und von ihren Pferden niedergetrampelt worden.

Das 33rd, das frühere Regiment des Duke, schaffte es in den Wald, wohin einige Kürassiere dumm genug waren, ihnen zu folgen, und nun war es mit dem Töten an den Rotröcken, und in dem dichten Wald machten sie ihre Verfolger nieder.

Die Vernichtung des 69th und die Erbeutung seiner Fahne war für die Franzosen der Höhepunkt der Schlacht. Sie waren auf beiden Flanken vorgerückt und hatten stetig

das britische Zentrum angegriffen, aber es trafen immer neue Truppen von Brüssel ein, und schließlich hatte der Duke genügend Männer und Artillerie. Er entschied, dass der Moment zum Angriff gekommen war, doch zuvor mussten die französischen Besatzer aus einem Steinhaus neben der Hauptstraße vertrieben werden. Colonel Cameron von den 92nd Highlanders brannte darauf, diese Besatzer loszuwerden, und er hatte den Duke wiederholt um die Erlaubnis gebeten, das Haus anzugreifen. «Lassen Sie sich Zeit, Cameron», hatte der Duke geantwortet, «Sie werden genug davon haben, bevor es dunkel ist.» Nun aber erlöste Wellington den Schotten. Eine Regimentschronik verzeichnet die Worte eines Highlander-Soldaten.

Es warn schweres Stück Arbeit. Sie saßen im Haus wie ne Mäuseplage und wir kamen nich mit unsern Schüssen an sie ran, wo ihr Feuer so manchen guten Mann bei uns fallen ließ … sie mussten da rauskommen oder sterben, wo sie warn, also wir über die Hecke un durch den Garten, bis das Haus hübsch umzingelt war un sie kein Schuss raus mehr abgebn konnten un wir keinen rein. Aber zum Schluss sin sie rausgetrieben worn und draußengehalten worn. Ay, aber die Franzosn warn tapfere Männer und ham wieder un wieder versucht, es uns abzunehm, aber sie sin zum Dank

für ihre Mühe bloß zurückgeschlagn worn un ham ihre Toten als Dünger für die Gartenerde liegenlassn.

Die Flanken der britischen Stellungen wurden von neu eingetroffenen Unterstützungstruppen verstärkt, zu denen auch die Guards Division gehörte, die von Nivelles aus angerückt war. Als sie sich Quatre-Bras näherten, begegneten sie

ständig Karren voller Männer aus sämtlichen Nationen unter dem Kommando des Dukes mit den grauenvollsten Verwundungen. An den Straßenrändern lagen eine Menge Sterbende und Tote, von denen sehr viele Briten waren.

Dies sind die Erinnerungen Robert Battys, eines Ensign im 3rd Bataillon der 1st Foot Guards. Er war fünfundzwanzig, alt für einen Fähnrich, den niedrigsten Offiziersrang in der britischen Armee, doch Batty trug erst seit zwei Jahren Uniform. Er hatte im Caius College von Cambridge Medizin studiert, die Universität aber verlassen, um in Spanien zu kämpfen, und nun marschierte er auf den Bois de Bossu, wo die starke französische Kolonne die erschöpften Verteidiger zurückdrängte. Die 600 Mann der 1st Foot Guard befanden sich auf der rechten Flanke der britischen Linie und

rückten bis dicht an den Wald vor, bevor sie die Franzosen entdeckten.

In demselben Moment, in dem wir den ersten Blick auf sie erhaschten, hielten wir, formierten uns, und als wir geladen und die Bajonette aufgepflanzt hatten, rückten wir vor … dabei stießen unsere Männer drei herrliche Hurrarufe aus, und obwohl wir fünfzehn Stunden marschiert waren, ohne etwas zu essen oder zu trinken, bis auf das Wasser, das wir uns auf dem Marsch beschafft hatten, stürmten wir zum Angriff auf den Gegner.

Die Franzosen versuchten den Bois de Bossu einzunehmen, also drangen die britischen Garden in den Wald ein, der, wie sich Batty erinnerte,

so dicht war, dass es über alle Maßen schwierig war, sich einen Weg zu bahnen … sie kämpften um jeden Busch, und bei einem kleinen Bachlauf, der durch den Wald floss, versuchten sie eine Stellung aufzubauen, konnten uns aber nicht standhalten … unsere Verluste waren ungeheuer, und nichts konnte größer gewesen sein als diese verzweifelte Anstrengung … die französische Infanterie und Kavallerie kämpfte äußerst verzweifelt, und nach einer Auseinandersetzung von beinahe drei Stunden (gegen eine

Hartnäckigkeit, die nicht ihresgleichen hat, ausgenommen die Schlacht, die sie verursachte) konnten wir uns glücklich schätzen, uns als vollständige Herren über die Straße und den Wald wiederzufinden.

Die Kavallerie, die Batty erwähnt, war nicht in dem Wald, kein Reiter konnte hoffen, das dichte Unterholz und die niedrig hängenden Äste zu bewältigen, aber die Guards schlugen auch Männer auf den Feldern in westlicher Richtung zurück, wo die Black Watch, das 44th und das 69th und all die anderen Bataillone einen Kampf auf Leben und Tod geführt hatten.

Doch als der Abend kam, waren die Verstärkungseinheiten des Duke eingetroffen und mit ihnen ganze Wagenladungen frischer Munition. Es war an der Zeit, vom Defensivkampf zum Angriff überzugehen, und der Duke befahl seine verstärkte Linie vorwärts. Die Franzosen leisteten eine Zeitlang Widerstand, dann zogen sie sich über das gesamte Gelände zurück bis dorthin, wo sie am Morgen angefangen hatten, und Gemioncourt, das große Bauerngut, das über das Schlachtfeld dominierte, war wieder in der Hand der Alliierten.

Die französischen Truppen befanden sich zum Teil in Auflösung. Ein anonymer französischer Augenzeuge berichtete,

die Menge von Kürassieren und verwundeten Soldaten, die nach hinten flutete, säte dort Panik; die Ausrüstungstrupps, die Sanitäter, die Leute von der Feldküche, die Bediensteten, die ganze Menge von Nicht-Kämpfenden, die im Tross der Armee mitziehen, flüchteten Hals über Kopf und rissen alle mit sich, denen sie begegneten, über die Felder und entlang der Straße nach Charleroi, die bald verstopft war. Der ungeordnete Rückzug war komplett und griff schnell um sich, jeder rannte vollkommen konfus davon und schrie: «Feind im Anmarsch!»

Die Panik war verfrüht. Ney war gescheitert, aber seine Truppen waren immer noch voll einsatzfähig, und sie hatten zumindest damit Erfolg gehabt, jegliche Unterstützung Blüchers durch die Briten zu unterbinden. «Wir sind nur zu froh, die Engländer daran gehindert zu haben, den Preußen zu Hilfe zu kommen», sagte Capitaine Bourdon de Vatry, ein Adjutant von Napoleons Bruder Jérôme, der einen Teil von Neys Einheiten befehligt hatte. De Vatry war mit Maréchal Ney und Jérôme Bonaparte beim Abendessen, als ein Bote mit der Forderung kam, Ney solle zur Unterstützung des Kaisers marschieren. Diese Botschaft kam natürlich viel zu spät, und Ney konnte ihr ohnehin nicht Folge leisten, weil es ihm nicht gelungen war, die lebensnotwendige Kreuzung einzunehmen.

Es wurde spät dunkel am 16. Juni. Die Sonne sank erst gegen neun Uhr abends, und ganz dunkel war es erst volle zwei Stunden später. Es war ein langer Tag gewesen, der für Napoleon so gut begonnen hatte, und er saß, auch wenn nicht alle seine Ziele erreicht waren, immer noch am Ruder. Es war ihm beinahe gelungen, die gegnerischen Truppenverbände zu spalten, und er hatte die Preußen in den Rückzug getrieben. Ney hatte viel zu spät angegriffen und daher keinerlei Möglichkeit, seine Männer nach Osten zu führen, damit sie den Preußen in die Flanke fielen, aber es war ihm gelungen, Wellington den ganzen Nachmittag und Abend beschäftigt zu halten. Der Duke hatte versprochen, zu Blüchers Unterstützung zu kommen, aber nur, wenn er nicht selbst angegriffen wurde, und er wurde angegriffen. Daher waren die Franzosen bei Einbruch der Dunkelheit, als Ney an einem Tisch saß, der aus einer Planke bestand, die über zwei Fässer gelegt worden war, immer noch im Vorteil.

Wellington hatte seine Schlacht gewonnen, jedenfalls insofern, als er die französischen Pläne vereitelte. Er hatte die Kreuzung gehalten und Ney die Möglichkeit genommen, ostwärts abzuschwenken und in die preußische Flanke zu fallen. Das war kein geringer Sieg. Wenn Ney, oder sogar d’Erlon, die rechte Flanke der Preußen angegriffen hätte, dann hätte die Schlacht von Ligny in der vollständigen Niederlage von Blüchers Armee

enden können. Dies war nicht geschehen. Die preußische Armee war angeschlagen, aber sie war immer noch funktionsfähig und immer noch ein sehr brauchbarer Kampfverband, aber der Preis, den der Duke bezahlt hatte, war hoch. Mehr als 2200 britische Verluste, weitere 1100 bei den Hannoveranern und den Braunschweigern, einschließlich des Herzogs von Braunschweig, der an einem Kopfschuss gestorben war, und annähernd 1200 Niederländer. Die französischen Verluste waren etwas geringer, ungefähr 4400 Tote oder Verwundete im Verhältnis zu Wellingtons 4500.

Der Duke hatte die Kreuzung beinahe den ganzen Tag gegen weit überlegene Einheiten verteidigt, doch nun, als die Sonne schließlich unterging, verschaffte die Kreuzung den Verbündeten nicht den geringsten Vorteil, denn statt zu den Preußen führte die Chaussée de Nivelles jetzt zu den siegreichen Truppen Napoleons. Wellington hatte noch immer nicht erfahren, was bei Ligny geschehen war, doch spät an diesem Freitagabend erhielt er einen wirren Bericht von einer preußischen Niederlage. Er schickte einen Adjutanten Richtung Ligny, um so viel wie möglich herauszufinden, und der Mann sagte bei seiner Rückkehr, alles, was er im schwindenden Tageslicht gesehen habe, seien französische Vorposten gewesen, Kavallerieeinheiten, die als Wachen eingesetzt wurden. Es lag auf der Hand, dass Napoleon die Preußen

zurückgedrängt hatte, doch wohin oder wie weit oder in welchem Zustand sie sich befanden, wusste Wellington noch nicht.

Allerdings war klar, gleichgültig, ob es sich nun um eine schwere oder eine unbedeutende Niederlage handelte, was der Kaiser jetzt tun würde. Er würde die Chaussée de Nivelles nutzen, um Wellington in die Flanke zu fallen. Das Ziel des Feldzuges war für den Kaiser in greifbare Nähe gerückt. Die Briten waren schließlich die Zahlmeister der neuen Koalition gegen Frankreich. Wenn sie als Mitspieler in diesem Krieg ausgeschaltet werden konnten, war es absehbar, dass die Koalition auseinanderbrach.

Alles, was Napoleon tun musste, war, bei Tagesanbruch vorzurücken.



«Quatre-Bras, wo die Schlacht ausgetragen wurde», von James Rouse. Der Herzog von Braunschweig starb auf der linken Seite in der Nähe des Waldes.



«Der Tod Friedrich Wilhelms, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, in der Schlacht von Quatre-Bras», von Johann Friedrich Matthäi.



Général François Etienne Kellermann. Als Kellermann bei Quatre-Bras eintraf, erhielt er von Ney den Befehl, den Gegner unverzüglich anzugreifen, ein Befehl, den Kellermann in Frage stellte, weil er nur 700 Kürassiere unter seinem Kommando hatte, doch Ney bestand darauf. «Partez!», rief er. «Mais partez donc!» Gehen Sie. Gehen Sie jetzt!



Der Prinz von Oranien, der «Schlanke Billy», von Matthew Dubourg, war ein engagierter, wenn auch eigensinniger Akteur bei Quatre-Bras und Waterloo.



«Voltigeurs, Cents-Suisses», von Eugene Titeux, 1815. Französische Elite-Plänkler, die nützlich waren, um die gegnerische Linie zu schwächen, bevor die Kolonne angriff. «Voltigeur» war von Springer oder Turner abgeleitet, denn der ideale Plänkler war beweglich und flink.



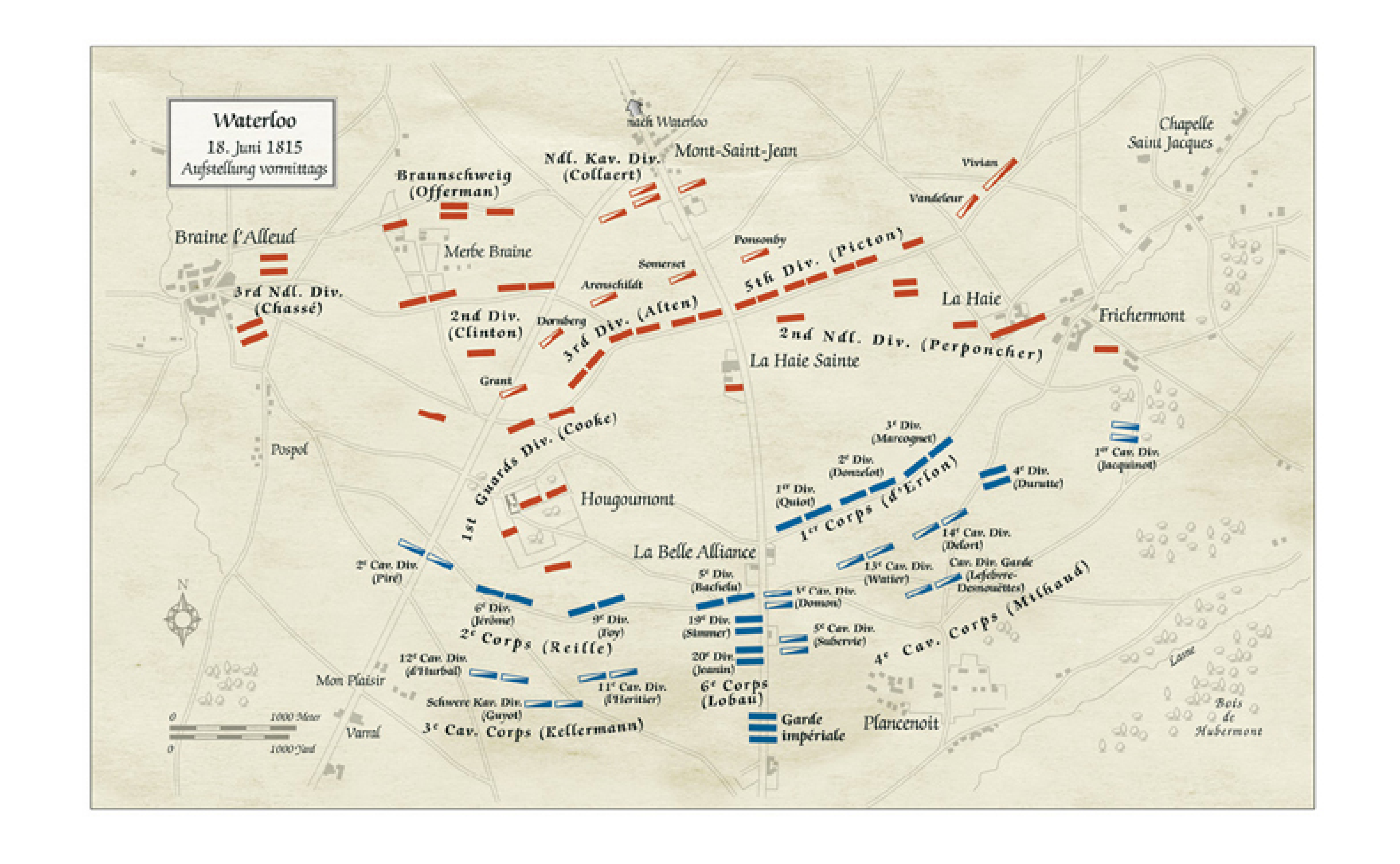
«Das 28th Regiment bei Quatre-Bras», von Lady Butler. Private Thomas Patton war ein Ire aus dem 28th Foot, einem Regiment aus Gloucestershire, und bei Quatre-Bras standen sie im Karree und hatten den Befehl erhalten, noch nicht zu feuern. Gegnerische Reiter hatten das Karree eingekesselt, unternahmen aber keinen Versuch, die Reihen der Rotröcke aufzubrechen. Es war eine Pattsituation, doch dann, erinnerte sich Patton, kam ein französischer Offizier, den er für einen General hielt, «mit dem Kopf seines Pferdes bis über unsere Bajonette und forderte seine Männer auf, unser Karree aufzubrechen.»



«Schlacht von Quatre-Bras: Sir Thomas Picton befiehlt den Angriff von Sir James Kempts Brigade», Stich von George Jones, veröffentlicht 1816.



«Die 7th Queen’s Own Hussars unter Sir Edward Kerrison, die Franzosen bei Quatre-Bras angreifend», von Denis Dighton, 1818.


Waterloo
18. Juni 1815
Aufstellung vormittags
nach Waterloo
Mont-Saint-Jean
Ndl. Kav. Div.
(Collaert)
Braunschweig
(Offerman)
Braine l'Alleud
Merbe Braine
3rd Ndl. Div.
(Chassé)
2nd Div.
(Clinton)
Dornberg
Arenschildt
Somerset
Ponsonby
Vivian
Vandeleur
5th Div. (Picton)
3rd Div. (Alten)
La Haie
Frichermont
Chapelle
Saint Jacques
2nd Ndl. Div. (Perponcher)
La Haie Sainte
Grant
1st Guards Div. (Cooke)
Pospol
Hougoumont
La Belle Alliance
3e Div.
(Marcognet)
2e Div.
(Donzelot)
1re Div.
(Quiot)
1er Corps (d'Erlon)
4e Div.
(Durutte)
1re Cav. Div.
(Jacquinot)
14e Cav. Div.
(Delort)
13e Cav. Div.
(Watier)
Cav. Div. Garde
(Lefebvre-Desnouëttes)
4e Cav. Corps (Milhaud)
2e Cav. Div.
(Piré)
6e Div.
(Jérôme)
9e Div.
(Foy)
2e Corps (Reille)
5e Div.
(Bachelu)
1e Cav. Div.
(Domon)
19e Div.
(Simmer)
20e Div.
(Jeanin)
5e Cav. Div.
(Subervie)
6e Corps
(Lobau)
Garde
impériale
Plancenoit
12e Cav. Div.
(d'Hurbal)
11e Cav. Div.
(l'Heritier)
Schwere Kav. Div.
(Guyot)
3e Cav. Corps (Kellermann)
Mon Plaisir
Varral
Lasne
Bois
de
Hubermont
N
0
1000 Meter
0
1000 Yard

Kapitel Fünf
Ah! Jetzt habe ich sie, diese Engländer!



Samstag, 17. Juni. Über Nacht waren Wolken aufgezogen, und die Morgendämmerung war für diese Jahreszeit ungewöhnlich kühl. Wellington hatte in dem Dorf Genappe, direkt nördlich von Quatre-Bras, drei Stunden geschlafen, war aber kurz nach drei Uhr nachts wieder bei der Kreuzung. «Zweiundneunziger», sagte er zu ein paar biwakierenden Highlanders, «ich wäre euch dankbar für ein Feuerchen», und die Soldaten entzündeten pflichtschuldig ein Lagerfeuer, an dem der Duke nachdachte, während er auf weitere Berichte über das Schicksal seiner preußischen Verbündeten wartete. Er trug weiße Reithosen und Stiefel, einen dunkelblauen Schoßrock und ein weißes Halstuch zusammen mit seinem gewohnten Dreispitz. Er kleidete sich immer schlicht für die Schlacht. Viele Offiziere trugen gern ihre prächtigste Uniform, und keiner mehr als Horatio Nelson, der dadurch an Deck der

HMS *Victory* mit seinem Tressenrock und glitzernden Aufputz sehr aufgefallen war, Wellington aber trug ausnahmslos den schlichten Rock. Seine Männer wussten, wer er war, er brauchte keinen vergoldeten Firlefanz.

Die Sonne ging an diesem Morgen um halb fünf auf, und kurz darauf bemerkte der Duke möglicherweise eine verstörte Frau, die mit drei kleinen Kindern durch das Feldlager irrte. Und auffällig war sie bestimmt, denn Martha Deacon war im neunten Monat schwanger. Sie war am Tag zuvor nach Quatre-Bras gekommen, vermutlich, indem sie mit ihren Kindern auf einem Versorgungswagen mitfuhr. Ihr Ehemann war der Offizier Thomas Deacon, ein Ensign beim 73rd, einem weiteren Highlander-Bataillon. Und nun wusste sie nicht, wo er sich befand. Sie wusste nur, dass er beim letzten Vorstoß des vergangenen Abends verwundet worden war. Er war neben Sergeant Thomas Morris vorgerückt, als eine Musketenkugel den Mann auf Morris' anderer Seite tötete. Die Kugel hatte den Mann in die Stirn getroffen und auf der Stelle getötet. «Wer ist das?», hatte Deacon gefragt. «Sam Shortly», sagte Morris und warf seinem Offizier einen Seitenblick zu. «Sie sind verwundet, Sir.»

«Gott steh mir bei, das bin ich», gab Deacon zurück. Ein Arm war ihm von einer Musketenkugel gebrochen worden. Er ließ sein Schwert fallen und machte sich auf den Weg

hinter die Linie, um nach Martha und den Kindern zu suchen, die er bei der Gepäckwache des 73rd gelassen hatte, doch obwohl er bis nach Einbruch der Dunkelheit suchte, konnte er sie nicht finden. Beim Hellwerden wurde er vom Blutverlust geschwächt auf eines der Fuhrwerke gehoben, mit denen die Verwundeten nach Brüssel zurückgebracht wurden.

Martha, die nur ein schwarzes Seidenkleid mit einem leichten Umschlagtuch trug, suchte weiter nach Thomas. Schließlich traf sie jemanden, der wusste, was aus ihrem Mann geworden war, aber es gab keinen Transport Richtung Norden, also ging die hochschwangere Martha Deacon mit ihren drei Kindern die fünfunddreißig Kilometer nach Brüssel zu Fuß. Sie ging durch einen Sturmregen, von dem der Duke sagte, so etwas habe er nicht einmal in Indien erlebt, aber sie gab nicht auf. Der Marsch der kleinen Familie dauerte zwei Tage, aber er hatte ein glückliches Ende. Martha fand Thomas auf dem Weg der Genesung in Brüssel, und am nächsten Tag gebar sie ein Mädchen. Sie tauften das Kind auf den Namen Waterloo Deacon.

Auch die Preußen waren früh wach. Marschall Blücher, zerschrammt und angeschlagen, hatte ein paar Stunden Schlaf in dem Weiler Mellery bekommen, nicht weit von Ligny. Dort traf ihn sein Stab an, und am frühen Morgen

wurde darüber debattiert, was die Preußen als Nächstes tun sollten. Gneisenau mit seinem starken Misstrauen gegen die Briten schlug einen Rückzug ostwärts Richtung Rhein und Preußen vor, aber eine solche Truppenbewegung würde die Entfernung von Blüchers Armee zu seinen britisch-niederländischen Verbündeten noch weiter vergrößern, und Blücher, anders als Gneisenau, mochte und vertraute Wellington. Die Debatte war kurz. Gneisenau war zwar ausgefuchst und rechthaberisch, wusste aber dennoch, dass sein Kommandant in der Kriegsführung ein Naturtalent war, und fügte sich deshalb Blüchers Forderung. Die Armee würde nicht nach Osten, sondern nördlich nach Wavre ziehen.

Dies war möglicherweise die wichtigste Entscheidung in den gesamten vier Tagen. Die Verbündeten hatten den einfachen Verbindungsweg verloren, den ihnen die Chaussée de Nivelles geboten hatte, aber es gab immer noch die kleineren Landstraßen, die Wavre mit der Hauptstraße nach Brüssel verbanden. Diese Landstraßen waren nicht gepflastert, und sie schlängelten sich durch Felder und Wälder, überquerten Flüsse und Bäche, aber mit seiner Truppenbewegung zum nördlich gelegenen Wavre, statt einem Rückzug ostwärts, behielt Blücher die Möglichkeit, seine Einheiten mit Wellingtons Armee zusammenzuschließen. Es war eine mutige Entscheidung.

Blücher muss gewusst haben, dass die Franzosen ein Kontingent schicken würden, um seine Truppenbewegung zu stören und jede Verschiebung nach Westen Richtung Wellington zu blockieren, und indem er nach Wavre ging, verringerte er seine eigenen Möglichkeiten für einen sicheren Rückzug nach Osten beträchtlich. Doch er trug nicht umsonst den Spitznamen Marschall Vorwärts. Wellington mochte am Tag zuvor nicht zu seiner Unterstützung gekommen sein, aber der alte Haudegen würde seinen Verbündeten noch nicht im Stich lassen.

Und so marschierten die Preußen nach Norden. Der Hauptmann einer westfälischen Kavallerieschwadron merkte an, dass die Stimmung in der Truppe schlecht war. Es hatte zu regnen begonnen, und einige der neuen Sättel schwollen in der Feuchtigkeit an, sodass sich die Reiter wundritten, also befahl er ihnen abzusteigen und die Pferde am Zügel zu führen. Die Straßenverhältnisse waren schwierig, das Wetter schrecklich, und die Soldaten fühlten sich miserabel, doch dann trafen sie am Straßenrand auf Marschall Blücher, und die Stimmung änderte sich schlagartig aufgrund der

Munterkeit und Frische des zweiundsiebzig Jahre alten Feldmarschalls. Er hatte seine Prellungen mit Branntwein-Umschlägen behandelt und sich einen sehr großen Schnaps

genehmigt, und jetzt, obwohl ihm das Reiten starke Schmerzen bereiten musste, ritt er neben den Soldaten her, witzelte mit ihnen herum, und seine gute Laune breitete sich wie ein Lauffeuer in der Kolonne aus. Ich bekam den alten Helden nur flüchtig zu sehen, doch ich hätte ihm allzu gern mitgeteilt, wie sehr mich sein geglücktes Entkommen freute.

Es ist schwer vorstellbar, dass der Duke of Wellington mit seinen Männern herumgewitzelt hätte. Das war nicht sein Stil. Mehr als einmal hatte er den Jubel seiner Männer unterbunden, denn, so sagte er, wenn man sich heute zujubeln lässt, wird man morgen verhöhnt. Er wurde weder geliebt wie Blücher noch angebetet wie Napoleon, aber er wurde respektiert. Er hatte eine spitze Zunge; noch lange nach dem Krieg kehrten ihm einige französische Offiziere in Paris demonstrativ den Rücken, eine Unhöflichkeit, für die sich eine Frau entschuldigte. «Machen Sie sich keine Sorgen, Madame», sagte der Duke, «die habe ich schon früher von hinten gesehen.» Er hatte gelernt, seine Gefühle zu verbergen, auch wenn er unverhohlen um die Opfer weinte, die seine Schlachten forderten, und er besaß ein aufbrausendes Temperament, das er ebenfalls zu beherrschen gelernt hatte. Seine Männer mochten sein Temperament spüren, Gefühlsausbrüche sahen sie selten,

aber auch wenn er ihnen gegenüber kühl war, so vertraute er ihnen doch und sie ihm. Private William Wheeler von den 51st, der unter Wellington im Spanischen Unabhängigkeitskrieg und in Waterloo diente, schrieb:

Wenn England nochmals den Dienst seiner Armee benötigen und ich dabei sein sollte, lasst mich «Old Nosey» als Kommandanten haben. Unsere Belange würden bestimmt berücksichtigt, und wir hätten niemals Grund, einen Gegner zu fürchten. Es gibt zwei Dinge, derer wir uns dann sicher sein könnten. Erstens wären wir immer so gut mit Rationen versorgt, wie es die Art des Dienstes erlaubt. Das zweite ist, dass wir sicher sein könnten, dem Gegner eine verdammt ordentliche Abreibung zu verpassen. Was kann sich ein Soldat mehr wünschen?

Dieses Lob hätte Wellington gefallen. Doch jetzt, an dem Morgen nach dem Kampf bei Quatre-Bras, war er vermutlich nicht sicher, ob er Napoleon eine «verdammt ordentliche Abreibung» verpassen konnte. Er wartete auf Nachricht von Blücher, während er am Lagerfeuer auf und ab ging, das die Highlanders für ihn entzündet hatten. Er war mindestens eine Stunde lang allein, tief in Gedanken versunken, kaute gelegentlich abwesend an einer Rute, die er von einem Strauch abgeschnitten hatte, doch dann

brachte Lieutenant-Colonel the Honourable Sir Alexander Gordon, einer der Adjutanten des Duke, die Nachricht, auf die Wellington gewartet hatte. Blüchers Armee war, obwohl angeschlagen, noch kampffähig und Richtung Wavre gezogen. Nördlich nach Wavre, nicht Richtung Osten und Preußen. «Der alte Blücher hat ordentlich eins auf die Mütze bekommen», knurrte der Duke einem Offizier der Coldstream Guards zu, «und ist zurück nach Wavre, achtzehn Meilen. Nachdem er sich zurückgezogen hat, müssen wir es auch tun. In England wird es vermutlich heißen, wir hätten uns geschlagen gegeben. Aber ich kann nichts machen; nachdem sie sich zurückgezogen haben, müssen wir auch abrücken.»

Also wurde Befehl ausgegeben, den Rückzug zu dem Standort vorzubereiten, den Wellington im Jahr zuvor erkundet hatte, den Höhenrücken des Mont-Saint-Jean oberhalb des unscheinbaren Tales, in dem die hohe Gerste wuchs. Der Duke mochte befürchten, dass die britische Öffentlichkeit den Rückzug als Eingeständnis einer Niederlage interpretierte, in Frankreich dagegen bestand keinerlei Gefahr, dass die Öffentlichkeit die Ereignisse des 16. Juni als irgendetwas anderes denn als Sieg betrachtete. Dafür sorgte Napoleon, indem er eine Depesche an das offizielle Amtsblatt schickte, den *Le Moniteur Universel*, in der er Ligny sowie Quatre-Bras als zwei weitere Siege schilderte, mit denen die Ehrenliste des

Kaiserreiches verlängert wurde. Die Veröffentlichung des Berichts löste in Paris Jubel aus.

Die erste Tagespflicht der Briten war es, ihre Verwundeten zu bergen, von denen viele die ganze Nacht dort gelegen hatten, wo sie gestürzt waren. Kavalleristen setzten verletzte Männer auf Pferde, und diejenigen, die zu schwach waren, um sich im Sattel zu halten, wurden auf Decken weggetragen. Zweifellos wurden auch einige französische Verwundete geborgen, doch den Vorrang hatten Briten und Niederländer, die auf Fuhrwerken und gewiss unter Höllenqualen nach Brüssel transportiert wurden.

Die Franzosen pflegten ihre Verwundeten wesentlich besser als ihre Gegner, oder sie versuchten es zumindest, und zwar hauptsächlich durch den Einfluss Dominique Jean Larreys, des Oberfeldschers der Garde impériale. Larrey erkannte, dass wesentlich bessere Ergebnisse erzielt wurden, wenn die Verwundeten so schnell wie möglich versorgt wurden, anstatt sie leidend liegen zu lassen. Daher führte er die «fliegenden Ambulanzen» ein; leichte, gut gefederte Sanitätswagen mit einer schwenkbaren Vorderachse, mit denen über ein mit Leichen und Trümmern übersätes Schlachtfeld manövriert werden konnte und deren Boden als Operationstisch oder zur leichteren Aufnahme Verwundeter ausziehbar war. Er

operierte häufig auf dem Schlachtfeld, zog aber die Einrichtung eines Feldlazaretts vor, zu dem seine Ambulanzen die Verwundeten brachten, während dagegen die Briten die Mitglieder ihrer Militärkapellen einsetzten, um die Männer nach hinten zu tragen, wo sie von Chirurgen in blutgetränkten Schürzen mit Sägen, Messern und Sonden erwartet wurden. Ein erfahrener Militärchirurg, und Larrey war sehr erfahren, konnte ein Bein in weniger als einer Minute amputieren. Es gab keine Anästhesie, abgesehen von der betäubenden Wirkung von Alkohol, und keine anderen Desinfektionsmittel als Essig oder Terpentinöl. Larrey operierte gern, wenn die Patienten noch unter Schock standen, und er hatte entdeckt, dass die Genesungsrate von Männern, die auf diese Art behandelt wurden, sehr viel höher war, wenn auch Männer mit Bauchverletzungen nur geringe Überlebenschancen hatten, ganz gleich, wie schnell sie operiert wurden. Die meisten britischen Verwundeten mussten sehr lange auf ärztliche Hilfe warten, und viele der Verwundeten von Quatre-Bras sahen erst einen Chirurgen, nachdem sie das ferne Brüssel erreicht hatten, während Larrey in nächster Nähe zum Schlachtfeld operierte. Napoleon sagte von ihm: «Er war der rechtschaffenste Mann und der beste Freund der Soldaten, den ich je kennengelernt habe.»

Die Briten brauchten bis zur Mittagszeit, um ihre Verwundeten zu bergen, und in der Zwischenzeit erteilte Wellington genaue Befehle für den Rückzug der Armee. Die Infanterie sollte zuerst gehen, aber «auf eine Art, die den Gegner nicht erkennen lässt, was wir vorhaben». Lieutenant Basil Jackson wurde mit dem Rückzugsbefehl zu General Picton geschickt.

Ich fand [ihn] in einem Bauernhaus ein kurzes Stück die Chaussée de Charleroi hinunter, [er] bestätigte den Befehl missmutig; augenscheinlich gefiel es ihm nicht, sich aus einer Stellung zurückzuziehen, die er am Tag zuvor so tapfer gehalten hatte, und kein Wunder!

Was Jackson nicht wusste, und was niemand außer Picton und seinem Diener wusste, war, dass der reizbare walisische General am Tag zuvor von einer Musketenkugel getroffen worden war. Die Kugel hatte ihm zwei Rippen gebrochen, Grund genug, um einen Mann missmutig werden zu lassen, aber Picton verheimlichte die Verletzung, weil er nicht wollte, dass ihn jemand dazu drängte, den Dienst zu verlassen. Und er hatte ohnehin schlechte Laune, denn er war gezwungen, ein Kavalleriepferd zu reiten, nachdem es sein Stallbursche mit der Angst zu tun bekommen hatte und mit seinen Pferden geflüchtet war.

Wellington hatte mehr als 30000 Mann und 70 Geschütze und musste sie dreizehn Kilometer weit zur Kuppe von Mont-Saint-Jean zurückziehen. Er erwog, seine Armee näher bei Quatre-Bras zu halten, bei einem niedrigen Hügel nördlich von Genappe, kam aber zu dem Schluss, dass das Gelände bei Mont-Saint-Jean zur Verteidigung günstiger war. Er wusste, dass er jeden Augenblick angegriffen werden konnte. Es gab bereits sporadische Auseinandersetzungen, als die Vorposten beider Armeen aufeinander schossen, und das Krachen der Musketen und Gewehre konnte schnell zum Dröhnen einer Schlacht anschwellen. Und der Duke war gezwungen, sich über eine einzige Straße zurückziehen, die Chaussée de Nivelles, auf der seine sämtlichen Geschütze und Fuhrwerke fahren mussten. Die Infanterie konnte durch die Felder beidseits der Straße gehen, doch auch sie würde von dicht wachsendem Getreide, Hecken, Gräben, Mauern und Gestrüpp behindert. Kurz gesagt würde sein Rückzug ein schwieriges und gefährliches Manöver werden, aber es musste durchgeführt werden, und nachdem die Verwundeten abtransportiert waren, setzte sich die Armee in Bewegung. Die Infanterie und der größte Teil der Artillerie rückten zuerst ab, während die Kavallerie und die leichtere Artillerie die Nachhut bildeten. Wellington wollte, dass der Rückzug in Ruhe stattfand, und als wollte er seine Unbekümmertheit demonstrieren, legte

er sich mit einer Zeitung über dem Gesicht auf eine Weide und stellte sich schlafend. Doch er muss besorgt gewesen sein, denn mit jedem Moment waren weniger und weniger Männer bei Quatre-Bras, und diejenigen, die noch zurückblieben, waren einem gegnerischen Angriff immer schutzloser ausgesetzt.

Nur dass kein Angriff erfolgte.

Erstaunlicherweise unternahm Maréchal Ney überhaupt nichts. Seine Truppen lagerten um das Dorf Frasnes, weniger als fünf Kilometer südlich der Kreuzung, doch sie erhielten keinen Befehl, die immer spärlicher werdenden Einheiten nördlich von ihnen anzugreifen, und nicht einmal, die Felder unter Beobachtung zu halten, auf denen sie tags zuvor so erbittert gekämpft hatten. Es gab ein wenig Geplänkel zwischen den französischen Vorposten und ihrem Gegenüber, aber Ney befahl keinen Generalangriff. Von diesem frühen Samstagmorgen, dem 17. Juni, mit seinen sporadischen Schusswechseln, blieb Edward Costello, einem Schützen, ein trauriger Moment im Gedächtnis, als sich die 95th aus den Stellungen zurückzogen, die sie während des Vortages gehalten hatten. Nicht alle Frauen, die den Armeeverband begleiteten, waren in Brüssel geblieben, und viele, wie Martha Deacon, waren mit ihren Männern gegangen.

Costellos Kompanie zog sich über einen Fußpfad zur Chaussée de Nivelles zurück. Der Weg, sagte er,

war teilweise durch eine Hecke vor dem Beschuss des Gegners geschützt, da hörte einer meiner Kameraden auf der anderen Seite ein Kind weinen; als er über die Hecke sah, erspähte er einen prächtigen Jungen von etwa zwei oder drei Jahren, der neben seiner toten Mutter saß, die immer noch heftig aus einer Kopfwunde blutete, die höchstwahrscheinlich von einem verirrten Schuss des Gegners stammte. Wir trugen das mutterlose und womöglich verwaiste Kind abwechselnd nach Genappe, wo wir auf einige Frauen aus unserer Division trafen, und eine erkannte den kleinen Kerl, ich glaube, sie sagte, er gehöre einem Soldaten von den First Royals.

Doch auch wenn sich die Vorposten beschossen, schienen die Franzosen blind für Wellingtons Rückzug zu sein. Maréchal Ney dachte wohl, dieser Samstag wäre ein Tag, um seine Truppen ausruhen zu lassen, und so machten sich unter schwarzen Wolkentürmen, die langsam von Norden her aufzogen, die Briten und die Niederländer davon, bis um zwei Uhr nachmittags nur noch die Nachhut aus Kavallerie und Berittener Artillerie übrig war.

Neys Untätigkeit war unverzeihlich. Seine Aufgabe an diesem Morgen hatte darin bestanden, Wellington mit einem erneuten Angriff das Leben schwer zu machen, denn dadurch wäre Wellington gezwungen gewesen, zur Abwehr des französischen Angriffs Truppen in Quatre-Bras zu lassen, und diese Truppen wären von einem Angriff aus Richtung Ligny bedroht gewesen. Tatsächlich war Wellington in einer äußerst prekären Lage, im Süden und Norden ungeschützt und mit nur einer einzigen Straße als Möglichkeit, Richtung Norden zu entkommen. Er hätte sich natürlich nach Nivelles zurückziehen können, aber das hätte ihn weiter von den Preußen entfernt, und der Duke hatte nicht vor, ihren gemeinsamen Feldzug aufzugeben. Also hatte Ney eine exzellente Gelegenheit, Wellington einzuschließen, doch stattdessen tat er überhaupt nichts. Als Napoleon den britischen Rückzug bemerkte, beschämte er Ney öffentlich, indem er vor ihm und anderen sagte: «On a perdu la France!» – Wir haben Frankreich verloren! – doch das eigene Verhalten des Kaisers an diesem Samstagmorgen war kaum besser.

Napoleon schlief lange und wachte gutgelaunt auf. Er bestand auf einem Gang über das Schlachtfeld von Ligny, als wolle er in dem Sieg des Vortages schwelgen. Er ging davon aus, dass sich Wellington ebenso wie Blücher auf dem Rückzug befand, und er hatte es offenkundig nicht eilig, die beiden Armeen zu verfolgen. Allerdings beorderte

er eine Kavalleriepatrouille nach Osten, um nach den Preußen zu suchen, und diese Reiter schickten Berichte zurück, nach denen Blüchers Männer ungeordnet ostwärts flüchteten. Tatsächlich aber waren diese ungeordneten Truppen auf der Straße nach Namur Rheinländer, die aus der preußischen Armee desertiert waren. Blücher war nicht auf der Straße nach Namur, er war auf dem Weg nach Norden, nach Wavre.

Dann hörte Napoleon, dass Wellingtons Armee keineswegs auf dem Rückzug, sondern noch bei Quatre-Bras war. Er wunderte sich über diesen Bericht. Konnte Wellington wirklich so dumm sein? Doch er erkannte seine Gelegenheit und schickte Befehl an Ney, er solle Wellington an Ort und Stelle halten, während der Kaiser 69000 Mann brachte, mit denen er dem Duke in die ungeschützte linke Flanke fallen konnte. Zwischenzeitlich wies Napoleon Maréchal Grouchy an, die Preußen mit 33000 Mann, einem Viertel seiner Armee, zu verfolgen.

Es war der Vormittag, an dem Napoleon den Feldzug hätte gewinnen können. Er hatte Neys Einheiten dicht bei Wellington, und seine übrige Armee war weniger als einen einstündigen Marsch von den britisch-niederländischen Truppen entfernt. Wenn Napoleon bei Tagesanbruch angegriffen hätte, wäre Wellingtons Niederlage besiegelt gewesen, aber der Kaiser hatte den Morgen ungenutzt

verstreichen lassen, und als er am frühen Nachmittag bei Quatre-Bras eintraf, zogen gerade die letzten Einheiten der britisch-niederländischen Armee ab, unbehelligt von Neys Soldaten, die sich im Feldlager etwas zu essen kochten. «On a perdu la France!», hatte er Ney angeknurrt, aber der Kaiser war beinahe genauso nachlässig gewesen wie der Marschall. Die Franzosen hätten an diesem Samstagmorgen unverzüglich Blüchers Preußen verfolgen und Wellington angreifen sollen, doch sie taten weder das eine noch das andere. Und schlimmer, sie wussten immer noch nicht, wo die Preußen waren, und sie hatten Wellington genügend Zeit für einen sicheren Rückzug gelassen.

Napoleon befahl die Verfolgung, schickte Kavallerie und Berittene Artillerie auf die Jagd nach Wellingtons Männern, doch nun kam ihm die Natur dazwischen. Der Himmel öffnete seine Schleusen. In den dunklen Wolken dröhnte Donner, Blitze spalteten sie, und dann kam der Regen. Und was für ein Regen! Es war der Sturmregen, den Wellington für schlimmer hielt als jeden, den er zur Monsunzeit in Indien erlebt hatte, ein nicht nachlassender Wolkenbruch, der die Felder in Morast verwandelte und die rote Farbe aus den Uniformröcken der britischen Infanterie wusch, sodass sie ihre weißen Hosen tränkte und sie rosa färbte. Aber diese Infanterie befand sich schon ein gutes Stück auf dem Weg Richtung Mont-Saint-

Jean. Es waren die Kavallerie und die Berittene Artillerie, die ihre französischen Verfolger in Schach halten mussten.

Es ist an der Zeit, Cavalié Mercer wiederzutreffen, den Geschützoffizier, dessen Soldaten die Nachricht von Napoleons Flucht aus Elba «mit echter Freude» aufgenommen hatten, «begierig darauf, sich in Gefahr und Blutvergießen zu stürzen, in der Hoffnung auf Ruhm und Ehre». Mercer hat einen der besten und berühmtesten Berichte über den Feldzug von Waterloo hinterlassen, und sein Trupp Berittene Artillerie war einer derjenigen, die den französischen Verfolgern die Stirn bieten mussten. Kurz bevor es anfing zu regnen, erhaschte er den ersten flüchtigen Blick auf Napoleon.

Ich hatte mir schon oft gewünscht, Napoleon zu sehen, diesen mächtigen Feldherrn, dieses erstaunliche Genie, dessen Ruf sich in der ganzen Welt verbreitet hatte. Nun sah ich ihn, und es war ein Ausmaß von Großartigkeit ohnegleichen an dem Bild. Seit dem Morgen waren Wolken aufgezogen, und in diesem Moment bot der Himmel einen überaus ungewöhnlichen Anblick. Enorme Massen einzelner Gewitterwolken von tiefster, beinahe tintenhafter Schwärze, die unteren Ränder schwer und scharf gezeichnet, niedrig dahinziehend, als könnte es jeden Moment einen Wolkenbruch geben, hingen über uns …

während der Hügel in einiger Entfernung, den die französische Armee zuletzt besetzt hatte, noch immer in strahlendem Sonnenschein lag … als ein einzelner Reiter, sofort gefolgt von mehreren anderen, auf das Plateau ritt.

Mercer hatte einen kurzen Blick auf Napoleon werfen können, der seine weiße Stute Désirée ritt. Als Napoleon sah, dass sich die britische Nachhut absetzte, stürmte er mit seiner Kavallerie. Die heftigsten Kämpfe folgten bei Genappe, dem Dorf knapp fünf Kilometer nördlich von Quatre-Bras. Die französischen Ulanen verfolgten britische Husaren und wurden von den Life Guards angegriffen. Mercers Einheit fand wie andere Kanoniere günstige Angriffsstellungen, von denen aus sie die gegnerische Kavallerie mit Granaten beschossen, bevor sie aufprotzten und weitergaloppierten. Einer der Artillerieverbände war eine Raketeneinheit, eine neue Waffe, von der Wellington geglaubt hatte, sie eigne sich höchstens, um die Pferde scheu zu machen. Zum ersten Mal hatte er Raketen in Indien gesehen, wo sie der Gegner benutzt hatte, und dann wieder in Spanien, wo die Raketen Colonel William Congreves erstmals eingesetzt wurden, und Captain Mercer war von der neumodischen Waffe völlig in den Bann geschlagen, als er sie zum ersten Mal sah.

Die Raketenmänner hatten ein kleines Eisendreieck auf die Straße gestellt, auf dem eine Rakete lag. Der Befehl zum Feuern wird gegeben, die Lunte entzündet; das herumzuckende Geschoss fängt an Funken zu sprühen und wackelt etwa eine Sekunde mit dem Schwanz, dann jagt es geradeaus die Chaussée hinauf. Eine Kanone steht ihm mitten im Weg, zwischen deren Rädern die Granate im Raketenkopf explodiert; links und rechts fallen die Kanoniere um; und die von den anderen Kanonen nehmen die Beine unter den Arm; die Batterie ist im Nu aufgegeben. Seltsam, aber so war es.

Es war allerdings seltsam, denn diese erste Rakete traf ihr Ziel; danach flogen alle Geschosse wild herum, manche kehrten im Flug sogar um und bedrohten die Briten. Der Duke wäre die Raketeneinheit nur allzu gern losgeworden, aber sie stand unter der Patronage des Prinzregenten, also hatte er sie am Bein.

Der Regen erschwerte die Verfolgung. Nachdem die Armee erst einmal die engen Straßen Genappes hinter sich hatte, wo auf einer schmalen Brücke über die Dyle die Überlandstraße verlief, ließen sie die Franzosen hinter sich, wenn es auch für Captain Mercer in dem Dorf beinahe ins Auge gegangen wäre. Lord Uxbridge, Wellingtons Stellvertreter als Oberbefehlshaber und

Kommandant der gesamten britisch-niederländischen Kavallerie, verlangte, dass ihm Mercer mit den Geschützen durch eine enge Nebengasse folgte, die gerade eben breit genug für die Geschütze war. Mercer konnte sich nicht vorstellen, was Uxbridge vorhatte, gehorchte aber, und dann tauchte in demselben Moment, in dem sie auf den Feldern hinter dem Dorf herauskamen, in fünfzig Schritt Entfernung gegnerische Kavallerie auf.

Der ganze Vorgang erscheint mir so wild und durcheinander, dass ich manchmal an kaum etwas anderes glauben kann als einen wirren Traum, und doch ist es wahr; der General der Kavallerie exponierte sich zwischen den Plänklern seiner Nachhut und tat buchstäblich die Pflicht eines Fahnenjunkers! «Bei Gott, wir sind alle Gefangene» (oder ähnliche Worte) rief Lord Uxbridge aus, ritt verwegen auf eine Gartenböschung zu, setzte über dieselbe hinweg, und fort war er und überließ es uns allein, uns so gut wie möglich aus der Verlegenheit zu befreien.

Der Platz genügte nicht zum Umdrehen der Gespannpferde, also musste Mercer seine Geschütze abprotzen und sie manuell umdrehen. Wie durch ein Wunder störte die gegnerische Kavallerie diesen mühseligen Prozess nicht, und Mercer führte seine Brigade

zurück in die Dorfmitte, wo er Lord Uxbridge entdeckte, der einen Rettungstrupp zusammenstellte.

Und weiter zogen sie in dem strömenden Regen. Die Artillerie und die Fuhrwerke benutzten die Straße, die Kavallerie zog sich über die Felder östlich der Überlandstraße zurück und die Infanterie westlich davon. Ein nassauischer Offizier, Hauptmann Friedrich Weiz, hielt fest, die Arbeit des Stabes sei «exemplarisch» und der Rückzug gut organisiert gewesen, trotz des Wetters und der französischen Verfolger. Die Briten verloren weniger als hundert Mann während ihres Rückzuges nach Mont-Saint-Jean, die Franzosen vermutlich ebenso viele. Unter den französischen Verletzten war Colonel Jean Baptiste Sourd, der ein Bataillon Ulanen kommandierte. Sourd war vom einfachen Soldaten aufgestiegen, zum Baron de l'Empire erhoben worden, und gerade hatte Napoleon dem Colonel eine weitere Beförderung angeboten, ein Angebot, auf das Sourd noch nicht geantwortet hatte. Nun, bei Genappe, erlitt der neununddreißigjährige Colonel eine schwere Hiebwunde, vermutlich von den Life Guards, und musste zurück zum Feldlazarett, wo Larrey, der leitende Feldchirurg, entschied, dass sein rechter Arm amputiert werden musste. Sourd lag auf dem Tisch, und während Larrey schnitt und sägte und Arterien abband und einen Hautlappen über den Stumpf nähte, diktierte der Colonel einen Brief an den Kaiser.

Die größte Gunst, die Ihr mir erweisen könnt, ist, mir weiter das Kommando über das Regiment zu lassen, das ich zum Sieg zu führen hoffe. Ich lehne den Rang eines Generals ab, wenn der große Napoleon mir verzeiht, denn der Rang des Colonel ist ausreichend.

Dann unterschrieb Sourd den Brief mit der linken Hand, bevor er wieder auf sein Pferd stieg und seinen Männern nachgaloppierte, die immer noch die britische Nachhut verfolgten. Seine Verwundung heilte, und Sourd sollte bis 1849 leben. Der Colonel war in dem Kavalleriekampf verletzt worden, der sich in Genappe entwickelte, ein Kampf, der bei vielen britischen Beobachtern einen tiefen Eindruck hinterließ. Die britische Kavallerie war mit Schwertern oder Säbeln bewaffnet, die Franzosen dagegen hatten Ulanen, Lanzenreiter. Diese Lanzenreiter blockierten die enge Straße des Dorfes. Sie bildeten einen nahezu undurchdringlichen Wall aus Klingen, ohne dass es eine offene Flanke als Angriffsmöglichkeit gegeben hätte. Die 7th Hussars der Briten wurden zum Angriff auf die Franzosen befohlen, die nun unbehaglich dicht an die im Rückzug befindlichen britisch-niederländischen Truppen herangekommen waren. Sergeant Major Cotton nannte die Ulanen «unangenehme Kunden, mit denen wir es da zu tun hatten».

Als wir unseren Angriff begannen, hielten sie ihre Lanzen aufrecht, doch als wir bis auf zwei oder drei Pferdelängen an sie herangekommen waren, senkten sie die Spitzen und schwenkten die Flaggen, was bei uns einige Pferde scheu machte.

Die Flaggen, die er hier erwähnt, waren Wimpel, die knapp unter der schlanken Stahlspitze der Lanze befestigt waren. Der Angriff der 7th Hussars schlug fehl. Sie erlitten schwere Verluste, und sie erlitten weitere Verluste, als sie einen zweiten Angriffsversuch unternahmen, und die Überlebenden wurden von einer gemischten Gruppe aus Ulanen und Kürassieren verfolgt, die erst von einem Vorstoß der Life Guards, schwerer Kavallerie, aufgehalten wurden, die an den langen Lanzenklingen vorbeikamen und mit ihren mächtigen Schwertern auf die Franzosen einhieben. Die Lanze war eine leistungsfähige Waffe, ganz besonders bei der Verfolgung, doch ihre Schwäche bestand darin, dass der Ulan, wenn es einem Gegner gelang, der Klinge auszuweichen, praktisch wehrlos war. Dennoch waren die Briten so beeindruckt vom Auftreten der französischen Ulanen, dass sie nach dem Krieg ihre eigenen Ulanenregimenter aufstellten.

Die Life Guards stoppten die unmittelbare Verfolgung, doch am meisten tat der strömende Regen dafür, dass

Wellingtons Männer entkamen. «Die Wege waren so tief aufgeweicht», erinnerte sich Hippolyte de Mauduit von der Garde impériale später, «dass es unmöglich war, auch nur die geringste Ordnung in unseren Kolonnen aufrechtzuerhalten.» Lieutenant Jacques Martin, ein französischer Infanterieoffizier, beschrieb das Chaos:

Ein Sturm, wie ich ihn noch niemals erlebt hatte, brach plötzlich über uns los … innerhalb von ein paar Minuten waren die Straße und die Ebene nichts weiter als ein Sumpf, der immer schwerer zu durchqueren war, weil der Sturm den restlichen Tag lang anhielt und die gesamte Nacht. Männer und Pferde sanken bis zu den Knien in den Schlamm ein. In der zunehmenden Dunkelheit konnten sich die Einheiten nicht mehr sehen, Bataillone vermischten sich, und jeder Soldat marschierte so gut er konnte und wohin er konnte. Wir waren keine Armee mehr, nur noch eine Menschenmenge.

Die französische Verfolgung verwandelte sich in einen Kampf gegen das Wetter und den Morast. Die meisten Infanteristen gingen über die Felder und überließen den Geschützmannschaften die gepflasterten Straßen, und die Männer suchten sich ihren eigenen Weg, versuchten, dem zertrampelten Morast auszuweichen, den die Männer vor

ihnen hinterlassen hatten, und auf diese Art zogen sie sich so weit auseinander, dass manch einer bis zum Morgen brauchte, um sich wieder seiner Einheit anzuschließen. Und es regnete immer noch. Dann, als die Dämmerung einsetzte, kam die Spitze der französischen Kavallerie auf eine leicht erhöhte Straßenkuppe und wurde unvermittelt von Granatenbeschuss empfangen. Es herrschte Zwielicht, der Himmel war aufgrund der dichten Bewölkung ungewöhnlich dunkel, es regnete heftig, und dort, im trüben Licht, zuckten Feuerblitze, und über das weitläufige, verregnete Tal kamen die Granaten, zogen einen winzigen Rauchschwanz von ihren Lunten hinter sich her, und auf der gesamten nördlichen Talkuppe blitzte Mündungsfeuer. Die Granaten explodierten, richteten jedoch wenig Schaden an, und manche explodierten überhaupt nicht, weil ihre Lunten auf dem regendurchtränkten Boden erloschen, und dann endete der Kanonenbeschuss so plötzlich, wie er begonnen hatte.

Bisher hatten die britischen Geschütze aus Straßennähe gefeuert, nun aber hatte die französische Kavalleriespitze die Mündungsblitze entlang der gesamten Kuppe gesehen, die mittlerweile in Rauch gehüllt war, der in dem starken Regen nur langsam abzog. Sie wussten, was dieser Rauch bedeutete. Er bedeutete, dass die Geschütze von der Straße abgezogen und entlang der Kuppe aufgestellt worden waren, die der Gegner verteidigen wollte. Die

Briten hatten entschieden, Widerstand zu leisten, und damit war die Verfolgungsjagd beendet. Vor den Franzosen war der Duke of Wellington mit seiner Armee in Stellung gegangen.

Und forderte sie an einem Ort namens Mont-Saint-Jean zur Schlacht auf.

Vierhundert Jahre zuvor hatte in der Nähe eines Dorfes namens Azincourt ebenfalls eine englische Armee auf die Schlacht mit den Franzosen gewartet, und auch an diesem Oktoberabend hatte es geregnet und geregnet, und der Himmel hatte widergehallt vom Donner. Der strömende Regen hatte bis zum nächsten Morgen angehalten, und als er schließlich endete, war das Feld, auf dem die Engländer die Schlacht austragen wollten, ein morastiger Sumpf. Es war dieser Morast, mehr als die englischen Pfeile oder die englische Tapferkeit, der die französischen Krieger besiegte, die, mit zwanzig bis dreißig Kilogramm schweren Plattenrüstungen befrachtet, durch knietiefen Schlamm auf ihren Gegner zuwaten mussten. Der tiefe Schlamm ermüdete sie, sodass sie, als sie die Kampflinie von Henry V erreichten, in einem gnadenlosen Gemetzel niedergemacht wurden.

Und an diesem Sonntag, dem 18. Juni 1815, würde der Talgrund südlich von Waterloo morastig sein. Das war ein

schlechtes Omen.

Der Kaiser kannte entweder die Geschichte von Azincourt nicht, oder er fand, dass Regen am Vortag einer Schlacht überhaupt kein Vorzeichen war. Er hatte während der zwei vergangenen Tage einige Fehler gemacht, war aber immer noch äußerst zuversichtlich. Général Foy erinnerte sich später an Napoleons Voraussage:

Die Preußen und Engländer können sich nach so seiner Schlacht wie der von Fleurus [Ligny] und angesichts der Tatsache, dass sie von einem beträchtlichen Truppenaufgebot verfolgt werden, frühestens in zwei Tagen zusammenschließen. Wir sollten uns glücklich schätzen, wenn sich die Engländer entscheiden, hier zu bleiben, denn die bevorstehende Schlacht wird Frankreich retten und in der Weltgeschichte gerühmt werden!

Das ist ein beachtlicher Schritt von «On a perdu la France!» aus, aber diese unbeherrschte Bemerkung war in einem Wutausbruch gefallen, als Napoleon erkannte, welche Gelegenheit sich Ney hatte entgehen lassen. Doch trotz dieser verpassten Chance hatte Napoleon weiterhin guten Grund, zuversichtlich zu sein. Soweit er wusste, zogen sich die Preußen, verfolgt von Maréchal Grouchy, nach Osten

zurück, während ihn Wellington tollkühn zur Schlacht herausforderte.

Ich werde meine Artillerie feuern und meine Kavallerie angreifen lassen, damit der Gegner seine Stellungen verraten muss, und wenn ich ganz sicher bin, welche Stellungen die englischen Truppen bezogen haben, werde ich mit meiner Vieille Garde direkt darauf vorstoßen.

Napoleon hatte eine Neigung zu solch herablassenden Äußerungen, und seine Taktik sollte an jenem Sonntag, dem 18. Juni, doch nicht ganz so einfach aufgehen, wie er vorhergesagt hatte, aber sie würde immer noch Selbstvertrauen erkennen lassen. Die Franzosen hatten in der französischsprachigen belgischen Bevölkerung gute Geheimdienstquellen, und der Kaiser muss gewusst haben, dass Wellingtons Armee eine zerbrechliche Koalition darstellte, während er selbst eine Armee voll schlachtenerfahrener Veteranen führte. Napoleons Angst bestand an diesem Abend darin, dass sich Wellington im Dunkeln davonmachen und Frankreich damit um einen großen Sieg bringen würde. «Es regnete in Strömen», rief sich Napoleon in seinen Lebenserinnerungen ins Gedächtnis:

Mehrere Offiziere, die zur Aufklärung hinausgeschickt worden waren und einige Spione, die um halb vier zurückkehrten, bestätigten, dass sich die englisch-niederländischen Verbände nicht bewegten … zwei belgische Deserteure, die gerade erst ihr Regiment verlassen hatten, erklärten mir, ihre Armee bereite sich auf die Schlacht vor und es gäbe keinen Rückzug, und dass Belgien für meinen Erfolg bete und dass die Engländer und Preußen dort gleichermaßen verhasst waren … Der gegnerische Befehlshaber konnte nichts Ungünstigeres für seine Sache und sein Land tun … als in den Stellungen zu bleiben, die er besetzt hatte. Er hatte die engen Hohlwege des Waldes von Soignes hinter sich, und wenn er geschlagen wurde, wäre jeder Rückzug unmöglich … Die Morgendämmerung setzte ein. Ich kehrte höchst befriedigt über die Fehlentscheidung des gegnerischen Befehlshabers in mein Hauptquartier zurück … darüber würde die britische Oligarchie stürzen! Frankreich würde an diesem Tag glorreicher, stärker und mächtiger reiten denn je!

Napoleons Hauptquartier befand sich in dieser Nacht in einem Bauernhof, Le Caillou, südlich des weiten Tales, bei dem seine Gegner warteten. Er schlief schlecht, was kaum eine Überraschung ist, und erhielt sehr früh am Sonntagmorgen, dem 18. Juni, eine Depesche von Grouchy,

die ihn hätte beunruhigen sollen. Die Mitteilung besagte, die Preußen wären, statt sich ostwärts zurückzuziehen, nördlich nach Wavre gegangen, was bedeutete, dass sich die Einheiten Blüchers nur ein paar Marschstunden von dem regentriefenden Tal unterhalb Mont-Saint-Jeans entfernt befanden, dennoch schien der Kaiser nicht alarmiert und antwortete Grouchy erst um etwa neun Uhr vormittags. Er hatte schließlich einen großen Teil seiner Armee abgestellt, um die Preußen zu beschäftigen. Diese 33000 Mann waren losgeschickt worden, um den Zusammenschluss Blüchers mit Wellington zu verhindern, und der Kaiser ging davon aus, dass dieses Vorhaben gelingen würde. Er interessierte sich nur für die Truppen, die er vor sich hatte, für die britisch-niederländische Armee, und weil Napoleon noch nie eine offene Feldschlacht gegen britische Truppen geführt hatte, fragte er seine Generäle nach ihrer Einschätzung. Beim Frühstück in Le Caillou erklärte Maréchal Soult Napoleon: «Sire, in einem offenen Kampf ist die englische Infanterie der reinste Teufel.» Diese Ansicht verärgerte Napoleon genauso wie Général Reilles Kommentar, eine gut aufgestellte englische Infanterie sei *inexpugnable*, unüberwindlich. Napoleons Replik ist berühmt:

Weil Sie von Wellington geschlagen worden sind, halten Sie ihn für einen guten General! Und jetzt sage ich Ihnen, dass Wellington ein schlechter General ist, dass die Engländer schlechte Soldaten sind und dass diese Angelegenheit noch vor dem Mittagessen erledigt sein wird!

Man hat Napoleon für diese Behauptung ebenso verspottet wie für seinen abschätzigen Kommentar, Wellington sei nichts weiter als ein «Sepoy-General», ein General über indische Soldaten, aber wie Andrew Roberts in seinem ausgezeichneten Buch *Napoleon and Wellington* betont: Was sonst hätte der Kaiser am Morgen der Schlacht sagen sollen? Seine Aufgabe war es, die Moral zu heben, nicht die Stärke des Gegners zu rühmen. Er kannte Wellingtons Ruf und wusste, dass seine Generäle enormen Respekt vor dem Duke hatten, und deshalb verspottete er seinen Kontrahenten. Darüber hinaus hielt er sich mit ziemlicher Sicherheit für den besseren Befehlsführer. «Es steht neunzig zu zehn für uns», erklärte er seinen Generälen. Einmal hatte er gesagt, «dass keine Schlachten geführt werden sollten, wenn man nicht wenigstens mit einer siebzigprozentigen Siegeschance rechnen kann».

War sein Selbstvertrauen Ausdruck seiner Krankheit? Diese Frage mag seltsam erscheinen, aber es gab die Behauptung, Napoleon habe an Akromegalie gelitten,

einer seltenen Hormonstörung, die unter anderem zu übertriebenem Optimismus führt. Es wurde auch behauptet, Napoleon habe an Hämorrhoiden gelitten, an Verstopfung, Blasenentzündung und Epilepsie, und all das wird zur Erklärung seines zögerlichen Verhaltens im Juni 1815 herangezogen. Ganz bestimmt war er müde, aber das waren so gut wie alle höheren Offiziere, die an dem Feldzug teilnahmen. Der verstorbene Sir John Keegan hat berechnet, dass Wellington in den drei Tagen vor der Schlacht von Waterloo weniger als neuneinhalb Stunden Schlaf bekam, was vermutlich weniger war als der Kaiser.

Vieles an der Diskussion über Napoleons Krankheiten schmeckt nach Entschuldigungen, allerdings besteht kaum ein Zweifel daran, dass er nicht mehr so energiegeladen war wie in seiner Jugend. Colonel Auguste-Louis Petiet war Mitglied in Maréchal Soults Stab und hatte oft Gelegenheit, Napoleon zu beobachten.

Napoleon war beleibter geworden. Sein Kopf hatte sich vergrößert und saß tiefer zwischen den Schultern. Sein Kugelbauch trat ungewöhnlich hervor … es war festzustellen, dass er wesentlich seltener auf dem Pferderücken saß als in der Vergangenheit … Es fiel mir schwer, den Blick von diesem außergewöhnlichen Mann abzuwenden, den die Siegesgöttin so lange mit ihren

Geschenken überhäuft hatte. Seine Beleibtheit, sein fahlweißer Teint, sein schwerer Gang ließen ihn ganz anders erscheinen als den General Bonaparte, den ich zu Beginn meiner Karriere während des Italienfeldzugs so erschreckend mager gesehen hatte, dass kein Soldat seiner Armee verstehen konnte, wie er mit einem so schwachen Körper und so krank aussehend, wie er es tat, eine solche Müdigkeit ertragen konnte.

Doch müde oder nicht, der Kaiser war ungeduldig auf die Schlacht aus. Während der Nacht hatte er gefürchtet, Wellington würde sich weiter zurückziehen, doch als es hell wurde, bestätigte sich seine Anwesenheit. Am Abend zuvor hatte der Kaiser beim Anblick des Widerscheins der englischen Lagerfeuer am verregneten Himmel ausgerufen: «Ah! Je les tiens donc, ces anglais!» – Ah! Jetzt habe ich sie, diese Engländer!

Und so war es.

Das britisch-niederländische Hauptquartier befand sich in dem Städtchen Waterloo, in dem der Quartiermeister mit Kreide die Namen der jeweils Einquartierten an die Türen geschrieben hatte. «Seine Gnaden der Duke of Wellington» stand an der Eingangstür eines komfortablen Hauses in der Hauptstraße (es ist jetzt ein Museum), und dort verbrachte

der Duke einen großen Teil der Nacht mit Briefeschreiben. Er schlief etwa drei Stunden. Und es regnete ohne Unterlass.

Er schrieb an den britischen Gesandten im Königreich der Niederlande, Sir Charles Stuart, der sich in Gent aufhielt: «Bitte beruhigen Sie die Engländer, wenn Sie können. Lassen Sie von jedermann Vorbereitungen zum Aufbruch treffen, aber weder in Hast noch in Angst, denn alles wird gut ausgehen.» Er schrieb auch an Lady Frances Webster, die zweiundzwanzigjährige Bekannte, die er im Park von Brüssel getroffen hatte. Er überschrieb den Brief mit: «Waterloo, Sonntagmorgen, 3 Uhr, 18. Juni 1815».

Meine liebe Lady Frances, am Freitag haben wir eine verzweifelte Schlacht geschlagen, in der ich erfolgreich war, obwohl ich nur sehr wenige Soldaten hatte. Mit den Preußen wurde sehr grob umgesprungen, und sie zogen sich in der Nacht zurück, was mich gezwungen hat, dasselbe gestern an diesen Ort zu tun. Der weitere Verlauf der Operationen wird mich möglicherweise dazu zwingen, Brüssel kurzfristig aus der Deckung zu geben und diese Stadt möglicherweise in Feindberührung zu bringen, aus welchem Grunde ich Ihnen und Ihrer Familie empfehle, sich darauf vorzubereiten, jeden Augenblick nach Antwerpen zu gehen. Ich werde Sie im ersten Moment über

jegliche Gefahr informieren, die mir kund wird; derzeit weiß ich von keiner.

Es war gut und schön, dass der Duke riet, keine Panik aufkommen zu lassen, aber sie war schon ausgebrochen. Gerüchte verbreiteten sich schnell, und diese Gerüchte besagten, die britisch-niederländischen Verbündeten wären besiegt, die Preußen würden flüchten, und Napoleon würde unaufhaltsam gegen Brüssel vorrücken. Tupper Carey war zweiter Proviantmeister und zur Beschaffung von Versorgungsgütern Richtung Brüssel geschickt worden.

Ich hatte kaum eine Meile hinter mir, als plötzlich jeder bei dem Ruf, der Feind sei in der Nähe, von Panik ergriffen wurde. Mir erschien das lächerlich, war ich doch gerade von der Front gekommen, wo alles ruhig war … Nie hatte ich solche Konfusion und Torheit erlebt. Um es noch schlimmer zu machen, regnete es heftig, und wir waren im Wald von Soignes. Die Bediensteten gaben das Gepäck auf, ließen es auf den Boden fallen, dann sprangen sie auf ihre Tiere und galoppierten nach hinten … Das Bauernvolk, das Proviant auf den Fuhrwerken transportierte, schnitt die Geschirrgurte durch und flüchtete unter Aufgabe der Fuhrwerke mit den Pferden.

In Brüssel war es kaum besser. Das Gerücht von Wellingtons Niederlage machte die Runde, und die englischen Besucher suchten verzweifelt nach Transportmöglichkeiten aus der Stadt. John Booth, ein englischer Zivilist, war an diesem Abend in Brüssel und hinterließ einen Bericht über die chaotische Situation.

Das Geschrei, das um Pferde und Kutschen stattfand, ist unbeschreiblich; das Gezänk der Herren und Diener, Stallknechte, Kammerzofen, Kutscher und Edelmänner, alle zeterten zugleich und verfluchten sich gegenseitig auf Französisch, Englisch und Flämisch … den Worten folgten Hiebe … die Hälfte der belgischen Kutscher weigerte sich, selbst zu gehen oder ihre Tiere gehen zu lassen, und riefen wild gestikulierend sämtliche Heiligen und Engel im Himmel zum Zeugen an, dass sie nicht abfahren würden, nein, nicht einmal um den Prinzen von Oranien höchstpersönlich zu retten; und weder Geld noch gute Worte, weder Drohungen noch Flehen konnte sie dazu bringen, ihren Entschluss zu ändern. Wer Pferde hatte oder die Mittel, um sie zu beschaffen, reihte sich in diese erstaunliche Expedition ein, und eine englische Kutsche nach der anderen fuhr auf die Straße nach Antwerpen.

Antwerpen mit seinem Hafen liegt direkt nördlich von Brüssel, und die Straßen waren gut, ebenso wie das Kanalsystem. Glückliche Reisende bekamen eine Koje auf einem Binnenschiff und gute Mahlzeiten in einer Luxuskabine serviert, während sie draußen die Treidelpferde ruhig und gleichmäßig nach Norden zogen, doch bis zum 17. Juni waren die Binnenschiffe entweder aus Brüssel abgefahren oder von der britischen Armee requiriert worden, um als schwimmende Lazarette Verwundete an die Kais von Antwerpen zu bringen. Das Gerücht von einer schweren britischen Niederlage bei Quatre-Bras erreichte Antwerpen zusammen mit den Flüchtlingen und verursachte noch mehr Panik. Ähnliche Gerüchte hatten sich am Abend von Quatre-Bras unter den Franzosen verbreitet, worauf alle voller Panik wegliefen und schrien: «Der Feind kommt!» Ned Costello, der Schütze, schrieb: «Es ist seltsam zu beobachten, dass in der Nachhut einer kämpfenden Armee allgemeine Verwirrung und Aufruhr herrscht, während an der Front alles Ordnung und Vorschriftsmäßigkeit ist. Viele Menschen stellen sich das umgekehrt vor.»

Der Duke bewies Ordnung und Vorschriftsmäßigkeit. Irgendwann während der Nacht erhielt er die Zusage, dass die Preußen am nächsten Morgen zu seiner Verstärkung kommen würden, und diese Zusage war alles, was er brauchte. Seine Sorge in dieser Nacht war, dass

ihm Napoleon in die rechte Flanke fallen und ihm so den Rückzugsweg nach Ostende abschneiden würde. Um sich vor dieser Möglichkeit zu schützen, stellte Wellington 17000 Mann in dem Dorf Hal auf. Diese Soldaten sollten in der Schlacht keine Rolle spielen, denn Napoleon unternahm keinen Versuch, Wellington aus seiner vorbereiteten Stellung zu vertreiben, er griff einfach direkt an, aber in dieser Regennacht hatte Wellington keine Möglichkeit, etwas über die Pläne des Kaisers in Erfahrung zu bringen. Der stellvertretende Befehlshaber des Duke, der Earl of Uxbridge, fragte Wellington nach seinen Plänen für den Morgen und erhielt eine sehr unbefriedigende Reaktion. «Wer wird morgen zuerst angreifen», wollte der Duke statt einer Antwort wissen, «ich oder Bonaparte?»

«Bonaparte», gab Uxbridge zurück.

«Nun, Bonaparte hat mir seine Absichten nicht mitgeteilt, und nachdem meine Pläne von seinen abhängen, wie können Sie da von mir erwarten, dass ich Ihnen erkläre, was ich für Pläne habe?»

Wellington hatte Uxbridge nicht als seinen stellvertretenden Befehlsführer und Leiter der britischen Kavallerie haben wollen. Es ist häufig vermutet worden, das habe daran gelegen, dass Uxbridge mit der Frau von Wellingtons jüngstem Bruder Henry durchgebrannt war.

Die Sache war ein ausgewachsener Skandal. Wellington hätte Lord Combermere als seinen Kavallerieführer vorgezogen. Sir Stapleton Cotton, wie Combermere 1812 genannt wurde, hatte die britische Kavallerie bei der Schlacht von Salamanca geführt und entscheidenden Anteil an diesem erstaunlichen Sieg gehabt, doch Uxbridge hatte Unterstützung aus dem Königshaus, und das übertrumpfte die Wünsche eines bloßen Duke. «Lord Uxbridge steht in dem Ruf, mit jedem wegzulaufen, mit dem er es kann», hatte ein Freund des Duke gewitzelt, als die Ernennung bekanntgegeben wurde.

«Ich werde sehr darauf achten, dass er nicht mit mir wegläuft», hatte Wellington knapp zurückgegeben. In der Nacht vor der Schlacht aber hatte er zweifellos das Gefühl, mit Uxbridge zu hart umgegangen zu sein, als er ihn auf die Frage nach seinen Plänen herunterputzte, denn er sagte mit einem Klaps auf die Schulter seines stellvertretenden Befehlshabers: «Aber eines ist sicher, Uxbridge, und zwar, dass Sie und ich unsere Pflicht tun, ganz gleich, was passiert.»

Tatsächlich war Uxbridge ein talentierter Kavallerist, und die Position als Wellingtons stellvertretender Befehlshaber muss ihm enorm unbefriedigend erschienen sein. Der Duke delegierte nicht. Er hatte keinen Stabschef wie Blücher und der Kaiser. Er war sein eigener Stabschef und

traute es niemandem zu, diese Aufgabe auch nur halb so gut zu erfüllen, wie er selbst es konnte. Lord Uxbridges Frage nach den Plänen des Duke war vollkommen gerechtfertigt und verdiente eine wohlüberlegte Antwort, doch Wellington wollte keine Diskussionen, und ganz gewiss wollte er Uxbridge nicht dazu verlocken, ihm Ratschläge zu geben. Er war der Befehlshaber, und das war’s.

Der Ton der Briefe, die er in dieser Nacht schrieb, und sein schroffer Umgang mit Uxbridge verraten, dass er nicht so zuversichtlich war wie Napoleon. Und das hätte er auch nicht sein sollen. Er traute nur der Hälfte seiner Armee einen guten Kampf zu, und diese Armee würde geschlagen werden, wenn die Preußen nicht kamen. Der Zar mochte Wellington den Bezwinger des Weltbezwingers genannt haben, aber das musste er erst noch beweisen, und in dieser Regennacht muss er von Zweifeln geplagt worden sein. Er stand kurz davor, dem Mann gegenüberzutreten, der allseits als der größte Soldat seines Zeitalters betrachtet wurde, einem Mann, gegen den er noch nie gekämpft hatte, und einem Mann, der oft als Genie bezeichnet worden war.

Doch Wellington wusste, dass er keine Unruhe zeigen durfte. Am Morgen, als der Regen abzog, traf er seinen Freund Álava, den spanischen Botschafter in den

Niederlanden, dessen Anwesenheit in Waterloo einzig seiner Loyalität dem Duke gegenüber geschuldet war. Álava war besorgt, dass Wellington nicht so selbstbewusst wie üblich sein könnte, aber der Duke beruhigte seinen Freund, als er das Kinn in Richtung der anderen Talseite hob, wo sich die Franzosen formierten. «Dieser kleine Bursche», sagte er von Napoleon, «weiß nicht, was ihm für Dresche bevorsteht!»

Doch Napoleon würde nur Dresche beziehen, wenn die Preußen kamen. Das ist möglicherweise die wichtigste Tatsache für das Verständnis des Feldzugs von Waterloo. Es gab eine Debatte darüber, wer den Feldzug «gewonnen» hat; als ob die Preußen und die Briten dabei in Konkurrenz gestanden hätten, aber die wesentliche Tatsache ist, dass Wellington bei Mont-Saint-Jean niemals in Stellung gegangen wäre, wenn er nicht geglaubt hätte, dass die Preußen zu seiner Unterstützung kommen würden, und Blücher hätte diesen Marsch niemals riskiert, wenn er nicht geglaubt hätte, dass Wellington die französischen Angriffe abwehren konnte.

Gneisenau, Blüchers kluger Stabschef, argumentierte dafür, Wellington im Stich zu lassen. Gneisenau ist heftig kritisiert worden, besonders von britischen Kommentatoren, weil er auf einen Rückzug nach Osten

drängte, aber er verhielt sich vollkommen verantwortlich. Er wies seinen lebhaften, leidenschaftlichen Befehlshaber auf die Gefahren hin. Es stimmte, dass Gneisenau eine schlechte Meinung von den britischen Truppen hatte und Wellington für nicht vertrauenswürdig hielt, und diese Ansichten färbten zweifellos seinen Standpunkt, doch er erklärte Blücher, dass Wellington möglicherweise nur vorgab, eine Stellung einzurichten, um sich dann aber davonzumachen, worauf die preußische Armee höchst gefährdet wäre. Dann könnte Napoleon die Truppen Blüchers angreifen, während Wellington Zeit hatte, seine Armee zu retten. Glaubte Gneisenau das wirklich? Vielleicht nicht, aber er hatte recht damit, Blücher auf diese Möglichkeit hinzuweisen. Der alte Marschall musste eine Entscheidung treffen, und er musste wissen, welche Risiken es barg, wenn die Wahl auf die Unterstützung Wellingtons fiel. Allerdings hatte Gneisenau während seines kurzen Oberbefehls über die preußischen Kräfte, als Blücher mit schweren Prellungen in dem Dorf Mellery lag, auch dafür gesorgt, dass der Rückzug Richtung Norden verlief. Er hatte Stabsoffiziere an Kreuzungen aufgestellt, um die Männer auf die Wege zu lenken, die nach Wavre führten. Er hatte seinem Oberbefehlshaber sämtliche Optionen offengehalten.

Gneisenau, ganz gleich, welche privaten Ansichten er über seine britisch-niederländischen Verbündeten hegte,

beharrte nicht auf seinen Einwänden. Als sich Blücher für die Unterstützung Wellingtons entschied, setzte Gneisenau das Vorhaben in die Tat um. Ein junger Stabsoffizier aus Blüchers Armee schrieb später:

Blücher hatte seine natürliche Rückzugslinie aufgegeben, um mit dem Herzoge von Wellington in Verbindung zu bleiben; denn da die erste Schlacht gewissermaßen verpfuscht war, so war er zu einer zweiten entschlossen und ließ den Herzog von Wellington wissen, daß er ihm mit seiner ganzen Armee zu Hülfe kommen wolle.

Dieser junge Stabsoffizier war Oberst Carl von Clausewitz, der später einer der berühmtesten Kriegstheoretiker wurde. Er hatte den Rückzug nach Wavre mitgemacht, ein grauenvoller Weg in einer Dunkelheit, die durch den sintflutartigen Regen gefährlich wurde. Er beschrieb in einem Brief an seine Frau, wie sich die Soldaten in ständiger Angst vor französischen Verfolgern über eine abgesackte Straße kämpften. «Ich glaube, in dieser Nacht ist mein Haar ergraut.»

Doch die französischen Verfolger blieben aus. Grouchy hatte 33000 Mann und 96 Kanonen, um die Preußen zu verfolgen, aber er wusste nicht, wo er sie suchen sollte; in der Tat gab es in der Morgendämmerung des 18. Juni so

wenige Hinweise auf französische Aktivitäten, dass Blücher vermutete, Napoleon habe überhaupt keine Männer zu seiner Verfolgung abgestellt. Trotz des Wetters, trotz der Dunkelheit und trotz der Niederlage, die sie bei Ligny erlitten hatte, war die preußische Armee nun nur noch knapp zwanzig Kilometer von der Wellingtons entfernt. Es waren schwierige Kilometer, es ging über Flüsse und steile Hügel, aber Blücher hatte Wellington versprochen, dass er marschieren würde, und so tat er es. «Ich werde euch wieder vorwärts gegen den Feind führen», erklärte der alte Marschall in seinem Tagesbefehl, «wir werden ihn schlagen, denn wir müssen!»

Bei Ligny hatte der Kaiser Blücher in der Hoffnung eine Falle gestellt, dass Ney oder d’Erlon wie ein Donnerkeil in die rechte preußische Flanke fahren würden. Doch die Falle war nicht zugeschnappt.

Blücher hatte gehofft, Wellington würde nach Ligny kommen und die französische linke Flanke angreifen, aber auch diese Falle war nicht zugeschnappt.

Nun wurde eine dritte Falle aufgestellt. Wellington war der Köder, Napoleon zum Opfer ausersehen, und Blücher war der Vollstrecker.

Es wurde gerade hell an diesem Sonntag, dem 18. Juni 1815.



«The Duke of Wellington», von Sir Thomas Lawrence. Er trug einen einfachen dunkelblauen Schoßrock, weiße Reithosen und Stiefel … zusammen mit seinem gewohnten Dreispitz. Der Duke kleidete sich immer schlicht für die Schlacht. Seine Männer wussten, wer er war, er brauchte keinen vergoldeten Firlefanz.



Das Dorf Genappe, bei dem Wellington in der Nacht nach Quatre-Bras biwakierte. Dort wurde nach der endgültigen Niederlage auch Napoleons Kutsche von einem preußischen Kommando erbeutet.



William Paget, Lord Uxbridge, von Sir William Beechey. Paget war Wellingtons stellvertretender Befehlshaber, der peinlicherweise mit der Frau von Wellingtons jüngstem Bruder durchgebrannt war. Er sollte durch einen der letzten Kanonenschüsse der Schlacht von Waterloo sein Bein verlieren.



«Studie für ein Porträt des Barons Dominique Larrey» von Jean-Baptiste Paulin Guérin. Dominique Jean Larrey, Oberfeldscher der Garde impériale, erkannte, dass die frühestmögliche Behandlung Verwundeter wesentlich bessere Ergebnisse erzielte, als sie leidend liegen zu lassen, daher führte er die «fliegenden Ambulanzen» ein, leichte, gut gefederte Sanitätswagen mit einer schwenkbaren Vorderachse, mit denen über ein mit Leichen und Trümmern übersätes Schlachtfeld manövriert werden konnte.



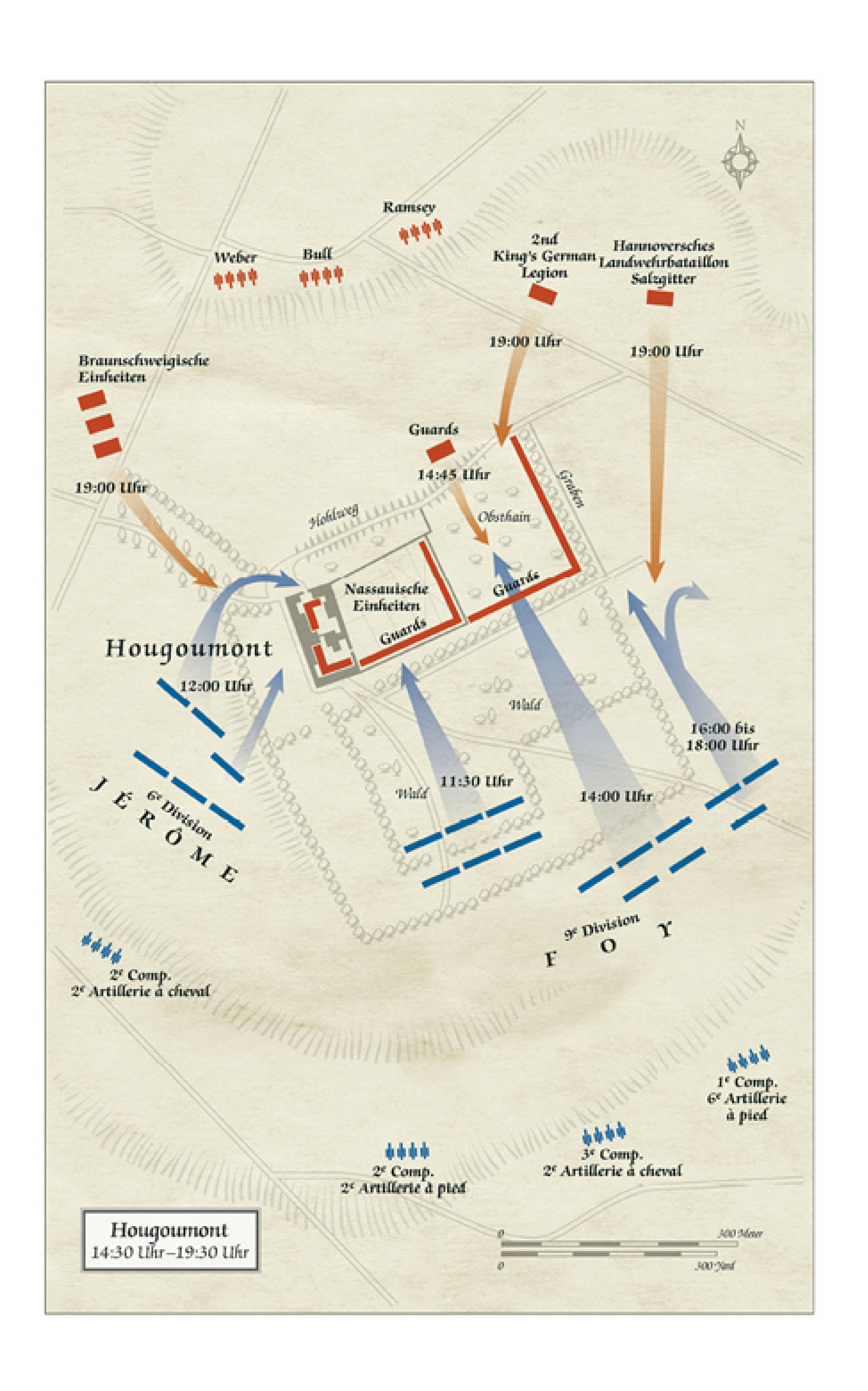
Larrey behandelt einen verwundeten Soldaten bei der Schlacht von Hanau, Oktober 1813.



Porträt von Maréchal Soult, Duc de Dalmatie, von Joseph-Désiré Court. Maréchal Soult erklärte Napoleon: «Sire, in einem offenen Kampf ist die englische Infanterie der reinste Teufel.»



«The British Royal Horse Artillery, Rocket Troop», von William Heath. Eine neue Waffe, von der Wellington glaubte, sie eigne sich allenfalls dafür, die Pferde scheu zu machen.



Ramsey
Weber
Bull
2nd King's German Legion
Hannoversches Landwehrbataillon Salzgitter
19:00 Uhr
19:00 Uhr
Braunschweigische Einheiten
Guards
14:45 Uhr
19:00 Uhr
Graben
Hohlweg
Obsthain
Nassauische Einheiten
Guards
Guards
Hougoumont
12:00 Uhr
Wald
16:00 bis 18:00 Uhr
11:30 Uhr
Wald
14:00 Uhr
6e Division
JÉRÔME
9e Division
FOY
2e Comp.
2e Artillerie à cheval
1e Comp.
6e Artillerie à pied
3e Comp.
2e Artillerie à cheval
2e Comp.
2e Artillerie à pied
Hougoumont
14:30 Uhr–19:30 Uhr

Kapitel Sechs

Eine Kanonenkugel kam von Gott weiß wo und riss unserem Mann ganz rechts den Kopf ab



Die Generäle hatten ein Dach über dem Kopf, aber für die meisten Soldaten war der Vorabend der Schlacht ein quälender Alptraum aus Regen und Schlamm. Die wenigsten hatten irgendeinen Unterschlupf. William Gibney war Militärchirurg bei der britischen Kavallerie, und er konnte sich glücklicher schätzen als andere, denn er hatte zumindest etwas zu essen und zu trinken.

Wir hatten keine Wahl; wir mussten uns so gut wie möglich in dem Schlamm und Dreck einrichten, und wer irgendeine Verpflegung dabeihatte, war ein Glückspilz. Nachdem ich am Morgen ein Stück Zunge bekommen hatte (aber ob sie gekocht war oder nur geräuchert und gesalzen, wusste ich nicht) und auch noch einen Fingerhut voll Brandy in meinem Flachmann hatte, war ich besser dran als viele

andere. Ich suchte nach einem trockeneren Fleckchen, um mich hinzulegen … Alles war schlammig, aber wir besorgten uns ein bisschen Stroh und Zweige von den Bäumen und versuchten, uns damit einen notdürftigen Schutz vor dem strömenden Regen zu bauen, der die ganze Nacht fiel; wir wickelten uns in unsere Umhänge und drängten uns dicht zusammen, wir lagen im Schlamm.

Er behauptet, geschlafen zu haben «wie ein Murmeltier», aber wenn es so war, gehörte er zu den wenigsten. Ein anderer Kavalleriearzt, John Gordon Smith, berichtet in seinen Erinnerungen davon, wie dringend seine Dragoner etwas zu essen, zu trinken und ein Feuer brauchten.

Als Erstes hatten unsere Männer eine Verpflegung erhalten; auch für die Pferde war, wenigstens zum Teil, gesorgt worden, aber das Wasser! Es gab einen Ziehbrunnen nahe bei dem Dorf oder Weiler St. Jean, und das war die einzige Versorgungsquelle, zu der Tausende Durstiger Zugang hatten. Der erste Ansturm darauf war auch der letzte; denn das Seil riss, und der Kübel fiel hinunter in eine Tiefe, aus der er nicht mehr heraufgeholt werden konnte. Nach dieser Enttäuschung mit dem Wasser wandten wir unsere Aufmerksamkeit dem Feuer zu, in dessen Beschaffung wir überaus erfolgreich waren. Das

angrenzende Dorf lieferte Brennstoff im Überfluss. Türen und Fensterläden, Möbel jeder Art, Leiterwagen, Pflüge, Eggen, Schubkarren, Uhrenkästen, Fässer, Tische etc. etc. wurden zum Feldlager getragen oder gerollt, zerhackt und sorgten trotz des Regens für loderndes Feuer. Stühle wurden anderweitig verwendet. Offiziere zahlten zwei Francs das Stück für sie, und die Männer schienen zunächst imstande, die Versorgung aufrechtzuerhalten. Dies scheiterte schließlich, und ausnahmsweise einmal kaufte ich gern ein Bündel Stroh. Vor dem Feld, auf dem die Pferde standen, verlief ein morastiger Karrenweg (auf dem die Feuer der Offiziere angefacht wurden), und neben diesem Weg war ein Entwässerungskanal oder ein flacher Graben. Hier breiteten einige von uns ihr Stroh aus, und wir beschlossen, uns unter dem Schutz unserer Umhänge für die Nacht einzurichten; aber die lehmige Beschaffenheit des Bodens war derart, dass der Regen nicht in den Grund sickerte, sondern wie bei einem Schiffsleck zwischen dem Stroh aufstieg, und so wurden wir schließlich von unten mehr durchnässt als von oben.

Die Stühle sollten natürlich die Allerwertesten der Offiziere aus dem Schlamm halten. Der Duke of Wellington war erbittert dagegen, Zivilisten auszuplündern, und er bestrafte Männer für solche Diebstähle schwer. Sein

Beweggrund dafür war, abgesehen von der Aufrechterhaltung der Disziplin, dass er sich keine unnötigen Feinde machen wollte. In Spanien und Frankreich hatten sich die Armeen mit ihrem räuberischen Verhalten den Hass beinahe sämtlicher Spanier zugezogen, und das Resultat war der Guerillakrieg gewesen, der zur Niederlage der napoleonischen Armeen beinahe ebenso viel beigetragen hatte wie die eigentlichen Kämpfe. Als Wellington 1814 in Südfrankreich einmarschiert war, hatte er schonungslose Kontrolle ausgeübt, um seine Männer daran zu hindern, die Zivilbevölkerung auszurauben, doch hier, am Vorabend der Schlacht, bekamen die Soldaten die Erlaubnis zum Plündern. Es war General Sir Frederick Adam, nicht Wellington, der dieses Verhalten gestattete. Second Lieutenant Richard Cocks Eyre, dessen Schützenbataillon zwei Tage zuvor mit französischen Ulanen in der Nähe von Mons das «Spielchen» gehabt hatte, sagte, seine Männer waren am Abend des 17. Juni «wie halbersoffene und halbverhungerte Ratten». Dann erhielten sie

Erlaubnis von General Adam, der unsere Brigade kommandierte, drei Bauernhäuser zu plündern … Die Vorstellung von einem Feuer war überaus tröstlich! Stühle, Tische, Sofas, Wiegen, Bottiche, Fässer und alle Arten von

Brennbarem knisterten bald in den Flammen, dann machten unsere Kameraden mit dem Schlachten des Viehs weiter, das im Gehege stand, und in weniger als einer Stunde hatten wir das köstlichste Frühstück aus Rind, Schwein, Kalb, Ente, Huhn, Kartoffeln und anderen Köstlichkeiten, auf das ich mich je gestürzt hatte.

Second Lieutenant Eyre hatte Glück, manche Männer aber hatten nicht einmal ein wärmendes Feuer, ganz zu schweigen von einem Festmahl. Private Matthew Clay, ein Gardist, verbrachte die Nacht am Rand eines Grabens, teilweise geschützt von einer dichten Hecke. Andere Männer schliefen auf freiem Feld, mit ihren Tornistern als Kopfkissen. Doch viel Schlaf bekam niemand. Donner grollte in der Dunkelheit, die gelegentlich von einem Blitz erhellt wurde, und Pferde, die auf dem nassen Boden angepflockt waren, rissen sich los und galoppierten panisch zwischen den rastenden Soldaten herum. Eines der durchgehenden Pferde gehörte Captain Johnny Kincaid von den 95th Rifles. Er hatte die Zügel an das Schwertbajonett eines seiner Männer gebunden (die Angehörigen der Rifles trugen ein Bajonett mit Schwertgriff und einer 23-Zoll-Klinge), die Klinge in die Erde gerammt und war schlafen gegangen. Als er aufwachte, entdeckte er, dass das Tier verschwunden war, und suchte es verzweifelt, doch nach

einer Stunde wurde das Pferd grasend zwischen zwei Artilleriepferden entdeckt, das Bajonett immer noch an die Zügel gebunden. Und die ganze Nacht fiel der Regen weiter, strömte vom Himmel, durchtränkte den Boden, legte das Getreide auf den Feldern flach und überflutete die Gräben. Captain Mercer drängte sich mit anderen Offizieren zusammen.

Ich weiß nicht, wie es meinen Schlafkameraden ging, als wir alle für eine ganze Weile vollkommen starr und still dalagen; die Spanien-Veteranen lehnten es ab, sich vor ihren Johnny-Grünschnabel-Kameraden zu beschweren, und diese fürchteten es zu tun, weil sie keine Bemerkungen provozieren wollten, wie: «Herr, hab Erbarmen mit deinem schwachen, sensiblen Kadaver! Was hätte einer wie du wohl erst in den Pyrenäen gemacht?» oder «Oho, mein Junge! Das hier ist der reinste Kindergarten gegen das, was wir in Spanien erlebt haben!» Also taten alle, die nicht schliefen (ich glaube, das war die Mehrheit) so, als würden sie es tun und ertrugen ihr Elend mit bewunderungswürdigem Heroismus.

Für die Franzosen war es noch schlimmer. Wellingtons Männer hatten Mont-Saint-Jean wenigstens noch bei Tageslicht erreicht und Zeit zum Plündern und zum

Zerschlagen der Möbel für ihre Lagerfeuer, aber Napoleons Truppen kamen in der ersten Nachthälfte an, und die Briten hörten anderthalb Kilometer entfernt die Geräusche, mit denen Fuhrwerke, Geschütz- und Protzenräder über die Landstraße nach Brüssel rumpelten. Die zunehmende Dunkelheit hatte zur Folge, dass den Franzosen kaum Gelegenheit blieb, nach Brennmaterial oder Nahrungsmitteln zu suchen. Einige ihrer Kavalleristen schliefen auf dem Pferderücken oder versuchten es zumindest, und sie müssen neidisch zu den britisch-niederländischen Lagerfeuern hinübergesehen haben, die im unaufhörlichen Regen schimmerten.

Es waren 150000 Mann in das Tal gekommen, und 150000 Mann versuchten in der verregneten Nacht zu schlafen, denn sie wussten, dass es am nächsten Morgen eine Schlacht geben würde. Es ist mit Ausnahme der Artillerie unmöglich, genaue Zahlen zu nennen, aber Napoleons Armee umfasste etwa 77500 Mann und 246 Geschütze. Wellington erwartete ihn mit rund 73200 Mann und 157 Kanonen. Blücher war mit weiteren 100000 Mann und 240 Kanonen zwanzig Kilometer östlich. Im Moment kann Blücher keine Rolle in der Schlacht spielen, aber er hat versprochen, die Hälfte seiner Männer und 134 Geschütze nach Mont-Saint-Jean zu schicken. Also muss Napoleon Wellington besiegen, bevor diese preußischen Truppen eintreffen können.

Napoleons Einheiten waren denen Wellingtons zahlenmäßig überlegen, aber der Unterschied war nicht sehr groß. Der eigentliche Vorteil des Kaisers bestand darin, dass seine Soldaten insgesamt besser waren. Wellington hatte volles Vertrauen in seine britischen und die Einheiten aus der King’s German Legion, aber bei den übrigen Männern, ungefähr der Hälfte seiner Armee, war die Kampfkraft fragwürdig und die Loyalität unsicher. Napoleons zweiter Vorteil lag in Umfang und Effizienz seiner Artillerie. Napoleon war ausgebildeter Artillerist. Die Geschütze waren seine «schönen Töchter», doch die Einsatzfähigkeit dieser Töchter sollte von dem Morast behindert werden.

Genau wie der Morast bei Azincourt die französischen Krieger gehemmt und ermüdet hatte, würde der Morast von Waterloo den Männern Wellingtons helfen. Napoleon setzte seine Geschütze gern ein, um den Gegner zu bedrängen, um ihn aus großer Entfernung zu schwächen, so wie er die ungeschützte preußische Infanterie bei Ligny auseinandergerissen hatte. Ein Bataillon in Linie, Karree oder Kolonne war ein recht einfaches Ziel, aber auf weite Entfernung ließen die Kanoniere ihre Kugeln gern «aufprallen». Aufprallen war ein wenig wie einen Stein über einen Teich hüpfen zu lassen; mit der schweren Kanonenkugel wurde kurz vor das Ziel geschossen, sodass sie einmal, zweimal oder noch öfter vom Boden wegprallte,

bevor sie endgültig einschlug. Dies war, vielleicht überraschenderweise, eine genauere Methode als der direkte Schuss. Wenn ein Kanonier direkt auf sein Ziel schoss, ohne die Kugel aufprallen zu lassen, konnte jede kleine Abweichung der Pulverladung oder des Geschosses selbst den Flug beeinflussen, und ein Schuss, der zu weit nach oben ging, richtete keinen Schaden an. Ein Prellschuss dagegen behielt eine niedrige Flugbahn und traf nahezu immer, doch der Morast verlangsamte solche Prellschüsse, stoppte sie sogar. Der Schlamm wirkte sich auch auf die Granaten aus. Kanonenkugeln waren massiv, eine Granate dagegen war ein Eisenhohlkörper voller Schwarzpulver, und der Boden bei Waterloo war so weich, dass sich viele der Granaten in die Erde bohrten, bevor sie explodierten, wenn nicht ohnehin schon die Lunte auf dem feuchten Boden ausgegangen war. Haubitzen waren Kanonen, die in einem hohen Bogen feuerten und es den Geschützführern ermöglichten, Granaten über Hindernisse hinwegzuschießen oder auf den verborgenen Gegenhang, auf dem Wellington gern seine Truppen schützte, und die Haubitzengranaten waren ganz besonders anfällig dafür, beim Aufkommen im Schlamm zu versinken.

Napoleon hatte etwa 53000 Infanteristen, etwa ebenso viele wie Wellington, doch noch einmal: Die Einsatzfähigkeit dieser Soldaten Wellingtons war sehr

unterschiedlich. Artillerie mochte einen Gegner bedrängen, und Kavallerie konnte ungeschützte Einheiten vernichten, mit der Infanterie aber wurde die Schlacht gewonnen. Es war die Infanterie, von der die Angriffe geführt wurden, mit denen gegnerischer Boden gutgemacht und gehalten wurde. Die Kavallerie konnte sich tief in feindliches Terrain bohren, war aber, wie Kellermann bei Quatre-Bras festgestellt hatte, einmal dort angekommen dem Beschuss mit Musketen und Kanonen ausgeliefert. Um gegen Infanterie zu stürmen, brauchte ein General seine eigene Infanterie, und hier hatte Napoleon wirklich keinen Vorteil. Um Wellington auszuschalten, musste die Infanterie des Kaisers beinahe einen Kilometer über offenes Gelände vorrücken, wobei sie die ganze Zeit den Geschossen aus den britisch-niederländischen Kanonen ausgesetzt wäre, wogegen ihre Gegner bis zum letzten Moment in Deckung bleiben konnten, und dieser letzte Moment wäre ein Feuergefecht aus nächster Nähe, bei dem Infanterie gegen Infanterie stand. Wir haben schon gesehen, wie unmöglich es war, Männer in Linienformation über offenes Gelände vorrücken zu lassen. Die Franzosen würden in Kolonnen marschieren müssen, und sie würden auf Linien treffen. Die Franzosen würden sich natürlich zur Linie umformieren, wenn sie den Gegner erreicht hatten, aber

das Tal mussten sie in der Kolonne durchqueren, und eine Kolonne war ein fettes Ziel für die Artillerie.

Als es an diesem feuchten Sonntag hell wurde, sahen die Franzosen ihren Gegner auf der Kuppe des gegenüberliegenden Talhanges warten, obwohl viele der britisch-niederländischen Soldaten auf dem Gegenhang verborgen waren. Dennoch war der Umriss des Schlachtfeldes klar, und es war klein. Waterloo ist eine der eingeengtesten Schlachten, die je geführt wurden; drei Armeen kämpften auf knapp acht Quadratkilometern.

Das französische Zentrum lag bei einem Gasthaus namens La Belle Alliance, das dort stand, wo die Landstraße über die südliche Hangkuppe führt. Wer sich vor das Gasthaus stellte und die Straße Richtung Norden entlangschaute, sah das Tal links und rechts vor sich liegen. Die Höhenrücken beidseits verliefen nicht parallel, sondern waren geschwungen, wobei der nördliche Höhenrücken einen nach Süden offenen Halbkreis bildete und der südliche nahezu spiegelbildlich geformt war, sodass das weite Tal als natürliche Arena in der Form eines menschlichen Auges erschien. Die östliche Begrenzung dieser Arena wurde von einigen Steinhäusern, Waldgürteln und dahinter von rauerer Landschaft gebildet. Diese niedrigen Hügel, die von Bächen und dem Oberlauf des Flusses Lasne durchschnitten wurden, waren

leicht zu verteidigen und schwer anzugreifen, und so markierte diese rauere Landschaft die östliche Begrenzung des Schlachtfeldes. Einige Weiler und große Gehöfte standen an dieser Grenze: Papelotte, La Haie (nicht zu verwechseln mit La Haie Sainte), Smohain, Frichermont, und sie alle konnten als wehrhafte Steinfestungen eingesetzt werden, also war diese Flanke, die britisch-niederländische linke Flanke, keine Stelle, an der man den Versuch machen konnte, Wellingtons Kräfte zu umgehen. Hinter der französischen Linie, immer noch zu ihrer Rechten, lag ein größeres Dorf namens Plancenoit. Die meisten Franzosen verschwendeten wohl kaum einen Gedanken an Plancenoit. Es lag hinter ihnen, und daher war es unwahrscheinlich, dass es in einer Schlacht gegen Wellingtons Truppen eine Rolle spielen würde, dennoch sollte es an diesem Abend zum Schauplatz eines Gemetzels werden.

Napoleon verbrachte den größten Teil des Tages bei La Belle Alliance. Wellington war wesentlich aktiver als der Kaiser, doch wenn er gerade keine anderweitigen Aufgaben hatte, stand er gern bei einer Ulme an der Kreuzung in der Mitte des nördlichen Höhenrückens. Die Entfernung von La Belle Alliance bis zu dieser Ulme betrug etwa tausendzweihundert Meter und von der Kreuzung östlich von Papelotte ebenfalls tausendzweihundert Meter. Eine Nebenstraße verlief über den nördlichen

Höhenrücken. Die Franzosen konnten die Straßenhecken sehen, und zwischen den Franzosen und dieser Straße lag das weite Tal mit seinen hochgewachsenen Roggen-, Gersten- und Weizenfeldern. Für einen Beobachter in La Belle Alliance würde dieses Stück offenen Geländes zwischen der Ulme und Papelotte aussehen wie ein langer, sanfter Hang, der zu der niedrigen Kuppe des Höhenrückens führte, auf dem Wellingtons Einheiten in Stellung gegangen waren. Ein Angriff über dieses offene Gelände war sehr gut möglich.

Ein direkter Angriff über die Landstraße in Richtung der Ulme war wesentlich schwieriger, denn auf halber Höhe des gegenüberliegenden Hangs lag der Gutshof La Haie Sainte mit seinen dicken Mauern, und die Franzosen konnten deutlich sehen, dass der Gegner diesen Gutshof besetzt hatte. Jeder Angriff auf die Mitte von Wellingtons Stellung müsste mit der Festung La Haie Sainte fertigwerden und mit den Schützen im grünen Waffenrock, die sich in einer großen Sandgrube auf der anderen Straßenseite des Gutshauses positioniert hatten. Der Gutshof und die Sandgrube lagen etwa 200 Meter unterhalb der Talkuppe.

Links von La Haie Sainte lag ein weiterer Streifen offenen Geländes, der etwa tausend Meter breit war, und auch hier würde ein Angriff auf nur wenige Hindernisse treffen,

wenngleich er zwischen La Haie Sainte und den Verteidigern des großen Gebäudekomplexes von Château d’Hougoumont durchstoßen musste.

Hougoumont war ein wohlhabender Gutshof, der Wellingtons Talseite vorgelagert und wesentlich größer war als La Haie Sainte. Es gab ein solides Wohnhaus (das Château), Scheunen, eine Kapelle, Stallungen und andere Außengebäude, die alle von einer hohen Mauer eingefriedet waren. Es gab einen ummauerten Garten und einen eingehegten Obstgarten. Es war eine weitere, mächtige Festung, und an dieser Stelle rückten die beiden Höhenlinien am dichtesten zueinander, allerdings waren die Hänge hier auch am steilsten. Hougoumont wäre eine harte Nuss, aber zwischen Hougoumont und La Haie Sainte war genügend Platz für einen großangelegten Infanterieangriff.

Jenseits von Hougoumont im Westen war die Landschaft offener. Napoleon musste die Schwierigkeit sehen, die linke britisch-niederländische Flanke zu umgehen, denn dort war das rauere Gelände hinter Papelotte leicht zu verteidigen, doch Wellingtons rechte Flanke, jenseits von Hougoumont, hätte ihn in Versuchung führen können. Wenn er einen Angriff an Hougoumont vorbei nach Westen führte, konnte er Wellington zwingen, seinen Höhenrücken aufzugeben und seine Armee zu der neuen Bedrohung

umschwenken zu lassen. Wellington fürchtete ein solches Manöver und hatte den größten Teil seiner Reserveeinheiten in dem Dorf Braine-l’Alleud abgestellt, das hinter seiner rechten Flanke lag. Diese Truppen konnten sich einem Flankenangriff entgegenstellen, doch wenn alles fehlschlug und Wellington zum Rückzug gezwungen wäre, hatte er etwa sechzehn Kilometer westlich von Waterloo weitere 17000 Mann in dem Dorf Hal stationiert, die als Nachhut eingesetzt werden sollten, falls seine Armee zu einem Rückzug Richtung Meer gedrängt würde. In diesem Fall würden diese 17000 Soldaten nicht an den Kämpfen des laufenden Tages teilnehmen.

Napoleon hatte ebenfalls einen Teil seiner Armee abgetrennt; Grouchy verfolgte mit 33000 Mann und 96 Geschützen die Preußen. Seine Aufgabe war es, die Preußen ausfindig zu machen und in einen Kampf zu verwickeln, sodass Blüchers Einheiten nicht zur Unterstützung Wellingtons kommen konnten.

Im Morgengrauen des Sonntags, dem 18. Juni, erwarten also alle drei Armeen den Kampf. Es hört endlich auf zu regnen, auch wenn über den größten Teil des Tages noch Schauer durchziehen werden, und es herrscht schneidende Kälte. Johnny Kincaids Schützen zittern neben der Landstraße etwas nördlich der Ulme, kochen

einen großen Kessel mit Wasser und werfen Tee, Zucker und Milch hinein. «Alle hohen Tiere von der Armee hatten einen Grund, bei uns vorbeizukommen», sagte er, «und ich glaube, jeder von ihnen, vom Duke an abwärts, wollte eine Tasse Tee haben.»

Den Franzosen erging es nicht besser. Louis Canler, ein achtzehnjähriger Infanterist, fror in der Nacht bis auf die Knochen, doch endlich gab es beim Hellwerden Frühstück. Seine Kompanie schlachtete ein Schaf und kochte es mit ein bisschen Mehl, um die Brühe anzureichern, allerdings hatten sie kein Salz zum Würzen, also streute ein Mann stattdessen eine Handvoll Schießpulver hinein. Der Hammel, erinnerte sich Canler später, «schmeckte widerwärtig».

Private Matthew Clay, der Gardist, der eine elende Nacht neben einem Graben im Obsthain von Hougoumont verbracht hatte, machte in etwa die gleiche Erfahrung. Beim Hellwerden

beschafften wir uns von dem Bauerngut Hougoumont etwas Brennmaterial, und dann machten wir Feuer und wärmten uns. Unsere Glieder waren ziemlich steif, nachdem wir die ganze Nacht an dem feuchten Graben gehockt hatten. Der Sergeant jeder Einheit verteilte ein kleines Stückchen Brot

an sämtliche Männer, ungefähr eine Unze schwer, und dann wurde durch die Reihe nach einem Fleischer gesucht.

Ein Schwein wurde geschlachtet und der Tierkörper zerteilt. Clay bekam ein Stück von dem Schweinskopf, doch obwohl er das Fleisch abflämmte, fand er es ungenießbar. Dann machte er seine Muskete bereit. Sie war geladen, denn die Besatzung von Hougoumont hatte die ganze Nacht mit einem Angriff gerechnet, der jedoch nicht gekommen war, also feuerte er die Waffe in eine morastige Böschung ab. Entlang beider Talhänge reinigten Männer ihre Musketen. Das Schießpulver konnte feucht geworden sein, und niemand wollte eine unbrauchbare Muskete, wenn der Feind kam, also feuerten sie ihre Waffen ab, um die Ladung loszuwerden, die über Nacht im Lauf gesteckt hatte. Clay überprüfte seine Munition, zog den Hahn der Muskete fest, den geschraubten Zwingenmechanismus, der den Flintstein an Ort und Stelle hielt, und ölte dann die kräftige Feder und den Abzug. Die Feuchtigkeit hatte das Holz mancher Musketen aufquellen lassen, sodass die Federn blockiert wurden.

Clay hatte wie jeder Rotrock eine Brown-Bess-Muskete, obwohl es eine solche Waffe in Wahrheit gar nicht gab. Es gab Land-Pattern genannte Modelle, India-Pattern-Musketen und New-Land-Pattern-Musketen, die allesamt

den Spitznamen Brown Bess trugen. Im Wesentlichen wurde die Muskete Anfang des achtzehnten Jahrhunderts entwickelt, also hundert Jahre vor Waterloo, und ein Soldat aus Marlboroughs Armee hätte keine Schwierigkeiten damit gehabt, eine New-Land-Pattern-Muskete aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert zu benutzen. Die Musketen waren schwer, wogen etwa viereinhalb Kilo, unhandlich, mit einem Lauf von neununddreißig oder zweiundvierzig Zoll Länge, und verschossen Kugeln von einem dreiviertel Zoll Durchmesser. Es war möglich, fünf Schuss in der Minute abzugeben, doch das war die Ausnahme, und die durchschnittliche Schussrate lag bei zwei oder drei Schuss pro Minute, und selbst das war eine optimistische Annahme. Im Laufe einer Schlacht wurden die Zündlöcher mit abgebranntem Schwarzpulver verschmutzt, die Läufe mit Pulverrückständen verbacken, und die Flintsteine splitterten und mussten ersetzt werden. Dennoch konnte ein britisches Bataillon von 500 Mann damit rechnen, zwischen 1000 und 1500 Schuss pro Minute abgeben zu können. Wenn aus zu großer Entfernung geschossen wurde, sagen wir einmal, alles über 100 Schritt, gingen die meisten dieser Schüsse fehl, denn die Glattrohrmusketen waren zu Recht wegen ihrer mangelnden Zielgenauigkeit berüchtigt. Diese Ungenauigkeit wurde zum großen Teil vom «Spielraum» verursacht, das ist die Differenz zwischen dem

Innendurchmesser des Laufs und dem Durchmesser der Musketenkugel. Er betrug normalerweise etwa ein Zwanzigstelzoll, sodass die Kugel einfacher (und dadurch schneller) zu laden war, aber die Kugel sprang buchstäblich hin und her, während sie beim Schuss durch den Lauf raste, und auf welcher Seite sie zuletzt aufgeprallt war, bestimmte ihre Flugrichtung. Es wurden zahlreiche Tests zur Zielgenauigkeit von Musketen durchgeführt, und als typisch dafür kann ein Versuch unter preußischer Leitung gelten, bei dem festgestellt wurde, dass ein Ziel von 100 Fuß Breite und 6 Fuß Höhe, das von einem Bataillon unter Feuer genommen wurde, auf 75 Schritt Entfernung sechzig Prozent Treffer erhielt, vierzig Prozent auf 150 Schritt Entfernung und fünfundzwanzig Prozent auf 225 Schritt Entfernung. Colonel George Hanger, ein erfahrener Scharfschütze, schrieb in seinem Buch *To All Sportsmen* von 1814:

Die Muskete eines Soldaten trifft, wenn sie nicht übermäßig schlecht gebohrt ist (was viele sind), einen Mann auf 80 Schritt; möglicherweise sogar auf 100; aber ein Soldat muss schon sehr viel Pech haben, wenn er auf 150 Schritt von einer gewöhnlichen Muskete verletzt wird, vorausgesetzt, sein Gegenspieler zielt auf ihn; und wenn es darum geht, mit einer gewöhnlichen Muskete aus

200 Schritt auf einen Mann zu schießen, könnte man ebenso gut auf den Mond schießen.

Während der Napoleonischen Kriege wurden Schätzungen zum Wirkungsgrad von Musketen vorgenommen. Bei der Schlacht von Talavera wurde überschlagen, dass in einer halben Stunde 1300 Franzosen entweder getötet oder verwundet wurden, doch um das zu erreichen, waren 30000 Musketenkugeln nötig gewesen! Wellingtons Armee feuerte bei Vitoria 3675000 Kugeln ab und verursachte 8000 Ausfälle, was einer Trefferquote von eins zu 459 entspricht! Aus kürzerer Entfernung waren die Ergebnisse sehr viel besser, und besonders die Briten waren dazu ausgebildet abzuwarten, bis der Gegner sehr nahe war, bevor sie das Feuer eröffneten.

Auch die Franzosen schossen ihre Musketenläufe leer. Ihre Waffe, die Charleville-Muskete, war etwa ein Pfund leichter als die Brown Bess und ebenso ungenau. Das Kaliber war kleiner, und das bedeutete, dass französische Infanteristen die britischen Patronen nicht benutzen konnten, die sie möglicherweise bei toten oder verwundeten Gegnern fanden, während britische Soldaten erbeutete französische Munition einsetzen konnten und dies auch taten. Französisches Schwarzpulver war von erheblich schlechterer Qualität als britisches, sodass es

schneller zu verschmauchten Läufen und Zündlöchern kam. Die übliche Methode, um einen Lauf von verbackenem Schießpulver zu reinigen, war, ihn mit heißem Wasser auszuspülen, aber Urin war beinahe genauso wirksam.

Beim Hellwerden waren die Soldaten beider Armeen durchgefroren und verspannt, und ihre Uniformen waren klamm. «Wenn ich nur halb so schlimm aussehe wie du», sagte Captain William Verner von den britischen 7th Hussars zu einem Offizierskameraden, «dann muss ich ein elend aussehender Bursche sein!» Sergeant Duncan Robertson von den 92nd Highlanders meinte, «ich hatte noch nie im Leben so gefroren», doch seine Lebensgeister erwachten wieder ein wenig, als er eine Ration Gin erhielt. «Alle waren schlammverdreckt», erinnerte sich Hilfschirurg Haddy von den 1st Life Guards.

Und den Männern gelang es nur unter größten Schwierigkeiten, die Lagerfeuer anzuzünden, ein bisschen Frühstück zu kochen, ihre Waffen zu reinigen und ihre Munition zu trocknen. Einige Stunden vergingen in aller Ruhe, das Wetter wurde besser, und später kam die Sonne heraus … zum größten Teil warteten wir und waren schweigsam.

«Wir erhielten Befehl, aufzuzäumen und uns zum Einsatz bereitzuhalten», erinnerte sich Hilfschirurg William Gilbey von den 15th Hussars.

Das taten wir in Dunkelheit, Nässe und Unbequemlichkeit, aber nach einer Nacht im strömenden Regen, und bis zu den Hüften im Schlammwasser sitzend, und mit Stroh, das überall an einem hängt, fühlt sich ein Mann beim Aufstehen übel und sieht auch übel aus. Es war beinahe lächerlich, die unterschiedlichen Gesichtsausdrücke von uns Offizieren zu beobachten, als wir Zigarre rauchend und gelegentlich erschauernd um das Lagerfeuer standen, das mehr Rauch als Wärme abgab. Es war nervtötend, auf Befehle zu warten. Wir waren ungeduldig darauf aus, in Bewegung gesetzt zu werden, und sei es nur, um den Kreislauf anzuregen, denn sowohl die Pferde als auch die Männer zitterten vor Kälte.

Der Duke of Wellington verließ sein Quartier in Waterloo um sechs Uhr morgens, ritt die kurze Strecke zur Kuppe von Mont-Saint-Jean und legte unterwegs eine kurze Pause ein, um einen Becher heißen Tee bei Kincaids Schützen abzustauben. Dann ritt er an der Kuppe entlang und inspizierte die Stellungen. Er befahl, dass mehr Schießscharten in die Außenmauer von Hougoumont

gehackt werden sollten. Müffling, der preußische Verbindungsoffizier, war besorgt darüber, dass der Duke so wenige Männer in dem großen Château mit seinen weitläufigen Gartenanlagen, den Obstpflanzungen und Wirtschaftsgebäuden abgestellt hatte. «Ah, Sie kennen Macdonell nicht», antwortete der Duke. «Ich habe Macdonell damit betraut.» Lieutenant-Colonel James Macdonell war ein vierunddreißigjähriger Schotte, der 1811 zu den Coldstream Guards versetzt worden war. Seine Aufgabe war es an diesem Sonntag, Hougoumont mit 1500 Gardisten und 600 niederländisch-deutschen Verbündeten zu verteidigen.

Und so trockneten auf dem gesamten Höhenzug Männer ihre Uniformen und ihre Munition, griffen sich das bisschen Verpflegung, das sie bekommen konnten – einige Soldaten entdeckten eine kleine Pflanzung mit Kartoffeln und gruben sie aus –, sie reinigten ihre Musketen, und sie warteten.

Und sie warteten.

Und die Franzosen griffen immer noch nicht an.

Napoleon traf eine Entscheidung. Seine Kanoniere erklärten, der Boden wäre zu feucht für ihre Geschütze. Die großen Kanonen würden mit jedem Schuss durch den Rückstoß nach hinten springen und sich in den Morast

graben, und dann wäre es ein furchtbarer Kampf, die schweren Geschütze aus dem saugenden Schlamm zu ziehen und wieder korrekt auszurichten, und deshalb entschied der Kaiser, zwei oder drei Stunden abzuwarten, damit der Boden trockener werden konnte. Es wäre immer noch genügend Zeit, um Wellingtons Armee zu vernichten. Maréchal Soult, der Stabschef des Kaisers, befürchtete, die Preußen könnten kommen, und er schlug vor, bald anzugreifen, aber Napoleon tat diese Vorstellung ab. Die Preußen waren geschlagen worden, oder etwa nicht? Sie konnten sich unmöglich rechtzeitig erholen, um Wellington zu unterstützen, und davon abgesehen – wurden sie nicht von Maréchal Grouchy beschäftigt?

Der Kaiser ließ die Stunden, in denen der Boden abtrocknete, nicht ungenutzt verstreichen. Er kannte die Bedeutung psychologischer Kriegsführung, und so rückte er mit Bedacht aus, um die Armee einzuschüchtern, die im Norden auf ihn wartete. Am besten erzählt diese Episode einer von Wellingtons Männern, ein Corporal von den Royal Scots Greys. John Dickson hatte Dienst im Vorposten und befand sich auf der Kuppe des Höhenrückens knapp hinter der von Hecken gesäumten Straße, die über den Höhenzug verlief, und ein paar Schritt vor seinem Regiment, das auf dem Gegenhang stand, und er hatte einen phantastischen Blick auf die Vorführung der Franzosen.

Es war hell, und die Sonne schickte immer wieder helle Lichtblitze durch die Wolkenlücken. Als ich hinter der wuchernden Hecke und den niedrigen Buchen stand, die auf den hohen Böschungen beidseits des Hohlwegs wuchsen, sah ich gegenüber in gewaltiger Stärke die französische Armee aufziehen. Sie waren nur eine Meile von meinem Standpunkt entfernt, aber die Entfernung schien größer, denn zwischen uns stand immer noch der Nebel in den Senken. Da waren große Infanteriekolonnen, und Schwadron um Schwadron Kürassiere, rote Dragoner, braune Husaren und grüne Ulanen mit kleinen, schwalbenschwänzigen Wimpeln an den Enden ihrer Lanzen. Den großartigsten Anblick bot ein Regiment Kürassiere, das im vollen Galopp über die Kuppe des gegenüberliegenden Hügels jagte, und die Sonne blitzte auf ihren stählernen Brustpanzern. Es war eine vortreffliche Darbietung … Niemand, der sie gesehen hat, konnte sie jemals vergessen.

Da kam unvermittelt ein Trommelwirbel von der gesamten Länge der gegnerischen Linie, und der Wind trug die aufbrandende Musik von Hunderten Bataillonskapellen zu mir herüber … Dann setzten sich sämtliche Regimenter in Bewegung. Sie stellten sich in Schlachtordnung auf.

Und sie versuchten, die britisch-niederländische Armee einzuschüchtern. Bis zu einem gewissen Grad gelang dies. Einige Beobachter sagten, junge, unerprobte Soldaten hätten blass und zitternd auf die dichtgedrängte Glorie Frankreichs geschaut, die in den aufblitzenden Sonnenstrahlen paradierte, aber andere, Veteranen aus dem Spanischen Unabhängigkeitskrieg, kannten das alles schon.

Und sie warteten immer noch. Neun Uhr, zehn Uhr. Beide Armeen waren bewaffnet aufgezogen, die Kapellen spielten, niemand rührte sich. Napoleon wartete immer noch auf trockeneren Boden, allerdings sorgte er dafür, dass Maréchal Grouchy neue Befehle geschickt wurden. Diese Befehle wurden von Maréchal Soult aufgesetzt, und sie sollten sicherstellen, dass Blücher keine Gelegenheit erhielt, sich in die Hauptschlacht des Tages einzuschalten. Das Dokument war überschrieben mit «Vor dem Bauernhaus von Caillou, 18. Juni, 10 Uhr am Vormittag», und anscheinend war Grouchy immer noch nicht sicher, wo die Preußen waren, denn Soult musste ihm mitteilen, endlich wären Berichte mit der Bestätigung eingetroffen, dass sich wenigstens ein Teil von Blüchers Armee auf dem Weg nach Wavre befand.

Der Kaiser weist mich an, Ihnen mitzuteilen, dass Seine Majestät in diesem Moment die englische Armee angreifen wird, die bei Waterloo Stellung bezogen hat … Demzufolge wünscht Seine Majestät, dass Sie Ihre Bewegung auf Wavre ausrichten, um nahe an uns heranzurücken, sich mit unseren Operationen abgestimmt formieren und Ihre Nachschublinien mit unseren verbinden, indem Sie diejenigen Teile der preußischen Armee vor sich her treiben, die sich in diese Richtung bewegen und möglicherweise in Wavre gehalten haben, wo Sie baldmöglichst eintreffen sollten. Sie werden der gegnerischen Kolonne zu unserer Rechten folgen, einige leichte Truppen einsetzen, um ihre Bewegungen zu beobachten und ihre Nachzügler aufzugreifen. Informieren Sie mich unverzüglich über Ihre Anordnungen und Ihren Marsch, ebenso über jegliche Neuigkeiten vom Gegner, und versäumen Sie es nicht, Ihre Nachschublinien mit uns zu verbinden. Der Kaiser wünscht sehr häufige Berichte von Ihnen.

Der Befehl ist es wert, so ausführlich zitiert zu werden, denn es ist nahezu undurchschaubarer Unsinn, und Grouchy, statt um Aufklärung zu bitten, hielt sich an den einen Befehl, seine Bewegung nach Wavre auszurichten. Was Napoleon anscheinend gewollt hatte, war, dass

Grouchy seine Armee zwischen Blücher und dem Feld von Waterloo aufstellte. Das hätte Grouchy näher zu Napoleon gebracht, in welchem Fall der Befehl, «diejenigen Teile der preußischen Armee vor sich her [zu] treiben, die sich in diese Richtung bewegen», kaum einen Sinn ergibt, denn Grouchy hätte diese Preußen nur zu Wellington gedrängt. Wenn sich Blücher nach Wavre zurückgezogen hatte – und das Dokument lässt nicht erkennen, ob die Franzosen in dieser Sache sicher waren –, dann sollte Grouchy sie beschatten, indem er ihre «Kolonne zu unserer Rechten» hielt, und das ergibt Sinn, denn indem er die Preußen zu seiner Rechten hielt, östlich von ihm, hätte sich Grouchy zwischen Blücher und Napoleon gesetzt. Doch Grouchy erhält ebenfalls den Befehl, «baldmöglichst» nach Wavre zu marschieren. Indem er direkt nach Wavre ging, und dafür entschied sich Grouchy, hatte er die Preußen nicht auf seiner rechten Seite, sondern vor sich, und vermehrt weit weg zu seiner Linken. Zwischen Wavre und Mont-Saint-Jean lag ein Engpass mit steilen Böschungen, durch den der Fluss Lasne strömte, und Grouchys 33000 Mann und 96 Geschütze hätten an diesem Hindernis eine zehnmal so große Armee stundenlang aufhalten können. Doch vermutlich wussten die Franzosen nichts von diesem Engpass, also forderten sie Grouchy nicht auf, ihn zu verteidigen. Stattdessen wurde von ihm erwartet, seine Bewegung auf Wavre auszurichten, wo er baldmöglichst

eintreffen sollte, ebenso wie er den Gegner vor sich hertreiben, den Gegner zu seiner Rechten halten und näher an Napoleon heranrücken sollte, und wie hätte er all diese widersprüchlichen Dinge zugleich tun können? Grouchy, der sich schon einige Kilometer östlich von Napoleon befand, entschied, dass es seine Aufgabe war, nördlich nach Wavre zu marschieren, und so tat er es, und das bedeutete, dass die Feldwege und das tiefe Tal der Lasne zwischen Wavre und Mont-Saint-Jean nicht verteidigt wurden.

Doch welche Rolle spielte das? Napoleon war sicher, dass sich die Preußen noch wenigstens zwei Tage lang nicht mit Wellington zusammenschließen konnten, er glaubte, es stünde neun zu eins für ihn, die Schlacht zu gewinnen, und schließlich, kurz vor elf Uhr an diesem Vormittag, wurde der Boden für trocken genug befunden, um die Kanonen feuern zu lassen.

Und so nimmt es seinen Anfang. Man könnte angesichts der vielen Erinnerungen an die Schlacht, der vielen Augenzeugen, die ihre Erinnerungen an diesen grauenvollen Tag aufzeichneten, glauben, dass genau bekannt ist, wie und wann die Schlacht begann, aber manche sagen, es sei ein britisches Geschütz gewesen, das als Erstes feuerte, andere behaupten, es waren die Franzosen, und es gibt keinerlei Einigkeit über den

Zeitpunkt, an dem die eine oder die andere Kanone feuerte. Die beste Schätzung geht von zwanzig Minuten nach elf aus und dass die Kanone auf der linken Flanke von Napoleons Linie als Erste feuerte. Und kurz darauf eröffneten die übrigen schönen Töchter des Kaisers das Feuer und hüllten die Kuppe von La Belle Alliance in dichten Schießpulverqualm. Johnny Kincaid und seine Schützen hatten in der Sandgrube auf der anderen Straßenseite von La Haie Sainte Stellung bezogen, das von ausgezeichneten Soldaten der King's German Legion besetzt war. Seine Position, weit vor der britisch-niederländischen Linie, eröffnete ihm einen großartigen Blick auf die ersten Bewegungen der Schlacht. Er sah Massen von französischen Infanteristen im blauen Rock durch den Wald auf Hougoumont vorrücken, dann wurde das Geschützfeuer eröffnet. «Eine Kanonenkugel kam von Gott weiß wo», sagte er, «und riss unserem Mann ganz rechts den Kopf ab.» Vor ihm waren nun «unzählige Flecken», die er als Artilleriegeschütze erkannte. Diese Flecken verschwanden hinter dem von ihnen selbst erzeugten Qualm, während die Kanonenkugeln über seinen Kopf röhrten und auf der Geländekuppe einschlugen.

Wir sahen Bonaparte persönlich neben der Straße Posten beziehen, unmittelbar vor uns, umringt von einem großen Stab; und jedes Regiment, das an ihm vorbeizog, ließ die Luft von dem Ruf «Vive l'Empereur!» widerhallen und hörte damit auch nicht auf, als sie vorbei waren; aber zuerst sah es so aus, als hofften sie, unterstützt von dem Donnern ihrer Artillerie und begleitet von dem Schlagen ihrer Trommeln und dem Täterä ihrer Trompeten zusätzlich zu ihren lauter werdenden Rufen, uns vom Gelände scheuchen zu können.

Es war, sagte Kincaid, «ein einzigartiger Kontrast zu der durchdringenden Stille, die auf unserer Seite herrschte».

Doch mit der Stille war es vorbei. Die Schlacht hatte begonnen.

Blücher entschied, sein IV. Korps zuerst zu Wellingtons Unterstützung zu schicken, und das war sinnvoll, denn dieser Teil seiner Armee war nicht in die Niederlage bei Ligny verwickelt gewesen. Das Korps war kampfbereit und vollzählig, aber ungünstigerweise am weitesten von Mont-Saint-Jean entfernt. Es rückte beim Hellwerden ab und traf beinahe sofort auf Schwierigkeiten, weil es ein Bäcker, der in Wavre seinen Ofen befeuerte, fertigbrachte, sein Haus und seinen Laden in Brand zu setzen. Die einzige Straße,

die für die Geschütze und Munitionsfuhrwerke breit genug war, führte an dem brennenden Haus vorbei. Die Löschgeräte der Stadt, Handpumpen, wurden zum Ort des Geschehens gezogen, und preußische Soldaten halfen, die Flammen zu ersticken, doch der Brand verzögerte den Marsch um wenigstens zwei Stunden, denn das Inferno entwickelte zu viel Hitze, um die Munitionsfuhrwerke sicher daran vorbeifahren zu lassen.

Die Verzögerung bedeutete, dass das zweite Korps, das Blücher in Marsch setzen wollte, warten musste, bis das IV. Korps des Generals die Stelle passiert hatte. Blücher schickte inzwischen einen Kurier zu Freiherr von Müffling, dem Verbindungsoffizier, der zum engen Umfeld Wellingtons gehörte. «Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich Namens meiner dem Herzog Wellington zu sagen, dass, so krank ich auch bin, ich mich dennoch an die Spitze meiner Truppen stellen werde, um den rechten Flügel des Feindes sogleich anzugreifen.» Blücher litt noch immer an den Folgen des Sturzes von seinem Pferd bei Ligny, aber, wie er später schrieb, «ich hätte mich lieber auf meinem Pferd festbinden lassen, als die Schlacht zu versäumen». Sein Stabschef Gneisenau war wesentlich vorsichtiger und legte der Depesche einen warnenden Kommentar bei, in dem er von Müffling fragte, ob Wellington seiner Ansicht nach tatsächlich kämpfen oder Napoleon einfach dazu bringen wollte, gegen die anrückenden Preußen umzuschwenken

und diese Ablenkung als Deckung für seine Flucht zu nutzen.

Einmal heraus aus Wavre waren die Straßen nach Mont-Saint-Jean miserabel, lediglich Feldwege, die sich durch die hügelige Landschaft wanden. Ein Schäfer aus der Gegend führte die Truppen, aber der Marsch gestaltete sich unweigerlich langsam und schwierig. «Grundlose, durch tiefe Defiléen durchschnittene Wege mußten passiert werden», erinnerte sich Oberstleutnant von Reiche später.

Das Terrain war zu beiden Seiten fast durchgehend waldig, daher an kein Ausweichen zu denken war und der Marsch nur sehr langsam von Statten gehen konnte, um so mehr, als Mensch und Pferde an vielen Stellen nur einzeln und die Geschütze nur höchst mühsam durchzubringen waren. Die Colonnen kamen dadurch sehr auseinander und wo es das Terrain gestattete, mußten die Téten derselben Halt machen, damit die Abteilungen sich wieder sammeln konnten.

Und vor ihnen lag der äußerst schwierige und steile Geländeeinschnitt der Lasne, eine Stelle, an der ein kleiner französischer Truppenverband eine ganze Armee zum Stillstand hätte bringen können. Doch Blüchers

Kavalleriepatrouillen hatten den Engpass schon überquert und entdeckt, dass er nicht bewacht wurde. Die Straße nach Waterloo war frei.

Am späten Vormittag, kurz nachdem Blücher selbst Wavre verlassen hatte, um Richtung Westen zu reiten, grollte Kanonendonner über den Hügeln.

Etwa zwölf Kilometer südlich von Wavre beendete Maréchal Grouchy ein spätes Frühstück, als er die Kanonen hörte. Er ließ seinen Teller mit Erdbeeren stehen und ging mit seinem Stab in den Garten, wo sie auf die fernen Geräusche lauschten. Einige, die vermutlich annahmen, es handle sich um Gewitterdonner, gingen auf alle viere hinunter und legten das Ohr an den Boden. Es war Geschützdonner, den sie hörten, so viel war nun sicher, und er kam aus Westen. Général Gérard drängte Grouchy, kehrtzumachen und in Richtung des Geräusches zu marschieren, aber der Marschall lehnte den Vorschlag ab. «Das ist nur eine Angelegenheit der Nachhut», gab er in der Annahme zurück, dass sich Wellington von Mont-Saint-Jean zurückzog, so wie er selbst sich tags zuvor von Quatre-Bras zurückgezogen hatte. Gérard, ein fähiger und erfahrener Soldat, beharrte darauf, dass sie in Richtung des Geschützfeuers gehen sollten, doch Grouchy lehnte entschieden ab. Der Feldzug verlief schlecht für Gérard. Er kommandierte Napoleons viertes Korps, und auf seine

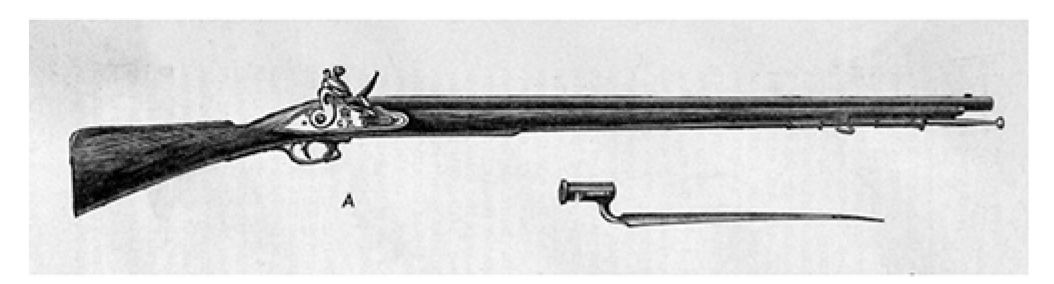
Empfehlung hatte Général Louis-Auguste-Victor Bourmont eine Brigade in diesem Korps erhalten, und Bourmont, ein Royalist, war desertiert, sobald die Franzosen die Grenze überquert hatten. Er war zu den Preußen geritten, zusammen mit seinem Wissen über Napoleons Absichten. Nun ignorierte Grouchy den exzellenten Rat Gérards. Grouchy hatte den Befehl erhalten, seine «Bewegung auf Wavre aus[zu]richten», und so, nachdem das Frühstück beendet war, erfüllte er ihn. Er ließ seine Truppen weiter nach Norden marschieren.

Während zwanzig Kilometer weiter westlich ein langer Tag des Tötens begonnen hatte.



Die Mitte der französischen Linie lag bei einem Gasthaus namens La Belle Alliance, Aquatinta von James Rouse. Wer sich vor das Gasthaus stellte und die

Straße Richtung Norden entlangschaute, sah das Tal links und rechts vor sich liegen.



Jeder zweite Rotrock hatte eine Brown-Bess-Muskete, obwohl es eine solche Waffe in Wahrheit gar nicht gab. Es gab Land-Pattern genannte Modelle, India-Pattern-Musketen und New-Land-Pattern-Musketen, die allesamt den Spitznamen Brown Bess trugen. Ein erfahrener Scharfschütze schrieb: «… und wenn es darum geht, mit einer gewöhnlichen Muskete aus 200 Schritt auf einen Mann zu feuern, könnte man ebenso gut auf den Mond feuern.»



Ein französischer Infanteriekarabiner für Offiziere, Korporale und Fouriere der Voltigeure.



«17. Juni 1815, 19 Uhr», von John Lewis Brown. Am Vorabend der Schlacht war Napoleon immer noch äußerst zuversichtlich. Général Foy erinnerte sich an Napoleons Vorhersage: «Wir sollten uns glücklich schätzen, wenn sich die Engländer entscheiden, hier zu bleiben, denn die bevorstehende Schlacht wird Frankreich retten und in der Weltgeschichte gerühmt werden!»



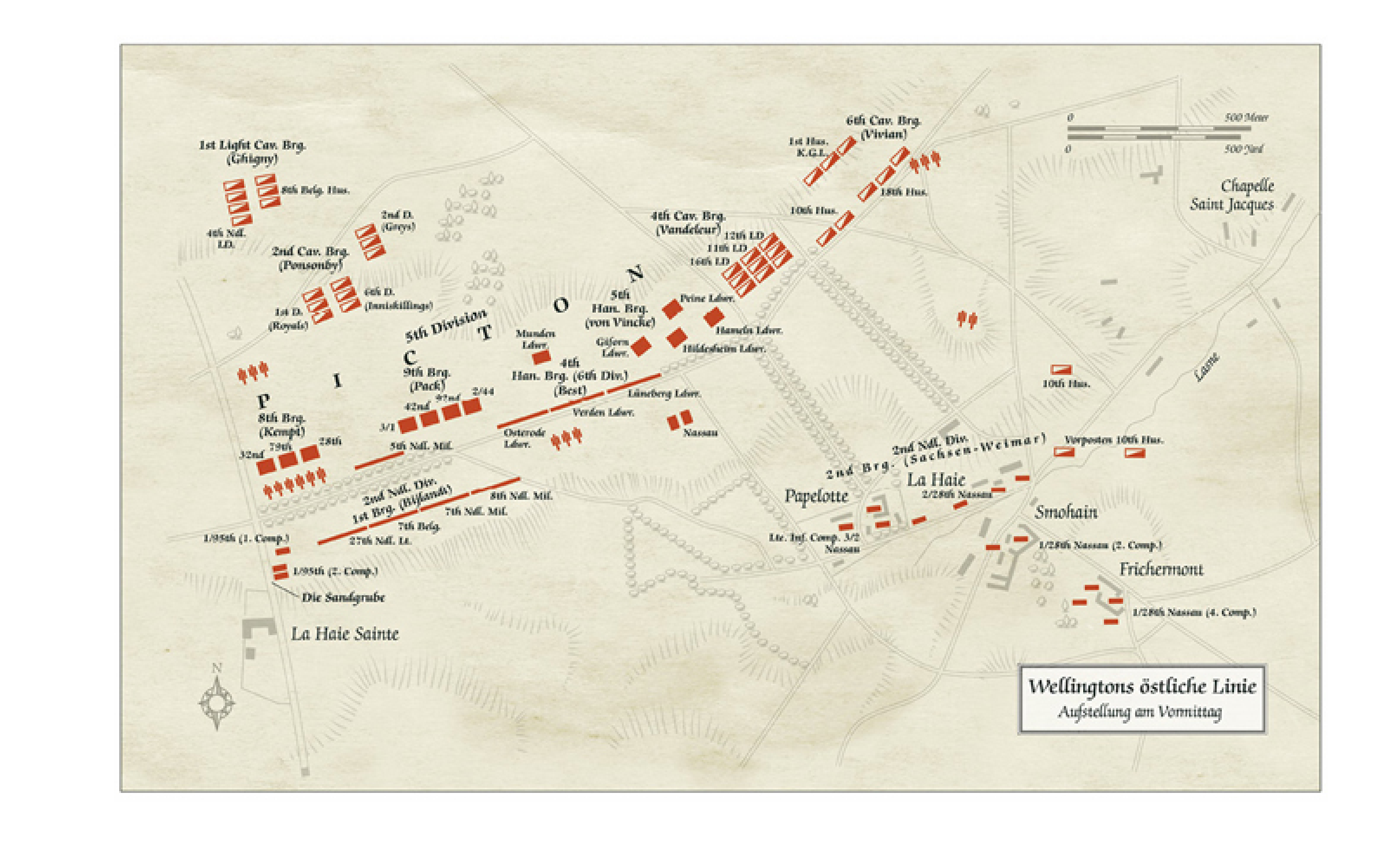
General Freiherr von Müffling, der preußische Verbindungsoffizier, der zum engen Umfeld Wellingtons gehörte, wurde später zum Feldmarschall befördert. Eine Zeitlang war er Kommandant der alliierten Garnison im besetzten Paris, dann wurde er zum Generalstabschef des preußischen Militärs ernannt. Er starb 1851.



Porträt Maréchal Grouchy, von Jean-Sébastien Rouillard. Trotz seiner ansonsten erfolgreichen Militärkarriere wurde Grouchy für die französische Niederlage bei Waterloo verantwortlich gemacht. Am Morgen des 18. Juni entschied sich Grouchy angesichts der undurchsichtigen und widersprüchlichen Befehle von Maréchal Soult für eine einzelne Weisung und richtete seine Truppenbewegung nach Wavre aus.



Hougoumont, das Nachspiel: Die Beseitigung der Leichen, von James Rouse. Ein Besucher des Schlachtfeldes sah zehn Tage nach dem Kampf die Scheiterhaufen bei Hougoumont. «Die Scheiterhaufen hatten acht Tage gebrannt, und bis dahin wurde das Feuer nur von menschlichem Fett in Gang gehalten. Da waren Oberschenkel, Arme und Beine aufeinandergestapelt, und ungefähr fünfzig Arbeiter, die sich Schnupftücher über die Nasen gebunden hatten, harkten mit langen Forken die Knochen aus dem Feuer.»



Wellingtons östliche Linie
Aufstellung am Vormittag
0 500 Meter
0 500 Yard
Chapelle Saint Jacques
1st Light Cav. Brg. (Ghigny)
8th Belg. Hus.
4th Ndl. LD.
2nd D. (Greys)
2nd Cav. Brg. (Ponsonby)
6th D. (Inniskillings)
1st D. (Royals)
5th Division
P I C T O N
9th Brg. (Pack)
42nd
92nd
2/44
3/1
8th Brg. (Kempt)
32nd
79th
28th
5th Ndl. Mil.
2nd Ndl. Div.
1st Brg. (Bijlandt)
7th Belg.
7th Ndl. Mil.
8th Ndl. Mil.
27th Ndl. Lt.
1/95th (1. Comp.)
1/95th (2. Comp.)
Die Sandgrube
La Haie Sainte
N
Munden Ldwr.
4th Han. Brg. (6th Div.) (Best)
Osterode Ldwr.
Verden Ldwr.
Lüneberg Ldwr.
Nassau
5th Han. Brg. (von Vincke)
Gifhorn Ldwr.
Prine Ldwr.
Hameln Ldwr.
Hildesheim Ldwr.
4th Cav. Brg. (Vandeleur)
12th LD
11th LD
16th LD
6th Cav. Brg. (Vivian)
1st Hus. K.G.L.
10th Hus.
18th Hus.
Laane
10th Hus.
Vorposten 10th Hus.
2nd Ndl. Div. (Sachsen-Weimar)
2nd Brg.
La Haie
Papelotte
2/28th Nassau
Smohain
Lte. Inf. Comp. 3/2 Nassau
1/28th Nassau (2. Comp.)
Frichermont
1/28th Nassau (4. Comp.)

Kapitel Sieben
Die Langschäfte schätzen wohl keine Gewalt!



Manch einer stellt sich die Frage, warum der Duke of Wellington seinen niedrigen Hügelkamm nicht mit Erdwällen befestigte; vor allem mit Bastionen, die seine Artillerie vor der Übermacht der kaiserlichen Kanonen hätten schützen können. Es wäre zwar nicht einfach gewesen, solche Bastionen im strömenden Regen, der in dieser Samstagnacht niederging, zu errichten, aber auch nicht unmöglich. Doch der Duke ordnete keine solchen Befestigungsarbeiten an – vermutlich weil er auf keinen Fall wollte, dass Napoleon auf diese Weise dazu verleitet werden würde, um seine Stellungen herumzumanövrieren. Der Duke wollte den frontalen Angriff.

Bei einem direkten Kampf von Infanterie gegen Infanterie vertraute der Duke vollkommen in seine Rotröcke und die King's German Legion. Er hatte, wie er später erzählte, «gerade genügend Männer», doch zu viele

waren unerfahren, und wenn diese Soldaten den Schutz ihres Hangs verlassen und unter Kanonenfeuer gegen Napoleons Veteranen kämpfen sollten, würde das zu Panik und in die Katastrophe führen. Er fürchtete diese offene rechte Flanke hinter Hougoumont, und darum tat er nichts, um den Hügelkamm selbst zu befestigen. Er wollte einen Frontalangriff, der direkt auf der Chaussée stattfand, einen offenen Kampf.

Napoleon dagegen wollte Wellingtons Armee vernichten, und er beschrieb seine simple Taktik so:

Ich werde meine Artillerie feuern und meine Kavallerie angreifen lassen, damit der Gegner seine Stellungen verraten muss, und wenn ich ganz sicher bin, welche Stellungen die englischen Truppen bezogen haben, werde ich mit meiner Vieille Garde direkt darauf vorstoßen.

Das entsprach jedoch nicht ganz der Wahrheit. Was er wirklich vorhatte, war, Wellingtons Reihen zu schwächen, um dann massive Angriffe wie Hammerschläge auszuführen, die durch das Zentrum des Duke brechen sollten; was bedeutete, er tat genau das, was Wellington wollte. Der Kaiser hatte erklärt, bis zum Mittag sei alles vorüber, doch dann wartete er ab, bis der Boden

getrocknet war, sodass es nun hieß, bis zum Tee sei alles vorüber.

Wie sollte also das britisch-niederländische Zentrum geschwächt werden? Zum einen gab es da die Geschütze – große Kanonen, die ganze Bataillone in Stücke reißen konnten, genauso wie sie die ungeschützte preußische Infanterie auf den Hängen bei Ligny zerschlagen hatten. Wellington hatte den Großteil seiner Infanterie hinter dem Hügelkamm platziert, was die Wirkung des Bombardements minderte, doch der Kaiser plante noch einen Ablenkungsangriff, der genug Druck aufbauen sollte, um Wellington zu zwingen, den britisch-niederländischen rechten Flügel auf Kosten des Zentrums zu verstärken. Dies war ein Angriff auf Hougoumont, den Gebäudekomplex auf Wellingtons rechter Flanke, das Gehöft, das nach der Befürchtung von Baron von Müffling nicht ausreichend bemannt war. Napoleon schätzte, dass Wellington – wenn Hougoumont drohte zu fallen – keine andere Wahl hätte, als Truppen von der Hügelkuppe zur Verstärkung der Garnison abzuziehen. Wenn diese Verstärkung den Hügel verlassen hatte, dann konnte der wirkliche Angriff, der entscheidende Angriff, über das Tal durchgeführt werden, um Mont-Saint-Jean einzunehmen.

Und so beginnt die Schlacht bei Hougoumont, und Lieutenant-Colonel James Macdonell, ein Coldstreamer,

tritt gegen Seine Majestät Jérôme I. von Gottes Gnaden an, König von Westfalen, Prinz von Frankreich, Prinz von Montfort, der nichts von alldem geworden wäre, wäre er nicht darüber hinaus Napoleons Bruder gewesen. Er war der Jüngste der Familie, doch wie alle Geschwister Napoleons war er dank der Förderung seines Bruders unvorstellbar hoch aufgestiegen. Joseph, das älteste Kind, wurde König von Spanien, Lucien Prinz von Canino und Musignano, Elisa Großherzogin der Toskana, Louis war König von Holland gewesen, Pauline die Prinzessin Borghese, Caroline die Königsgattin von Neapel – und Jérôme, erst kurze Zeit König von Westfalen, war nun auch noch Divisionsgeneral in der Armee seines Bruders. 1815 war er dreißig Jahre alt, doch die Schwierigkeiten mit seinem Bruder begannen schon viel früher. Mit neunzehn Jahren hatte er eine Amerikanerin getroffen und geheiratet, Elizabeth Patterson aus Baltimore. Die Verbindung hatte Napoleon rasend gemacht. Er brauchte seine Geschwister, damit sie für dynastische Eheschließungen zur Verfügung standen, und nicht aus so trivialen Gründen wie Liebe heirateten. Darum verbat er Elizabeth, auch nur einen Fuß nach Frankreich zu setzen, und bestand darauf, dass sein Bruder sich von ihr scheiden ließ. Elizabeth, oder Betsy, wie man sie nannte, zog sich nach London zurück, wo ihr Sohn Jérôme Napoleon Bonaparte II in Camberwell zur Welt kam. Die Briten

gewährten Betsy natürlich nur allzu gern Schutz, um den Kaiser zu ärgern.

«Sie haben Ambitionen», hatte Napoleon 1809 an Jérôme geschrieben,

einige Intelligenz, ein paar gute Eigenschaften, doch Sie sind von Unvernunft und großer Anmaßung verzogen und besitzen kein echtes Wissen. Halten Sie in Gottes Namen wenigstens genügend Verstand beisammen, um angemessen zu schreiben und zu sprechen.

Vier Jahre später, nach dem desaströsen russischen Feldzug, bei dem Jérôme kläglich versagt hatte, ließ der Kaiser ein weit vernichtenderes Urteil über ihn ab:

Sie sind mir verhasst. Ihr Benehmen ekelt mich an. Ich kenne niemanden, der so niederträchtig, so dumm und so feige ist wie Sie; Sie sind ohne jede Tugend, Talente und Mittel.

Doch die familiäre Bindung war stärker als die persönliche Abneigung, und Jérôme wurde mit dem Kommando der größten Infanterie-Division in der Armee seines Bruders betraut, der 6e Infanterie-Division mit beinahe 8000 Mann, auch wenn 1000 von ihnen schon bei Quatre-Bras gefallen

waren. Nun sollte Jérôme Hougoumont angreifen, und er hatte etwas zu beweisen. Er wollte seinem Bruder zeigen, dass er nicht niederträchtig, dumm und feige war, und er war entschlossen, Hougoumont nicht nur anzugreifen, sondern auch einzunehmen.

Daran war an sich nichts verkehrt. Außer dass Napoleon die Einnahme von Hougoumont gar nicht beabsichtigte. Er wollte, dass das Gehöft nur belagert wurde und dass die Angriffe heftig genug waren und lange genug andauerten, um Wellington dazu zu bewegen, die Garnison durch seine Truppen vom Hügelkamm zu verstärken. Nur wenn die Belagerung den Zweck erfüllt hatte, Wellingtons Reihen zu schwächen, durfte Hougoumont eingenommen werden – doch Jérôme hatte andere Vorstellungen. Er würde Hougoumont erobern!

Jérômes direkter Vorgesetzter war Général Reille, ein erfahrener Soldat, der in der Armee Karriere gemacht hatte und der in Waterloo die Verantwortung für den Großteil von Napoleons linkem Flügel trug. Es war Reille, der sich den Zorn des Kaisers zuzog, als er die Meinung äußerte, dass eine gut positionierte britische Infanterie praktisch unüberwindlich sei. Und nun sollte Reille genau diese Infanterie angreifen. Als Erstes befahl er Jérôme, das Tal südlich des Waldes von Hougoumont zu besetzen und dann eine starke Plänklerlinie hinaufzuschicken.

Der weitläufige Wald bestand hauptsächlich aus alten Eichen und lag südlich des ummauerten Komplexes von Hougoumont. Im lichten Unterholz wuchsen wilde Himbeeren, und Vergissmeinnicht leuchteten am Waldrand. Der Boden stieg steil an, sodass jeder Angriff hügelaufwärts verlaufen musste, genau auf die im Wald wartenden Verteidiger zu: 600 Plänkler, bestehend aus Hannoveranern und niederländisch-deutschen Nassauern. Der Wald und der steile Hügel, von wo die Franzosen ihren Angriff begannen, standen außerdem unter Beschuss der britisch-niederländischen Artillerie, die auf dem erhöhten Terrain über dem Château positioniert war.

Es war spät am Vormittag. Napoleon hatte die Schlacht eigentlich um 9 Uhr beginnen wollen, doch er wartete ab, bis der Boden getrocknet war, sodass es bereits nach 11 Uhr war, als Jérômes Männer vorrückten, um den Wald einzunehmen. Général Reilles Befehle waren klar: Hougoumont sollte angegriffen werden, doch weder Napoleon noch Reille wollten einen schweren Kampf, der zu viele französische Soldaten kosten würde. Die Hauptanstrengung der Franzosen sollte sich gegen Wellingtons linken Flügel und sein Zentrum richten, nicht gegen seinen rechten Flügel. Doch Jérôme wollte seinen Sieg, und als die ersten französischen Soldaten bemerkten, dass die deutschen Plänkler ziemlich starke Gegner waren, schickte Jérôme mehr Männer in den

Kampf. Général Foy, der eine weitere Division unter Reille befehligte, nannte den Wald eine «Todesfalle». Um ihn zu erreichen, mussten die Franzosen erst ein Stück offenes Gelände überqueren, das unter Artilleriebeschuss lag, und wenn sie im Wald waren, warteten bereits Musketen und Gewehre auf sie. Die Verteidiger nutzten ihren Geländevorteil und zeigten sich nur, um zu schießen. Die Franzosen quälten sich den Hügel hinauf, um gleich wieder heruntergeschossen zu werden, und schon bald wurden die Verwundeten über das Tal zurückgetragen. Capitaine de Vatry, einer von Jérômes Stabsoffizieren, hörte, wie sich die Männer darüber beschwerten, dass es nicht mehr Sanitätswagen gab:

Dies ist, was geschah … die meisten [der Kutscher] hatten noch nie zuvor Schüsse gehört. Sie wurden unter dem Beschuss der englischen Kanonen nervös, schirrten die Pferde ab oder durchschnitten die Gurte und galoppierten davon.

Maréchal Ney, der den Angriff an diesem Tag leitete, schickte einen Stabsoffizier aus, um herauszufinden, was in Hougoumont los war, und damit folgte ein weiteres Missverständnis. Mit Entsetzen vernahm Ney, dass sich die französischen Infanteristen hinter den Bäumen versteckten

und um Hilfe bettelten. Darum drängte er Jérôme dazu, seine gesamte Division von über 7000 Männern in den Kampf zu schicken. Und Jérôme brauchte keine weitere Ermunterung. Er schickte seine Soldaten los und bat Reille dann um weitere. Der Kampf um Hougoumont holte damit keineswegs Wellingtons Armee aus der Reserve, sondern zog stattdessen unzählige französische Infanteristen ab. Doch ihre Masse gab schließlich den Ausschlag, und als Tausende von blau-rockigen Franzosen an den zerschossenen Bäumen vorbei berganstiegen, verdrängten sie die Verteidiger schließlich aus dem Wald. Der Kampf hatte etwa eine Stunde gedauert, und nun, gegen Mittag, standen Jérômes Männer erst vor der Festung Hougoumont.

Den Komplex von Hougoumont stellt man sich am besten vor wie drei unterschiedlich große, ineinanderstehende Rechtecke. Das größte Rechteck war ein Obstgarten, der von einem Graben und einer Hecke umgeben war. Die Franzosen, die von Süden angriffen, gelangten in den Obstgarten, doch dort stießen sie auf das zweite und eindrucksvollere Rechteck, bestehend aus dem ummauerten französischen Garten. Dieser Garten musste einst der Stolz von Hougoumont gewesen sein: Es gab herrliche Blumenbeete, und die Wege wurden von Buchen und Kirschbäumen beschattet. Für Colonel Macdonell war jedoch ausschlaggebender, dass dieser französische

Garten im Westen von Gebäuden und im Süden und Osten von einer zwei Meter hohen Mauer umfriedet war. Er ließ Plattformen errichten, sodass die Männer über die Krone feuern konnten. Die Mauer selbst besaß Schießscharten.

Das dritte Rechteck stellten die Gebäude im Westen des Gartens dar, und diese waren durchaus respekteinflößend. Sie gingen direkt ineinander über, sodass sie eine einzige Wand aus Steinen bildeten. Im Süden, von wo die Franzosen angriffen, befand sich ein Gärtnerhaus, ein Lagerhaus und dazwischen ein großes, geschwungenes Tor, das man verschlossen und verbarrikadiert hatte. Die Mauern dieser Gebäude besaßen ebenfalls Schießscharten, ebenso wie die Gebäude, die nach Westen zeigten, insbesondere eine große Scheune. Auf der gegenüberliegenden Seite des Rechtecks lagen Ställe, deren Rückseite zum Garten zeigte, während sich im Zentrum des Rechtecks das Château selbst befand – ein massives und komfortables Wohnhaus mit hohen Fenstern, aus denen die Männer über die Dächer der anderen Gebäude schießen konnten. Eine kleine Kapelle befand sich neben dem Haus. Der Vorhof lag zwischen der Scheune und den Ställen, und der Haupteingang zum gesamten Komplex auf der Nordseite des Hofes. Dies war das berühmte Nordtor, wo sich eine der wichtigsten Begebenheiten der Schlacht abspielen sollte.

Ein Pfad verlief neben der großen Scheune und trennte die gemauerten Gebäude von einem kleinen Küchengarten, der von einer Hecke und einem Zaun umgeben war. Der gesamte Komplex aus Obstgärten, Ziergärten, Hecken, Mauern und Gebäuden war in den Worten von Lieutenant-Colonel Alexander Woodford, einem Coldstreamer, «hervorragend für Verteidigungszwecke geeignet»:

Das Wohnhaus in der Mitte war ein massives viereckiges Gebäude mit schmalen Türen und Fenstern. Die Scheunen und Schuppen bildeten beinahe ein Viereck, aus dem eine Verbindungstür in den kleineren Hof im Süden führte; aus diesem kleinen Garten führte ein Tor in den großen Garten und ein zweiflügliges Tor in den Wald … ein weiteres Tor führte zum Pfad im Westen. Es gab auch noch ein Kutschentor im Nord-West-Winkel des großen Hofes.

Als die Franzosen aus dem Eichenwald kamen, standen sie vor dieser bemerkenswerten Ansammlung von Mauern und Gebäuden. Direkt vor ihnen befand sich das Gärtnerhaus, aus dessen Fenstern das Musketenfeuer fauchte. Zur Rechten zog sich die 200 Meter lange Ziegelmauer des Ziergartens hin. Die Entfernung vom Waldrand bis zur Mauer betrug etwa dreißig Schritt, und auf diesem Gelände

fielen und litten Jérômes Männer. Einer der ersten Getöteten war Général Bauduin, der befehlshabende Offizier von Jérômes 1er Brigade. Viele der deutschen Soldaten, die den Wald verteidigt hatten, gesellten sich nun zur Garnison innerhalb von Hougoumonts Mauern, und einer von ihnen, der einfache Soldat Johann Leonhard, befand sich hinter der Gartenmauer.

Wir hatten kaum Stellung hinter den Schießscharten bezogen, als Massen von Franzosen aus dem Wald kamen, alle mit dem Ziel, das Gehöft einzunehmen – doch sie kamen zu spät! Der Kugelhagel, der auf die Franzosen niederging, war so entsetzlich, dass die Wiese schon bald mit ihren Leichen übersät war. Doch Rückzug und Angriff der Franzosen ging immer weiter!

Die deutsch-niederländischen Soldaten, die den Wald verteidigt hatten, zogen sich in den Gebäudekomplex zurück, und da es keinen direkten Zugang vom Wald aus gab, eilten sie um die Mauer herum. Ihre verständliche Hast ließ das Gerücht entstehen, sie seien in Panik davongelaufen. Einige britische Offiziere schrieben wütend, dass die niederländischen Soldaten flohen, doch die Berichte sprechen dafür, dass sie sich in Wirklichkeit nur zu den Gardisten im Ziergarten gesellten, welcher nun unter

Belagerung stand, als die Franzosen verzweifelt versuchten, die Mauer zu überwinden. Jérômes Männer griffen immer wieder an und wurden immer wieder von den Musketen zurückgeworfen, die aus den Schießscharten in den oberen Stockwerken herunterschossen. Einer der deutschen Verteidiger beschrieb das Feuer als «mörderisch», und weil aus nächster Nähe gefeuert wurde, trafen die Musketen genau. Dichter Schießpulverdampf zog um die Gebäude und den oberen Wald, und die Franzosen, die verzweifelt versuchten, diese große Bastion einzunehmen, schickten eine weitere Infanteriebrigade in den Kampf. Es war ein grausames Unterfangen. Die Franzosen hatten keine Artillerie mitgebracht, um die Mauern zum Einsturz zu bringen, und sie besaßen auch keine Leitern, um hinüberzuklettern, und doch griffen sie immer weiter an. Ein französischer Infanterist erinnerte sich, dass die «Toten, Sterbenden und Verwundeten in Haufen herumlagen». Lieutenant-Colonel Francis Home von den 3rd Guards, den Royal Scots, beschrieb das Gemetzel vor den Mauern als «immens» und sagte, dass die verwundeten Franzosen ihn wiederholt angefleht hätten, seinen Männern zu befehlen, «das Feuer auf sie zu richten und sie von ihrem Leiden zu befreien». Eine Batterie von sechs britischen Haubitzen zielte außerdem auf den oberen Wald, zerfetzte die Eichen mit Schrapnellen und Granaten und trug ihren Teil zu dem Blutbad bei.

Über 9000 französische Infanteristen versuchten nun, James Macdonells Verteidiger zu vertreiben. Da sie die Gartenmauer nicht überwinden konnten, versuchten sie die Gebäude zu umrunden und schickten Männer nach links und rechts aus. Das Château wurde hart bedrängt, doch vom Hügel darüber rückte Verstärkung nach. Nicht aus Wellingtons Mitte, wie Napoleon gehofft hatte, sondern aus den Bataillonen der Gardisten genau hinter dem Château. Wellington selbst hatte einige dieser Verstärkungen mit den Worten losgeschickt: «Hinein mit euch, und kommt mir nicht mehr unter die Augen.» Zwei Coldstreamer-Kompanien griffen vom Hügel aus an und vertrieben die Franzosen von der östlichen Flanke, dann stießen sie zu der Garnison innerhalb der Mauern. Andere Kompanien wurden später hinuntergeschickt, bis nach den Worten von Lieutenant-Colonel Home «das gesamte 3rd Regiment und acht Kompanien der Coldstreamers» in oder in der Nähe von Hougoumont im Einsatz waren. Die gesamte Streitmacht bestand zu keiner Zeit aus mehr als 1200 Männern, und diese 1200 Männer (zu denen wir noch die überlebenden Nassauer rechnen müssen) beschäftigten mindestens 9000 Franzosen.

Private Matthew Clay, der Gardist, dessen ungenießbares Frühstück aus einem verbrannten Stück Schweinekopf bestanden hatte, war einer der Männer, die den Küchengarten verteidigten, der auf der anderen Seite des

Weges gegenüber dem großen Schuppen lag. Der Garten war kaum gegen die Masse der französischen Angreifer zu verteidigen, die nun versuchten, Hougoumont zu stürmen, weshalb die Verteidiger hinter die Mauern zurückgezogen wurden. Doch Clay und ein weiterer Gardist, «ein ruhiger und unerschrockener alter Soldat», wurden während dieses kurzen Rückzuges von ihrer Kompanie getrennt. Sie waren gezwungen, außerhalb der Mauern zu bleiben, wo sie sich mit den feindlichen Plänklern ein Feuergefecht lieferten:

Ich bestieg unklugerweise die Erhebung, auf der die Außenwand des Hofes errichtet worden war. Ich dachte, ich könnte die feindlichen Plänkler ins Visier nehmen … doch ich stellte schon bald fest, dass ich zu ihrer Beute geworden war, weil mein roter Rock so gut zu sehen war … ich schoss weiter über den Küchengarten, doch sie nutzten den Zaun als Deckung, und ihre Kugeln trafen die Wand in meinem Rücken … Meine Muskete ging kaputt, was sehr entmutigend war, doch als ich zu Boden sah, fand ich eine Muskete, die ich sofort gegen meine eigene eintauschte. Die neue Muskete war noch warm von ihrer kürzlichen Benutzung und erwies sich als exzellent.

Nach einigen Minuten bemerkte Clay, dass das Tor, das in den Hof führte, offen stand, und die beiden Rotröcke liefen darauf zu und gelangten in Sicherheit, kurz nachdem etliche Franzosen in seinem Durchgang getötet worden waren.

Die Tore waren durchlöchert von Kugeln … in ihrem Eingang lagen viele tote Feinde. Einer, der mir besonders auffiel, stellte sich als ein französischer Offizier heraus, aber sie waren alle kaum zu unterscheiden, so zerschunden und mit Schlamm beschmiert, wie sie waren.

Dieser Versuch der Franzosen, durch die Tore einzudringen, war vermutlich der erste von insgesamt zweien. Die meisten Berichte der Schlacht geben an, dass nur ein Angriff der Franzosen auf den ummauerten Komplex zum Erfolg führte, doch Clay sah zwei, und sein Bericht wird von den Erinnerungen der deutschen Verteidiger unterstützt. Der Kampf um Hougoumont war heftig und unerbittlich, und er dauerte den Großteil dieses langen Tages, doch für den Moment lassen wir die Belagerer und Belagerten allein, denn die großen Kanonen im Zentrum von Napoleons Reihen haben das Feuer eröffnet und führen den ersten großen Angriff auf Wellingtons Hügel. Hougoumont ist keineswegs

eingenommen, die Franzosen bringen Artillerie vor den Mauern in Stellung, und am Nachmittag werden die Kämpfe ihren brutalen Höhepunkt erreichen; doch während das Donnern von Napoleons Kanonen den Himmel erfüllt, halten Macdonells Männer die Stellung.

Im Zentrum der kaiserlichen Linien werden die großen Geschütze abgefeuert. Sie spucken dichten Rauch in das Tal und hämmern Schrot und Granaten auf Wellingtons Hügelkuppe. Und die Veteranen des Spanischen Unabhängigkeitskrieges auf dieser Hügelkuppe machen noch ein weiteres Geräusch aus – den *pas de charge*, den Klang von Trommeln, die den Rhythmus des Angriffs vorgeben und ankündigen, dass einer der größten Infanterieangriffe der gesamten Napoleonischen Kriege kurz bevorsteht.

Die Schüsse aus Napoleons Kanonen durchschlugen die Luft über den Feldern von Mont-Saint-Jean, und das gleiche Geräusch ließ auch die Fenster in Paris erzittern. Eine einzige Kanone feuerte von Les Invalides, dem Militärkrankenhaus, das von Louis XIV errichtet worden war und das zudem kriegsversehrten Veteranen als Altersheim diente. Die Kanone war jedoch nicht mit einer Kugel oder einer Granate geladen worden; sie schoss einen Salutschuss ab und bedeckte den großen Paradeplatz mit

dichtem Pulverdampf. «Die Kanone von Les Invalides feuert!», erinnerte sich Émile Labretonnière, ein Student der Mathematik, und er fragte seinen Freund, mit dem er seine Pariser Wohnung teilte: «Hörst du das?»

«Es muss ein großer Sieg sein!» Wir sprangen sofort auf und liefen los, um zu erfahren, was los war. Die Kanone feierte den Sieg des Kaisers über die Preußen bei Ligny am 16. Juni. Wir gingen zum Café des Pyrénées, um den Anschlag zu lesen. Wir waren außer uns vor Freude! Die Kanone von Les Invalides brachte Erinnerungen an die Triumphe zurück, die unsere Kindheit geprägt hatten. Wir waren trunken vor Stolz … Ich erinnere mich an die Begeisterung, mit der ein Student aus Grenoble namens Rousseau uns erzählte, dass Wellington gefangen genommen und Blücher getötet worden sei!

Émile hatte Anfang Juni den Auszug der Armee aus Paris gesehen und war schwer beeindruckt gewesen. Er beschrieb die Soldaten als «superb» und fand, sie wirkten «so voller Begeisterung», dass sie unbesiegbar sein mussten. Er war berauscht von der Nachricht aus Ligny, während sie die Pariser Royalisten bekümmerte, und sie verbreiteten Gerüchte, die die Leistung des Kaisers schmälern sollten. Doch an diesem Sonntagmorgen

übertönte die Kanone von Les Invalides die Machenschaften der Royalisten – sie verkündete den Sieg, und wie die meisten Pariser konnte es auch Émile kaum abwarten, vom endgültigen Triumph des Kaisers zu hören. «Endlich», schrieb er aufgeregt, «ging der Kampf los!»

Und er hatte recht.

Napoleon und Wellington setzten ihre Artillerie unterschiedlich ein. Zum einen besaß der Kaiser bei Waterloo viel mehr Kanonen: Es waren 246 Geschütze gegen Wellingtons 157, und die Kanonen selbst waren viel schwerer. Die Franzosen und die Preußen setzten jeweils 12-Pfünder ein, während die schwersten britischen Kanonen nur 9-Pfünder waren. Der Kaiser war ausgebildeter Artillerist und hatte großes Vertrauen in seine Kanonen. Er stellte sie gern zu einer *Grande Batterie* zusammen und setzte sie als offensive Waffe ein, statt zur Verteidigung. Im Jahr 1809 hatte Napoleon vor Wagram mit einer Batterie von 112 Kanonen das Herz der österreichischen Armee herausgesprengt, und nun stellte er vor Waterloo 80 Kanonen zusammen.

Natürlich dienten die Kanonen ebenso zur Verteidigung, doch Napoleon wusste, dass die feindlichen Stellungen zunächst ein wenig «aufgeweicht» werden mussten, bevor seine Soldaten angreifen konnten. Das war der Sinn der

Grande Batterie: die feindlichen Formationen zu zersprengen, bevor Infanterie oder Kavallerie vorrückten. Diese Angriffstruppen würden dann unter das feindliche Artilleriefeuer geraten, und daher bestand eine weitere Aufgabe der napoleonischen Kanonen darin, die feindlichen Kanonen zu beschädigen oder zu zerstören.

Wellington dagegen konzentrierte seine Kanonen nicht in einer Batterie, sondern verteilte sie über seine gesamte Linie, um auf jeden französischen Angriff zu schießen. Die britisch-niederländischen Kanonen wurden grundsätzlich zur Verteidigung eingesetzt und sollten keinesfalls zum Konterbeschuss gegen eine Batterie verwendet werden. Wenn eine Artillerie-Einheit ein Duell mit einer feindlichen Batterie begann, geriet sie leicht in Gefahr, den Beschuss auf sich zu lenken, und musste in Kauf nehmen, dass Räder oder Kanonenwagen zerstört wurden und das Geschütz nicht mehr eingesetzt werden konnte. Captain Mercer durfte dies am eigenen Leib erfahren, als er sich den Befehlen widersetzte und das Feuer gegen eine französische Batterie eröffnete, die ihn verärgert hatte:

Ich beging einen Fehler, für den ich schwer hätte bezahlen müssen, hätte sich unser Duke in unserem Teil des Schlachtfeldes aufgehalten. Ich widersetzte mich den Befehlen und eröffnete das Feuer auf die Batterie, weil ich

glaubte, meine 9-Pfünder würden schon bald seine 4-Pfünder zum Schweigen bringen. Doch wie staunte ich, als unser erster Kanonenschuss von mindestens einem halben Dutzend weit höherer Kaliber beantwortet wurde, deren Anwesenheit ich nicht einmal geahnt hatte und deren Überlegenheit wir sofort erkannten … Ich bemerkte meine Dummheit sofort und hörte auf zu schießen, und das taten sie auch – nur die 4-Pfünder wurden weiter eingesetzt. Doch das war nicht alles. Der erste Mann aus meiner Truppe wurde von einem dieser verdammten langen Schüsse getroffen. Ich werde den Schrei, den der arme Junge ausstieß, niemals vergessen. Es war eines der letzten Geschosse, die sie abfeuerten, und es riss seinen linken Arm in Stücke.

Mercer hatte wirklich Glück, dass der Duke diesen Versuch eines Gegenbeschusses nicht mitbekam. Später am Tag, als Wellington bemerkte, wie einer seiner Kanoniere versuchte, dasselbe zu tun, ließ er den Kommandanten sofort verhaften. Und gleich zu Beginn des Tages, als die Franzosen ihre Soldaten aufmarschieren ließen, während sie noch darauf warteten, dass der Boden trocknete, sah ein anderer britischer Kommandant, dass Napoleon seine Armee auf dem gegenüberliegenden Hügelkamm inspizierte. Wellington war zufällig zugegen, und der

Kommandant bat um Erlaubnis, einen Kanonenschuss abzugeben, um den Kaiser zu töten; er erhielt die harsche Antwort, dass Kommandanten von Armeen Besseres zu tun hätten, als sich gegenseitig zu beschießen. Die britisch-niederländischen Kanonen sollten den Hügelkamm verteidigen, nicht die feindlichen Stellungen angreifen, ganz zu schweigen davon, den Kaiser zu erschießen.

Napoleon setzte seine Kanonen also offensiv ein, und etwa gegen 13 Uhr befahl er der Grande Batterie, das Bombardement auf Wellingtons Stellungen zu eröffnen. Die Hälfte der Batterie bestand aus den großen 12-Pfünder-Kanonen, der Rest aus 8-Pfündern oder den 6-Zoll-Haubitzen. Mercer berichtete, von 4-Pfündern angegriffen worden zu sein, doch die Franzosen besaßen keine davon, daher waren diese Geschosse entweder 6-Pfünder, die kleinsten französischen Kaliber bei Waterloo, oder vielleicht die 5,5-Zoll-Haubitzen. Diese erwiesen sich an diesem Tag als besonders tödlich, weil mit ihnen über Hindernisse hinweg gefeuert werden konnte – in diesem Fall über den Hügelkamm, der den Großteil von Wellingtons Truppen schützte.

Die Grande Batterie stand rechts von Napoleons Stellung, direkt auf dem Abhang vor der britisch-niederländischen Armee. Ihr Ziel war die linke Seite von Wellingtons Hügelkuppe, von La Haie Sainte hinüber zu

der kleinen Festung von Papelotte, und ihre Aufgabe bestand darin, die Verteidiger mit Schrot und Granaten zu zermürben. In vielen Briefen und Tagebüchern berichten Soldaten von den Schrecken dieser Bombardements. Die Infanterie musste heftig unter dem schweren Beschuss gelitten haben, der auf ihre Reihen niederging, doch genau aus diesem Grund hatte Wellington versucht, seine Männer hinter der Hügelkuppe zu positionieren. Sie bot keinen vollkommenen Schutz, doch sie konnte die Schlagkraft der Grande Batterie abmildern.

Die Entfernung war gering, zwischen 600 und 800 Schritt, und die Kanonen waren riesig. Ein 12-Pfünder wog beinahe zwei Tonnen, und es waren fünfzehn Männer nötig, um das Monster nach jedem Schuss wegen des heftigen Rückstoßes erneut in Stellung zu bringen. Eine gut eingespielte Truppe konnte zwei Schuss pro Minute abgeben, auch wenn dies selten der Fall war und im Schlamm von Waterloo beinahe unmöglich. Mark Adkin geht in seinem unschätzbaren Buch *The Waterloo Companion* von etwa 400 Schrotladungen und Granaten aus, die die Grande Batterie in der halben Stunde vor dem Angriff der Infanterie auf den östlichen Teil von Wellingtons Hügelkamm abfeuerte. Das klingt nach einer erheblichen Menge Metall, doch das Zielgebiet war weitläufig und tief und größtenteils vor den Schützen verborgen. Der Gegenhang schützte die britisch-

niederländische Infanterie, doch der Schutz war nicht vollkommen. Lieutenant-Colonel Francis Home wurde – bevor man ihn ausschickte, um die Garnison von Hougoumont zu verstärken – rechts auf dem Hügelkamm positioniert, oberhalb des Châteaus, und andere französische Kanonen beschossen auch diesen Abschnitt von Wellingtons Reihen. Eine Weile richteten diese Geschosse nur wenig Schaden an, «weil sie nicht bis zu uns reichten», wie Home sagte, «sondern über uns hinwegflogen». Doch schließlich hatten die französischen Kanoniere die Flugkurve austariert, und die Geschosse schlugen zwischen den Rotröcken ein, denen man befohlen hatte, sich auf den Boden zu legen. Eine Kugel «zerriss» Lieutenant Simpson, «doch er blieb klar im Kopf und wusste, wie es um ihn stand. Das einzige, worum er bat, war, dass man ihn von seinem Leiden befreite, doch er lebte noch bis zum Abend.»

Hätte Wellington seine Soldaten nicht geschützt, sondern sie wie Blücher bei Ligny den französischen Kanonen ausgeliefert, wäre das Gemetzel grauenhaft gewesen. Doch die französischen Artilleristen konnten nur ungefähr schätzen, wo die Infanterie sich versteckte, und bombardierten den Hügelkamm in der Hoffnung, den Feind irgendwie zu treffen. «Die Kanoniere standen in Linie», schrieb ein französischer Offizier über die Grande Batterie,

bestückten die Kanonen, stopften sie und schwangen die schwerfälligen Zündfackeln hin und her, damit sie noch heftiger brannten … Hinter ihnen standen die Befehlshaber, fast sämtlich ältere Männer, und erteilten ihre Befehle wie auf einer Parade. Achtzig Kanonen feuerten gleichzeitig und verschluckten jedes andere Geräusch. Das ganze Tal füllte sich mit Rauch. Eine oder zwei Sekunden später hörte man wieder die klaren, ruhigen Stimmen der Befehlshaber: ‹Laden! Stopfen! Ausrichten! Feuer!› Dies dauerte ohne Pause eine halbe Stunde an. Wir konnten unsere Kameraden kaum erkennen, denn auf der anderen Seite des Tales hatten die Engländer ebenfalls das Feuer eröffnet. Wir hörten das Zischen ihrer Kanonenkugeln in der Luft, den dumpfen Aufprall, wenn sie auf dem Boden aufschlugen, und dieses andere Geräusch, wenn die Musketen wie Streichhölzer zerbarsten und die Männer zwanzig Schritt nach hinten geschleudert wurden und sich alle Knochen brachen.

Es war nicht einfach, sein Ziel zu treffen. Die Artillerie hatte keine gezogenen Läufe, sodass der Luftwiderstand jeden Schuss beeinflusste. Und dann war da noch der Qualm. An diesem Tag herrschte nur wenig Wind, sodass sich der Rauch lange in der feuchten Luft hielt, und nach dem ersten Schuss muss man daran zweifeln, dass die

französischen Schützen ihre Ziele überhaupt noch erkennen konnten. Doch sie kannten die Entfernung, und die Befehlshabenden überprüften die Neigung des Kanonenrohrs vor jedem Schuss. 1835 führten die Briten einen Test mit der Artillerie aus den Napoleonischen Kriegen durch und stellten fest, dass sie ihr Ziel bei einer Entfernung von 600 Schritt in beinahe neun von zehn Fällen traf. Je weiter sie jedoch entfernt stand, desto ungenauer traf sie. Die Testziele bestanden aus Pappzäunen, die die aufgereihte Infanterie simulieren sollten. Es war ein wohlwollender Test, und ein kleineres Ziel, wie eine einzelne Feldkanone, war deutlich schwieriger zu treffen. Wenn ein Schuss jedoch sein Ziel traf, dann konnte der Schaden entsetzlich sein. Bei Waterloo tötete oder verwundete eine französische 12-Pfünder-Kanone von vierdreiviertel Zoll Durchmesser sechsundzwanzig Männer auf einen Schlag. Zum Glück für die britisch-niederländischen Streitkräfte wurden die meisten Einschläge der Grande Batterie von Wellingtons Hügelkamm abgefangen.

Es befanden sich ungefähr 15000 britisch-niederländisch-deutsche Soldaten in dem Gebiet, das von der Grande Batterie beschossen wurde, doch sie waren beinahe alle hinter der Kuppe des Hügels verborgen. Die Franzosen wussten, dass sie da waren, auch wenn sie sie nicht sehen konnten. Sie konnten zwar ein paar Offiziere

und Plänkler vor den Bataillonen erkennen, und viele in Napoleons Armee kannten Wellingtons Gewohnheit, seine Männer außer Sicht zu positionieren; doch die wenigen Männer und die Artillerie, die auf dem vorderen Abhang positioniert waren, waren kleine und schwierige Ziele. Napoleons Artilleristen sollten die Reihen der Verteidiger schwächen, und dies war für die Kanonen eine praktisch unmögliche Aufgabe. Die Haubitzen, die ihre Granaten gleich hinter der Anhöhe fallen ließen, waren da schon gefährlicher.

Der Lärm war ohrenbetäubend. Achtzig Kanonen, die vielleicht sogar nur einmal pro Minute feuerten, hämmerten ihren Takt, und andere Geschütze neben der Grande Batterie schlossen sich dem Missklang an. Rauch verdichtete sich vor den geschwärzten Rohren, und die Druckwelle presste den Roggen vor den Kanonen wie große Fächer zu Boden. Ein Soldat beschrieb das Geräusch der fliegenden Schrotladungen wie ein schweres Bierfass, das über seinem Kopf über einen Holzfußboden gerollt wurde, und wirklich war der Krach so ohrenbetäubend, dass mancher meinte, über Belgien ginge ein großes Unwetter nieder.

Das Bombardement war, wie ein Offizier des 92nd sagte, «entsetzlich», doch es gab nur wenige Verluste. Die Infanterie lag oder saß auf dem Boden, und der dicke

Morast half auch. Haubitzengranaten bohrten sich in die Erde, welche die Explosion abschwächte, und ein Hannoveraner Offizier bemerkte, dass «die Anzahl der Verluste viel höher gewesen wäre, hätte der Regen nicht den Boden so aufgeweicht, dass die Kanonenkugeln einen Großteil ihrer tödlichen Macht verloren, die sie gehabt hätten, wenn sie von der harten Erde abgesprungen wären». Doch einige fanden ihr Ziel. Hauptmann Friedrich Weiz berichtete, dass die alliierte Artillerie schwer gelitten hätte:

Drei Kanonen einer gerade erst angekommenen Batterie wurden zerstört, bevor sie auch nur einen einzigen Schuss abgegeben hatten, und eine der Munitionskisten ging ausgerechnet dann in die Luft, als sie vor dem 1. Bataillon vorbeigefahren wurde. Dabei gerieten die Pferde in Panik und zerrten den Wagen direkt wieder auf den großen Artilleriepark, wo sie hergekommen waren. Eine Katastrophe konnte nur verhindert werden, weil einige Dragoner herbeiritten, neben den Pferden her galoppierten und diese niederstachen und zu Fall brachten.

Die Veteranen in den Reihen der Alliierten hatten solche Kanonaden bereits erlebt, allerdings selten mit solcher Heftigkeit. Doch die Soldaten, die noch keine

Kampferfahrung hatten, ließ der Lärm, der Rauch und das Geschrei der verwundeten Männer und Pferde nicht unberührt. Bylandts Brigade aus niederländischen und belgischen Bataillonen war besonders betroffen. Die meisten Geschichten um Waterloo berichten, sie sei aus Versehen auf dem vorderen Abhang abgestellt worden und hätte daher besonders hohe Verluste hinnehmen müssen, was sie schließlich zur Flucht veranlasste. Doch tatsächlich war sie von ihrer vorderen Position abgezogen worden und genau hinter dem Hügelkamm positioniert worden. Vor ihnen lag die Straße, die über dem Kamm verlief und von dichten Hecken eingerahmt wurde. Lieutenant Isaac Hope, der Offizier, der die Kanonade als «entsetzlich» beschrieben hatte, sagte, dass die Hecken Bylandts Männern «keinen Schutz vor dem feindlichen Feuer gaben, sie jedoch vor ihnen verbarg».

Vor der Straße, auf dem vorderen Abhang, standen die britischen Kanonen und waren der französischen Kanonade ausgeliefert. Es waren 34 Kanonen, die von etwa tausend Männern bedient wurden. Das klingt zunächst viel – doch zusätzlich zu den Männern, die die Kanonen luden, zündeten und wieder in Position brachten, wurden andere Männer benötigt, die die Munition aus den Kästen herbeiholen mussten, welche hinter den Kanonen standen. Diese Männer waren dem feindlichen Feuer ausgeliefert, doch sie setzten ihr eigenes Bombardement

fort, das nicht auf die rauchumwogte Grande Batterie gerichtet war, sondern auf d’Erlons Truppen, die sich dahinter zum Angriff sammelten. 18000 französische Infanteristen befanden sich auf dem gegenüberliegenden Kamm, und die niederländisch-britischen Kanonen schossen direkt in ihre dichten Reihen.

Die schwersten britischen Kanonen waren 9-Pfünder, doch sie wurden von 6-Pfündern und Haubitzen unterstützt. Die Briten setzten ihre Haubitzen oft als Kanonen ein und feuerten damit auf einer eher flachen Flugbahn, während die Franzosen ihre Rohre oft auf einen Winkel von 30 Grad brachten. Bei Waterloo wurden die britischen Haubitzen nicht dazu benötigt, Granaten über Hindernisse zu schießen, da die Franzosen nicht Wellingtons Gegenhangtaktik einsetzten, und so feuerten die Haubitzen direkt auf die Infanterie. Sie schossen eine Mischung aus Granaten, Schrot und Britanniens «Geheimwaffe», die Granatkartätsche oder Schrapnelle.

Die Franzosen wussten von der Schrapnelle, hatten sie jedoch nicht adaptieren können. Sie war die Erfindung von Henry Shrapnel, einem Offizier der Royal Artillery. Es handelte sich um ein Hohlgeschoss, das über dem Feind explodieren und Musketenkugeln auf ihn herabregnen lassen sollte. Wenn die Schrapnelle gut war, dann war sie überaus wirkungsvoll. Doch wenn sie schlecht war, wurde

es fürchterlich. 1813 tötete eine einzige Schrapnelle während des Spanischen Unabhängigkeitskrieges jeden Mann und jedes Pferd einer französischen Kanonentruppe. Manchmal war die Reibung zwischen den Musketenkugeln und dem Pulver im Hohlkörper so stark, dass die Kartätsche bereits im Kanonenrohr explodierte. Das Problem konnte über ein halbes Jahr lang nicht gelöst werden, doch zum Glück für die Kanoniere geschah solch ein Unfall nicht oft, und der Beschuss mit Schrapnellen war einigermaßen verlässlich. Er war jedoch nur effektiv, wenn der Kanonier die Lunte auf die richtige Länge kürzte – eine Technik, die auch für Granaten galt. Eine Granate war einfach nur eine runde Eisenkugel, die mit Schießpulver gefüllt und von einer Lunte entzündet wurde. Die Lunte war ein Stück Seil, das aus der Granate herausragte und vom Feuer der Kanone entzündet wurde. War die Lunte zu kurz geraten, explodierte die Granate mitten im Flug und richtete keinen Schaden an; war sie zu lang, landete die Granate noch mit brennender Lunte, die ein tapferer Mann austreten konnte. Auf die richtige Länge gekürzt – und diese Länge hing von der Entfernung zwischen Kanone und Feind ab –, explodierte die Granate und verteilte ihren Inhalt in einem Umkreis von zwanzig Schritt. Alle Kanoniere bei Waterloo waren Experten im Luntenschneiden, doch viele Männer auf beiden Seiten berichteten, dass die Geschosse wegen des Morastes

weniger effektiv waren. Major Jean-Baptiste Lemonnier-Delafosse, ein Stabsoffizier, befand sich auf der französischen linken Flanke, ein gutes Stück von der Stelle entfernt, wo die Grande Batterie auf den britischen Hügelkamm feuerte. Er beobachtete den Kampf bei Hougoumont, und direkt hinter ihm stand eine Brigade von Carabiniers, schwere Kavallerie, die genau wie die Kürassiere Brustplatten trugen sowie Stiefel, deren Schäfte ihnen bis zum Oberschenkel reichten. Der Hügel, auf dem Lemonnier-Delafosse positioniert war, stand unter Beschuss der britisch-niederländischen Kanonen oberhalb von Hougoumont, und viele der Kugeln landeten zwischen der Kavallerie. «Um ihrer Reichweite zu entgehen», erinnert sich Lemonnier-Delafosse,

wich diese Brigade nach links aus, worüber Général Foy lachte. «Ha! Die Langschäfte schätzen wohl keine Gewalt!» Wir blieben dagegen standhaft und ließen den Kugelhagel über uns ergehen. Sie bespritzten uns mit Schlamm, und der durchweichte Boden sah aus wie ein Feld, das von Karrenrädern durchpflügt worden war, so deutlich zeichnete sich der Weg der Kugeln darin ab. Das war gut für uns, denn viele der Projektile gruben sich ein oder wurden vom matschigen Boden gedämpft.

Die Kanonade über Hougoumont macht deutlich, dass die Schlacht bei Waterloo keine Abfolge von voneinander getrennten Ereignissen war, die wie Teile eines Schauspiels aufeinander folgten. So wird die Schlacht oft beschrieben: Der Angriff auf Hougoumont ist der 1. Akt, der Angriff von d’Erlons Truppen der 2. Akt, aber natürlich überschnitten sich diese Ereignisse. Während d’Erlons Truppen Wellingtons linke Flanke bedrohen, gibt es auf Wellingtons rechter Flanke ebenfalls Rauch, Kanonenfeuer und Tod. Von allen Seiten stürmt es auf den Duke ein. Er kann wegen des Rauchs nur wenig sehen; und fast nichts ist von dem zu erkennen, was in Hougoumont passiert, weil das Gehöft von seiner Position auf dem Hügelkamm von einer Erhebung verdeckt wird. Französische Schrotladungen und Granaten fliegen um ihn herum, und der Krach dröhnt in seinen Ohren; doch nicht nur der Lärm der Kanonen und explodierenden Granaten, sondern auch die Schreie der Verwundeten, die Trommeln auf dem gegenüberliegenden Hügelkamm und auf beiden Kuppen die spielenden Regimentskapellen. Ein Offizier berichtete, die Luft sei von den Geschossen in «Wellen» geraten, und bereits jetzt erhitzt sie sich von den Feuern der großen Kanonen. Schon bald wird es sich so anfühlen, als spaziere man in einem Ofen herum. Das große Talent des Duke besteht darin, in solch einem Tumult die Ruhe zu bewahren, das Ungefährliche herauszufiltern und sich auf das Notwendige

zu konzentrieren. Er weiß, dass seiner linken Flanke ein großer Angriff bevorsteht, und er ist diesen Abschnitt des Hügelkamms entlanggeritten, um die Soldaten zu inspizieren, die gleich angegriffen werden; er ist sicher, dass General Picton, der diesen Flügel befehligt, mit der Bedrohung wird umgehen können. Er kennt und vertraut Picton ebenso wie er Macdonell in Hougoumont vertraut. Er beobachtet den gegenüberliegenden Hügelkamm mit seinem Fernrohr und versucht, Napoleons Absichten zu erkennen, doch er richtet das Fernrohr auch nach Osten.

Und das tut auch Napoleon, denn beide Männer warten auf Verstärkung. Wellington weiß, dass er Blüchers Soldaten braucht. Ohne das Versprechen der Preußen, ihm zu Hilfe zu kommen, hätte er seine Stellung auf Mont-Saint-Jeans niedrigem Kamm niemals halten können. Und Napoleon wartet auf Grouchys Truppen, diese 33000 Männer mit ihren 96 Kanonen, die ihm eine überwältigende Überlegenheit garantieren und ihn damit zum Sieg über den Mann führen sollen, der den impertinenten Titel «Bezwinger des Weltbezwingers» trägt.

Und weit drüben im Osten, von wo Hilfe für die eine oder andere Seite eintreffen soll, kommen Truppen in Sicht.

Diese Soldaten sind noch knapp zehn Kilometer entfernt, und der Himmel ist bedeckt, zeitweilig regnet es. Der Duke of Wellington schätzt, dass er seinen Mantel schon fünfzigmal angezogen und wieder abgelegt hat, so oft sind Regenschauer über das Schlachtfeld gezogen. Selbst an einem klaren Tag wäre es schwierig, die Soldaten zu identifizieren, doch an diesem regnerischen, rauchverhangenen Tag war es unmöglich. Man sah nichts als Reiter in dunklen Uniformen, die aus einem Wald kamen. Doch Napoleon wusste bereits, wer sie waren.

Es waren Preußen, die Vorhut von Bülows Truppen, und Napoleon wusste es deshalb, weil eine seiner Kavallerie-Patrouillen einen preußischen Offizier gefangen genommen hatte, der eine Nachricht an Wellington überbringen sollte. Der Kurier wurde vor Napoleon geführt, und er sagte dem Kaiser, dass die preußische Armee eine ungestörte Nacht in Wavre verbracht hatte, wo sie keinem französischen Soldaten begegnet war. «Wir nehmen an, dass sie nach Plancenoit marschiert sind», sagte der Kurier, was bedeutete, dass die Preußen glaubten, dass Grouchy sich, anstatt sie zu verfolgen, wieder Napoleon angeschlossen hätte. Plancenoit war das große Dorf hinter Napoleons rechtem Flügel.

Napoleon hatte längst bemerkt, dass Grouchy nichts davon getan hatte. Grouchy hatte früh am Morgen eine

Nachricht geschickt, und diese war beinahe ebenso verwirrend wie die Befehle, die Napoleon Grouchy gegeben hatte:

Sire, alle Berichte und Informationen bestätigen, dass der Feind sich nach Brüssel zurückzieht, entweder um sich dort zu sammeln, oder um zu kämpfen, nachdem er sich mit Wellington vereint hat … Glücklicherweise war das Wetter in dieser Nacht so schlimm, dass sie nicht weit gekommen sein können … Ich werde mich nun umgehend auf den Weg nach Sart-Lez-Walhain machen, von wo ich nach Corbais und Wavre ziehen will.

Mit anderen Worten: Grouchy hatte keine Ahnung, wo die Preußen waren oder was sie taten, und er bewegte sich unter dem Eindruck nach Norden, dass die Preußen von Wavre nach Brüssel marschierten. Mit Sicherheit war er nicht in der Lage, einen Marsch Blüchers auf Mont-Saint-Jean aufzuhalten. Napoleon musste das gewusst haben. Die Preußen kamen Wellington zu Hilfe, sie waren in Sicht, und Grouchy zog immer noch nach Wavre. Doch die Antwort des Kaisers an Grouchy, die er Maréchal Soult diktierte, war erstaunlich selbstzufrieden:

Ihre Bewegung von Corbais nach Wavre stimmt mit den Plänen Seiner Majestät überein. Trotzdem bittet mich der Kaiser, Ihnen zu sagen, dass Sie sich unseren Linien nähern müssen, bevor sich ein anderes Korps zwischen uns stellt. Ich nenne Ihnen keine bestimmte Richtung.

Erneut ist die Bedeutung bestenfalls unklar. Der Kaiser lobt Grouchy, dass er seine Truppen in Richtung Norden nach Wavre führt, doch gleichzeitig schlägt er ihm vor, nach Westen zu ziehen, um zu verhindern, dass Blüchers Männer zu Wellington gelangen. Doch bevor die Nachricht losgeschickt wird, fügt Maréchal Soult noch ein dringendes und verständlicheres PS hinzu:

Ein Brief, der eben abgefangen wurde, sagt uns, dass General Bülow uns auf der rechten Flanke angreifen wird. Wir glauben, wir können das Korps bereits sehen … Also verlieren Sie keine Minute, um zu uns zu kommen, und zermalmen Sie Bülow, den Sie am Angriff hindern werden.

«Verlieren Sie keine Minute, um zu uns zu kommen». Das ist klar und deutlich ein Befehl, dass Grouchy sich beeilen soll, in Richtung Westen auf den Kaiser zuzueilen und die Preußen dabei anzugreifen, während sie den rechten Flügel Napoleons bedrängen. Doch diese Meldung

erreichte Grouchy erst spät am Nachmittag, als er schon gegen die Nachhut kämpfte, die Blücher in Wavre hinterlassen hatte. Grouchys 33000 Männer und ihre 96 Kanonen errangen einen Sieg, doch dieser hatte keine Bedeutung, denn die wirkliche und entscheidende Schlacht fand im Westen statt.

Grouchy wird Napoleon also keine Hilfe sein. Es ist nicht klar, wann der Kaiser erkennt, dass diese 33000 Männer nicht zu seiner Unterstützung kommen würden, doch spätestens um 13 Uhr musste es ihm klar sein. Die Preußen sind in Sicht, und Grouchy nicht. Napoleon sieht sich nun in einem Dilemma. Er hat Wellingtons Armee vor sich, doch er muss gewusst haben, dass eine schwere Streitmacht aus Preußen sich von rechts nähert. Er ist zahlenmäßig vollkommen unterlegen, und doch besteht er immer noch darauf, dass er die Schlacht gewinnen kann. «Heute Morgen stand es noch neunzig zu zehn, dass wir gewinnen», erklärte der Kaiser Soult, «und jetzt steht es immer noch sechzig zu vierzig.» Ein vernünftigerer General hätte vielleicht darüber nachgedacht, sich nach Süden zu wenden und nach einer Gelegenheit zu suchen, die Verbündeten voneinander zu trennen, doch Napoleon glaubte den Sieg bereits in der Tasche: Alles, was er tun musste, war, Wellingtons Linie auseinanderzusprengen, die Britisch-Niederländer in die Flucht zu schlagen und sich dann dem neuen Feind zuzuwenden. Blüchers Männer

waren noch weit weg, die Vorhut in etwa zehn Kilometern Entfernung, doch der Rest musste in langen Kolonnen über schmale Wege marschieren. Es würde noch dauern, bis sich die Soldaten zum Kampf formiert hatten. Der Kaiser glaubte, er hätte genügend Zeit, doch er schickte trotzdem 3500 Kavalleristen, 7000 Infanteristen und 28 Kanonen, um eine neue Linie nach Osten auszurichten, die seine rechte Flanke gegen jeden preußischen Angriff schützen soll. Der Kampf hat kaum begonnen, und es ist Napoleons Plan, die Briten direkt von vorn anzugreifen. Doch schon jetzt sind 9000 Männer in den Kampf um Hougoumont verwickelt, und nun werden weitere Männer zur gegenüberliegenden Flanke geschickt. Der Kaiser hatte gehofft, Wellington dazu zu zwingen, Verstärkung nach Hougoumont zu schicken und damit das Zentrum seiner Linie zu schwächen, doch stattdessen sind es die Franzosen, die ihre Reserven zur Verstärkung ihrer Flanken einsetzen.

Doch selbst am frühen Nachmittag glaubt Napoleon immer noch, dass er Wellingtons Armee schlagen kann, bevor die Preußen eintreffen, und die ausführenden Werkzeuge sollen die vier Angriffskolonnen von d’Erlons Korps sein.

Die Kanonen der Grande Batterie stellen das Feuer ein, denn 18000 Infanteristen rücken jetzt durch die

Schusslinie vor. Die Kanonen werden erst wieder anfangen zu feuern, wenn diese Infanteristen im Tal sind und man über ihre Köpfe hinwegschießen kann, doch das wird noch etwas dauern, denn die Bataillone müssen erst mühsam durch die Geschütze hindurch und sich dahinter zu Angriffskolonnen formieren. Feldwebel schreien Befehle, Offiziere überprüfen die Linien, die britisch-niederländischen Schrotladungen zischen durch die Reihen, und die Granaten explodieren in Flammen und Fetzen von Metall.

Dann sind sie bereit. Die Trommeln beginnen wieder zu schlagen, sie trommeln den *pas de charge*, die Adler fliegen hell über der Trikolore, die Kanonen der Grande Batterie machen sich erneut feuerbereit, und die vier mächtigen Kolonnen marschieren zum Angriff.



«Blick von Mont-Saint-Jean auf die Schlacht von Waterloo», 1816. Das Dröhnen von Napoleons Kanonen durchschlug die Luft über den Feldern von Mont-Saint-Jean.



Die Aquatinta von 1817, «skizziert unter der Aufsicht von Offizieren, die bei diesem denkwürdigen Konflikt anwesend waren», vermittelt die Intensität der Schlacht.



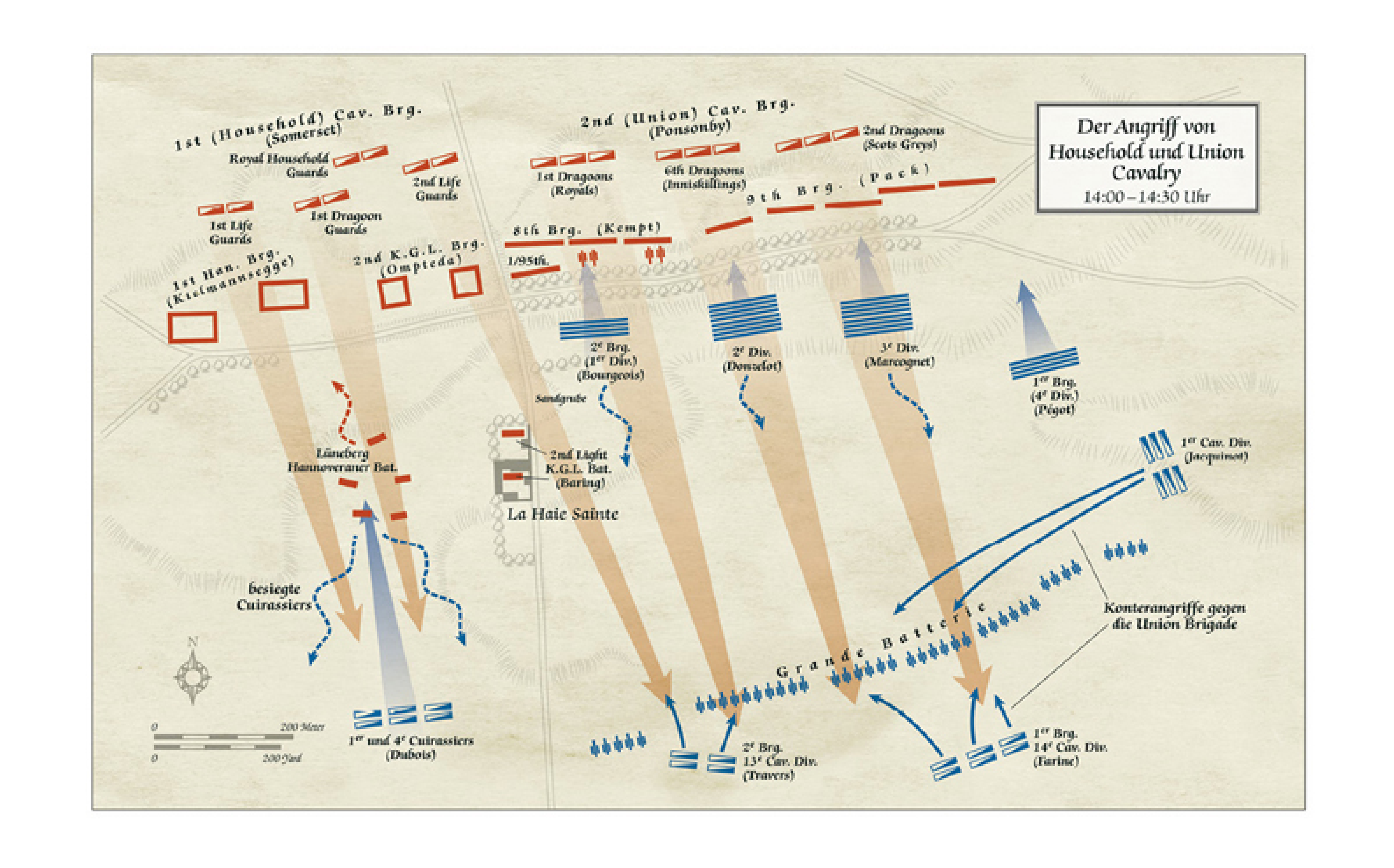
«Porträt von Jean-Baptiste Drouet, Comte d’Erlon, Maréchal von Frankreich», von Ary Scheffer. d’Erlons zahlenmäßig überlegene und erstklassige Soldaten schlugen Wellingtons Armee um Haaresbreite.

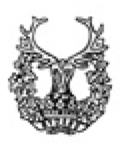


Porträt von Jérôme Bonaparte von François Josèphe Kinson. Jérôme wollte zeigen, dass er nicht niederträchtig, dumm und feige war, also befahl er den Angriff auf Hougoumont, das er unbedingt einnehmen wollte.



«Die Schlacht von Waterloo», von Denis Dighton. Französische Husaren und polnische Ulanen kämpfen gegen die britische Infanterie.


Der Angriff von Household und Union Cavalry
14:00–14:30 Uhr
1st (Household) Cav. Brg.
(Somerset)
Royal Household Guards
2nd Life Guards
1st Life Guards
1st Dragoon Guards
1st Han. Brg.
(Kielmannsegge)
2nd K.G.L. Brg.
(Ompteda)
2nd (Union) Cav. Brg.
(Ponsonby)
1st Dragoons
(Royals)
6th Dragoons
(Inniskillings)
2nd Dragoons
(Scots Greys)
8th Brg. (Kempt)
9th Brg. (Pack)
1/95th.
2e Brg.
(1er Div.)
(Bourgeois)
2e Div.
(Donzelot)
3e Div.
(Marcognet)
1er Brg.
(4e Div.)
(Pégot)
Sandgrube
Lüneberg
Hannoveraner Bat.
2nd Light
K.G.L. Bat.
(Baring)
La Haie Sainte
1er Cav. Div.
(Jacquinot)
Konterangriffe gegen
die Union Brigade
Grande Batterie
besiegte
Cuirassiers
N
0
200 Meter
0
200 Yard
1er und 4e Cuirassiers
(Dubois)
2e Brg.
13e Cav. Div.
(Travers)
1er Brg.
14e Cav. Div.
(Farine)



Général Jean-Baptiste Drouet, Comte d’Erlon, hatte etwas zu beweisen. Seine Eskapaden vom 16. Juni, als er sein 1er Corps von einem Schlachtfeld zum anderen getrieben hatte, ohne den Feind auf einem der beiden in einen Kampf zu verwickeln, hatten Napoleon wütend gemacht. Doch alles würde vergeben und vergessen sein, wenn er nun durch Wellingtons Linie brach. Und mit etwas Glück richtete sich sein großer Angriff gegen die schwächere Hälfte der Stellungen des Duke.

Wellingtons Sorge um seine rechte Flanke hatte ihn dazu verleitet, diesen Flügel doppelt so stark zu besetzen wie die östliche Seite, und so befanden sich seine stärksten Truppen und die meisten seiner Kanonen westlich der großen Straße nach Brüssel – und nun griffen d’Erlons Truppen die östliche Seite an. 18000 Infanteristen marschierten in vier Kolonnen, und erneut soll hier daran

erinnert werden, dass «Kolonne» ein missverständlicher Ausdruck ist. Er erweckt das Bild einer langgestreckten Formation, die wie ein Speer auf die feindlichen Linien zielt, während die Kolonne tatsächlich eher einem Ziegelstein gleicht, der sich seitwärts bewegt. D’Erlons Angriff bestand aus vier solcher Ziegelsteine, jeder einzelne eine Division aus französischer Infanterie. Sie rückten nicht gemeinsam vor, sondern gestaffelt, und Général Quiots 1er Division marschierte an der linken Seite voran.

Quiots Männer marschierten dicht an der Straße – einige rückten sogar über sie vor, und diese würden die Garnison der King’s German Legion in La Haie Sainte sowie den Hügelkamm dahinter attackieren. Sie wurden von 800 Kürassieren geschützt, schwerer Kavallerie, die an ihrer linken Flanke ritt. Quiots Division sollte als erste auf Wellingtons Linie stoßen, dicht gefolgt von der 2e, 3e und 4e Division. Die 2e befand sich gleich zu Quiots Rechten, und so ging es weiter bis zur 4e Division, die das östliche Ende des Kammes angreifen sollte, während sich einige Männer das Gehöft von Papelotte vornahmen. Auf diese Weise deckte der Angriff die gesamte östliche Linie Wellingtons von La Haie Sainte nach Papelotte ab. Weitere Kavallerie ritt an der äußersten Flanke der 4e Division.

Insgesamt marschierten dreiunddreißig französische Bataillone durch das Tal; erwartet wurden sie von siebzehn alliierten Bataillonen: fünf aus der niederländischen Armee, vier Hannoveraner und – von entscheidender Bedeutung – acht erfahrene britische Bataillone. Die Statistik verleitet zu falschen Schlüssen, denn die französischen Bataillone waren normalerweise kleiner als die der Briten, etwa 550 Männer gegenüber 650; dennoch waren die Franzosen in der Überzahl. Vier der angreifenden Bataillone wurden zu unterschiedlichen Kämpfen an den Flanken herangezogen – entweder um La Haie Sainte oder Papelotte anzugreifen –, doch die große Mehrheit von d'Erlons Truppen bewegte sich auf die kahle Hügelkuppe zu, die sich gut einen Kilometer zwischen diesen beiden behelfsmäßigen Festungen erstreckte.

Der Hügel sah zumindest kahl aus. Natürlich standen dort die alliierten Kanonen auf dem vorderen Abhang, doch hinter diesen Kanonen konnte die angreifende Infanterie nichts als Hecken erkennen, die über den Hügelkamm verliefen. Die Hecken waren kein großes Hindernis. Hauptmann von Rettberg, einer der Artilleristen aus der King's German Legion, erinnerte sich, dass die Hecken bereits teilweise heruntergeschnitten worden waren, um den Kanonen und Soldaten das Durchkommen zu erleichtern. Zwischen den Hecken befand sich die eingesunkene Straße, dann der sanft

abfallende Gegenhang, wo die meisten der Verteidiger warteten – entweder flach auf dem Boden liegend oder sitzend, um den Schrotladungen auszuweichen, die über den Hügelkamm flogen.

Normalerweise bestand ein französisches Bataillon in einer Kolonne aus zwei Kompanien in der Breite und neun Reihen in der Tiefe, was bedeutete, dass sich in jeder Reihe etwa sechzig Männer befanden. Doch für diesen Angriff befahl d’Erlon seinen vier Divisionen, eine ungewöhnliche Formation einzunehmen. Jedes Bataillon sollte sich zur Linie formieren, wie bei den Franzosen üblich aus drei Reihen bestehend, und dann stellten sich die Bataillone hintereinander auf, sodass jede Kolonne sich zu einem gigantischen Rechteck formierte. Général Marcognets 3e Division hatte damit acht Bataillone in 24 Reihen aufgestellt, drei Reihen für jedes Bataillon. Die Division zog mit etwa 4000 Männern in die Schlacht, also bestand jede der 24 Reihen aus etwa 160 Soldaten. Tatsächlich waren die Reihen etwas kürzer, denn die acht Bataillone schickten ihre Plänkler aus, damit sie vor den Kolonnen auskundschafteten. Doch diese leichten Truppen sollten sich wieder in ihre Bataillone einreihen, wenn es auf dem Hügelkamm zum Feindkontakt kam.

Vierundzwanzig Reihen mit je 150 bis 160 Männern bildeten also jeweils eine massive Kolonne. Solch eine

Formation war ungewöhnlich, aber nicht neu. Warum entschied sich d’Erlon für diese Variante? Wie viele andere französische Offiziere in Waterloo war er der britischen Infanterie bei den Spanischen Unabhängigkeitskriegen begegnet, und er wusste, dass die zweireihigen britischen Linien den Rotröcken eine breite Front erlauben würden, in denen jede einzelne Muskete gegen die Spitze der Kolonnen gerichtet werden konnte, welche wiederum das Feuer nur eingeschränkt erwidern konnte, da sich die meisten Männer tief innerhalb der Formation befanden und daher nicht schießen konnten.

Was sollte also eine Kolonne gegen eine solche Front ausrichten können? Vielleicht hoffte d’Erlon, dass die Linie bereits von Artillerie und Plänklern geschwächt war, doch die Gegenhangtaktik hatte die Wirksamkeit der Artillerie stark beschnitten, und die französischen Plänkler mussten sich mit den britisch-niederländischen Plänklern auseinandersetzen; d’Erlon musste also gewusst haben, dass seine Männer den tödlichen britischen Linien gegenübertreten würden. Die Antwort auf dieses Problem war, Linie und Kolonne zu kombinieren. Das jeweils anführende Bataillon der Kolonnen war bereits in einer dreireihigen Linie ausgerichtet. Jeder Mann in dieser Linie konnte seine Muskete einsetzen, während die folgenden Bataillone wie Schiebetüren zur Seite marschieren konnten, um die Linie nach links und rechts zu erweitern.

Die französische Doktrin schrieb vor, dass sich eine Kolonne immer im Moment des Angriffs zur Linie formieren sollte, doch dies bedeutete einen Moment der Schwäche, besonders wenn sie sich disziplinierten Truppen in breiterer Aufstellung gegenübersah, die von ihren Flanken aus nach innen feuern konnten. D’Erlons ungewöhnliche Formation schien eine Lösung für dieses Problem zu sein. Das anführende Bataillon brauchte sich nicht zu formieren, sondern konnte seine Salven ungehindert abfeuern, um die nachfolgenden Bataillone zu schützen, während diese seitwärts ausschwärmten.

Doch bevor diese Theorie in die Praxis umgesetzt werden konnte, mussten sie erst einmal den Kamm des britischen Hügels erreichen, und dafür mussten sie das breite Tal durchqueren, das unter Beschuss der alliierten Artillerie stand. Den britischen und niederländischen Kanonen auf dem vorderen Abhang bot sich ein leichtes Ziel, und ihre Schrotladungen schlugen durch die französischen Reihen, Schrapnelle explodierten über ihren Köpfen, und während die Franzosen weiter vorwärtsstolperten, trafen sie die Büchsenkartätschen.

Die Büchsenkartätsche war die effektivste Waffe gegen Infanterie, die den napoleonischen Armeen zur Verfügung stand. Sie war simpel und grausam und bestand einfach aus einer Blechbüchse, welche mit Musketenkugeln gefüllt

war. Es gab zwei Arten – leichte und schwere –, und der Unterschied lag schlicht im Gewicht der Kugeln. Wenn eine Salve Büchsenkartätschen abgefeuert wurde, dann brachen die Büchsen an der Mündung des Kanonenrohres entzwei, und die Musketenkugeln flogen in alle Richtungen, sodass sich die Kanone in eine riesige Schrotflinte verwandelte. Oft beluden Kanoniere ihre Waffen doppelt und schossen Büchsenkartätschen und Schrot gemeinsam ab. Die Kartätschen waren nur für kurze Entfernungen geeignet und über 600 Schritt nutzlos, weshalb die Briten sie normalerweise erst dann einsetzten, wenn sich die Entfernung zum Feind auf 350 Schritt verringert hatte. In dieser Entfernung streuten die Kugeln über etwa 30 Meter. Gegen dichte Formationen konnten die Büchsenkartätschen also eine fürchterliche Waffe sein. D’Erlons Truppen hatten Glück, dass nur 36 Kanonen auf sie gerichtet waren, und einige davon waren bereits unschädlich gemacht worden; doch die, die noch funktionierten, richteten große Verluste unter den Franzosen an. Hauptmann von Rettberg, der Offizier aus der King’s German Legion, sah, wie seine 9-Pfünder große Lücken in die vorderste französische Kolonne riss. Diese Kolonne befand sich zu seiner Rechten, und er feuerte über die riesige Formation hinweg. Als die Reihen von Schrot und Büchsenkartätschen niedergemäht wurden, verloren die Franzosen ihren Zusammenhalt. Doch es

waren zu wenige Kanonen, um die großen Kolonnen wirklich aufzuhalten. Nach einer groben Schätzung konnten die alliierten Kanonen etwa 600 Salven aus Schrot, Granaten, Schrapnellen oder Büchsenkartätschen auf die heranrückenden Franzosen abschießen.

Capitaine Pierre-Charles Duthilt war Offizier im 45e Regiment, das die zweifelhafte Ehre hatte, das erste Bataillon in Général Marcognets Kolonne zu sein – der dritten Kolonne, die sich über das Feld bewegte. «Dann waren wir an der Reihe», schrieb er,

und der Befehl zum Angriff wurde mit einem lauten Vive l'Empereur! beantwortet. Die vier Kolonnen zogen den Hügel hinab … die Waffen im Anschlag. Wir wollten gerade den gegenüberliegenden Abhang hinaufsteigen, wo die Engländer den Kamm hielten und von wo aus ihre Kanonen uns beschossen. Die Entfernung war nicht groß, und normalerweise hätte man nicht länger als fünf oder sechs Minuten gebraucht, um die Strecke zurückzulegen, doch die weiche, regendurchnässte Erde und der hohe Roggen verlangsamten unser Fortkommen erheblich. In der Folge hatten die englischen Kanoniere reichlich Zeit, uns zu vernichten.

Louis Canler, der junge Rekrut, dessen Frühstück mit Schießpulver gewürzt worden war, befand sich im 28. Linienregiment der 1[er] Division, die der Straße am nächsten war. Er sah, wie d’Erlon selbst in der Mitte der Kolonnen Position bezog, und hörte den General rufen: «Heute müsst ihr siegen oder sterben!»

Der Ruf Vive l’Empereur erschall nach dieser kurzen Ansprache aus jedem Mund, und als die Trommler zum Angriff schlugen, rückten die Kolonnen vor … In diesem Moment dezimierten die feindlichen Batterien, die bisher nur Kanonenkugeln und Granaten geschossen hatten, unsere Kolonnen mit Büchsenkartätschen. Wir waren kaum hundert Schritt gegangen, als der Kommandant unseres zweiten Bataillons, Marins, tödlich verwundet wurde. Der Hauptmann meiner Kompanie, Duzer, wurde von zwei Kugeln getroffen. Adjutant Hubaut und der Fähnrich Crosse wurden getötet … bei der zweiten Salve der englischen Kanonen verlor der Trommler der Grenadiere, Lecointre, seinen rechten Arm.

Lecointre schlug mit seiner linken Hand weiter, bis er wegen des Blutverlustes zusammenbrach, doch er überlebte die Schlacht. Wie alle französischen Trommler schlug er den *pas de charge*, den Rhythmus, der die

französischen Angriffe stets untermalte. Ein junger britischer Offizier erinnerte den Rhythmus als «Da rumm dumm, da rumm dumm, da rummadumm dummadumm, dumm, dumm», gefolgt von einer Pause, in der die Truppen «Vive l'Empereur!» schrien. Captain Jonny Kincaid, der mit seinen Schützen in der Sandgrube bei La Haie Sainte wartete, erinnerte sich an das Schlagen dieser unheimlichen Trommeln, die vom Schall der Trompeten unterstützt und von den Rufen «Vive l'Empereur!» unterbrochen wurden. Über allem lag das ohrenbetäubende Dröhnen der Kanonen. Dies war der Lärm der Schlacht. Es war, als hofften die Franzosen, so Kincaid, «uns allein durch Lärm vom Feld zu scheuchen».

Die französischen Offiziere, berichtet Canler, schrien immer wieder: «Schließt die Reihen!»

Der dritte Beschuss ließ die Front unseres Bataillons auf die Größe einer Kompanie schrumpfen. Der schreckliche Befehl ‹Schließt die Reihen!› war wieder zu hören. Dieser Befehl erfüllte unsere Herzen jedoch nicht mit Furcht oder Verzweiflung, sondern hatte genau den gegenteiligen Effekt. Er stachelte unseren Mut nur noch an und regte in uns nicht nur den Wunsch zu siegen, sondern auch, unsere unglücklichen Kameraden zu rächen, die vor uns fielen.

Canler schätzte, dass die Kolonnen zwanzig Minuten brauchten, um das nasse, mit Roggen bestandene Terrain zu durchqueren – eine Strecke, für die man laut Capitaine Duthilt nur fünf oder sechs Minuten gebraucht hätte. Doch so langsam der Vormarsch war, hatte Duthilt immer noch den Eindruck, dass die Franzosen sich zu sehr beeilten und Undiszipliniertheit riskierten, so fieberhaft schritten sie voran:

Die Hast und die Begeisterung wurde gefährlich, denn die Soldaten hatten immer noch einen langen Marsch vor sich, bevor sie auf den Feind treffen würden, und schon bald waren sie ermüdet von dem Marsch über die schwere, aufgewühlte Erde, die den Männern die Gamaschen und sogar die Stiefel auszog. Schon bald herrschte Durcheinander in den Reihen, besonders als der Kopf der Kolonne in Reichweite des feindlichen Feuers geriet.

Es dauerte fünfzehn oder zwanzig Minuten, das Tal zu durchqueren, und die ganze Zeit über wurden die Kolonnen von Schrot, Granaten und Büchsenkartätschen beschossen, und doch marschierten sie immer weiter, jetzt bergan, auch wenn es ein sanfter Anstieg war. Vor den Kolonnen beschossen sich bereits die Plänkler, doch als sich die riesigen Kolonnen dem Hügelkamm näherten, fielen die

französischen Plänkler zurück und reihten sich in ihre Bataillone ein. Sie hatten die alliierten Plänkler zwar zurückgetrieben, doch sie hatten den Hügelkamm nicht überquert, um auf die dahinterliegenden Truppen zu schießen. Das war die Aufgabe der großen Kolonnen.

Die alliierten Kanoniere feuerten eine letzte Salve mit Büchsenkartätschen ab und rissen blutige Löcher in die herannahenden Reihen. Dann gaben sie ihre Geschütze auf und liefen zurück hinter den schützenden Hügelkamm zur Infanterie. Ein britischer Kanonier geriet in Panik und hämmerte einen Eisennagel ins Zündloch seiner Kanone, aus Angst, dass der Feind sie benutzen würde.

Die alliierten Geschütze schweigen nun, und auch die französischen Kanonen feuern nicht mehr, weil sie fürchten müssten, die eigene Infanterie zu treffen, die jetzt fast die Kuppe erreicht hat. Links ist es den französischen Truppen gelungen, die Schützen der King’s German Legion aus dem Obstgarten von La Haie Sainte und in die Gebäude hinein zu treiben, wo ein Kampf wie der in Hougoumont aufflammt. La Haie Sainte ist zwar von einer hohen Steinmauer umgeben, die aber nur wenige Schießscharten hat. Doch die deutsche Garnison hält einen zahlenmäßig deutlich überlegenen Feind in Schach. Der Schlanke Billy, Prinz von Oranien, sieht das Gehöft bedroht und sendet ein Hannoveraner Bataillon zur Hilfe aus, und

ebenso wie in Quatre-Bras besteht er darauf, dass das Bataillon sich in Linie formiert. Das Bataillon nähert sich von rechts auf der Hauptstraße, genau auf der gegenüberliegenden Seite, von wo die Kolonnen sich dem Hügelkamm nähern, doch diese Flanke der Franzosen wird von 800 Kürassieren gedeckt. Die Hannoveraner sehen die Kavallerie zu spät und werden aufgerieben.

Doch der Kampf bei La Haie Sainte ist nicht die entscheidende Schlacht. Die Deutschen werden belagert, doch die Franzosen draußen haben nicht die Absicht, über die Mauern zu klettern oder die Tore zu bezwingen. Die Scheunentore fehlen zwar, doch die Legion hat den Eingang verbarrikadiert und hält die Franzosen in Schach. Auf der anderen Flanke werden die Verteidiger von Papelotte durch die schiere zahlenmäßige Übermacht der Franzosen vertrieben, doch auch dies ist nicht entscheidend. Um den Sieg davonzutragen, müssen die Kolonnen den Hügel erreichen und die Linie des Duke durchbrechen.

Die Kanonen der Grande Batterie haben das Feuer eingestellt, und ihre riesigen Rauchwolken ziehen langsam ostwärts, sodass sich der Blick über das Tal aufklärt. Und die Franzosen sehen den Sieg. Sie sehen die Menge der blauen Uniformen den Hügelkamm erreichen. Hinter ihnen liegen breite Schneisen von blutdurchtränktem

Roggen und zahllosen Körpern – viele davon tot, viele verkrüppelt, viele, die zu den schweigenden Kanonen zurückkriechen –, doch auf dem britischen Hügelkamm fliegen die Adler hoch. Ein französischer Stabsoffizier sieht zu Napoleon hinüber, um seine Reaktion abzulesen. «Befriedigung stand in seinem Gesicht, alles verlief nach Plan, und es gibt keinen Zweifel, dass er die Schlacht in diesem Moment gewonnen glaubte.» Maréchal Soult glaubte es ebenfalls, und während er die Geschehnisse auf der anderen Seite des Tals beobachtete, fand er sogar noch die Zeit, einen schnellen Brief an einen Freund in Paris zu verfassen, in dem er schrieb, dass die Schlacht hervorragend verlief und auf den Sieg hoffen ließ.

Doch Soult hatte schon einmal gegen den Duke of Wellington gekämpft und hätte es besser wissen müssen.

Der junge Louis Canler überstand den Marsch durch das Tal. Er hatte Männer fallen sehen, doch er war unverletzt. Der Anstieg zum Hügelkamm war schwierig, weil die Erde so aufgeweicht war und der plattgetrampelte Roggen so glitschig, und als er sich der Hecke näherte, die den Kamm markierte, riss ein Riemen seiner rechten Gamasche. Die Gamaschen dienten dazu, die Stiefel am Fuß festzuhalten, und nun rutschte sein rechter Fuß aus seinem Stiefel. Er bückte sich, um ihn aus dem Matsch zu ziehen, und in

diesem Moment schlug eine Musketenkugel durch sein Tschako und hinterließ ein Loch in der Metallplakette, auf der die Nummer seines Regiments eingestempelt war. Die Kugel streifte seinen Schädel und riss die Rückseite des Tschakos heraus. Wäre der Stiefel nicht im Matsch steckengeblieben, hätte es ihn erwischt.

Die Musketenkugel stammte vermutlich von einem Soldaten in Bylandts Brigade, den niederländischen Truppen, die hinter den Hecken positioniert waren. Oder sie wurde von einem der niederländisch-britischen Plänkler abgeschossen, der sich hinter den Kamm zurückgezogen hatte, wo weitere Hecken die tieferliegende Straße säumten. Die Franzosen hielten einen Moment inne – nicht aus Angst, was hinter den Hecken auf sie wartete, sondern weil nun die Zeit gekommen war, sich in Linie zu formieren. Die Kolonne hatte ihre Aufgabe erledigt, die Masse von Männern über das Tal zu befördern, doch nun kam es auf die Feuerkraft an, um den Sieg zu erringen, und dazu brauchte es die Linie.

Es klingt wie ein diszipliniertes Manöver, sich von Kolonne zur Linie zu formieren; doch in Wahrheit war es das reinste Chaos. Den Franzosen wurde auf einmal bewusst, dass Truppen hinter diesem Hügelkamm auf sie warteten; und diese Truppen hatten sich nun aufgerichtet.

Das Feuer kam von den niederländischen Bataillonen, die die Hecken säumten. Die vordersten französischen Bataillone erwiderten das Feuer. Capitaine Duthilt, der dreihundert Schritt östlich von Canler stand, berichtet, dass sie auf den Feind «zueilten». «Wir jagten sie mit dem Bajonett», erzählt er, «und durchquerten die Hecken … wir waren auf dem Plateau und bejubelten den Sieg.»

Doch der Jubel war verfrüht, auch wenn der französische Angriff den Großteil von Bylandts Brigade vertrieben hatte. Diese holländischen Soldaten waren weiter vorn positioniert worden als der Rest der Verteidiger; sie hatten die Hecken gesäumt und daher mehr unter der Kanonade gelitten. Sie tauschten einige Salven mit den Franzosen aus, dann flohen sie und wurden von den Rotröcken verspottet. Ein niederländisches Bataillon blieb und kämpfte weiter, und die meisten, die geflohen waren, reihten sich hinten ein und gingen wieder hinauf zum Kamm, als der Kampf vorüber war. Die Brigade bestand zum Großteil aus unerfahrenen Soldaten, die tapfer in Quatre-Bras gekämpft hatten, doch die lange Kanonade und der Angriff der riesigen französischen Kolonnen hatten ihre Nerven zerrüttet. Dies war einer der Effekte der Kolonnen. Sie hatten vielleicht eine begrenzte Feuerkraft, doch allein ihre Größe ließ jeden unerfahrenen Soldaten erzittern.

Doch hinter der Anhöhe befanden sich äußerst erprobte Soldaten – Männer, die bereits gegen französische Kolonnen gekämpft hatten; Männer in Rotröcken, angeführt vom jähzornigen Waliser General Picton. Captain Mercer war General Picton schon am Abend zuvor begegnet, doch er hatte ihn nicht erkannt:

Er trug einen schäbigen grauen Paletot und einen rostigen runden Helm. Zuerst hielt ich ihn für einen Amateur aus Brüssel (von denen es hier einige geben sollte, wie wir gehört hatten), und daher fand ich viele seiner Fragen ziemlich impertinent und antwortete ihm eher kurz angebunden. Er verließ uns daraufhin bald. Stellt euch mein Erstaunen vor, als ich kurz darauf erfuhr, dass dies Sir Thomas Picton war!

Picton hatte seinen rostigen runden Helm mittlerweile gegen einen Zylinder getauscht. Er saß auf seinem Pferd und beobachtete die Franzosen, die es geschafft hatten, die Hecken und die Straße zu überwinden. Nun befahl er seinen Rotröcken den Vormarsch. Sie standen natürlich in Linie und überragten die durcheinander geratenen französischen Kolonnen. Lieutenant James Kerr-Ross von den 92nd Gordon Highlanders beschreibt den Vormarsch auf den Hügelkamm, wo

wir einer starken Kolonne aus französischer Infanterie begegneten, die sich vor unserer Position formierte und deren erste Linie auf uns feuerte. Unsere Männer feuerten nicht zurück, sondern marschierten einfach weiter, und als wir sehr nahe an den Feind herangekommen waren (vielleicht noch nicht einmal mehr dreißig Schritt), lösten sie sich auf und liefen in großer Verwirrung zurück. Unser Feuer war nun vernichtend.

Dies war die klassische Infanteriearbeit der Briten: Sie verschwendeten keine Musketenkugeln auf große Entfernung, sondern gingen nah heran, blieben ruhig stehen und überließen es dem Salvenfeuer, seine tödliche Arbeit zu tun. Picton sah die Franzosen zurückweichen und erkannte seine Chance. «Angriff!», schrie er. «Zum Angriff, hurra!», wurde aber in dieser Sekunde von einer Musketenkugel getötet, die in seine Stirn drang. Seine böse Vorahnung am frisch ausgehobenen Grab in Wales hatte sich bewahrheitet.

Doch ebenso bewahrheiteten sich seine letzten Worte. Die Rotröcke rückten mit aufgepflanzten Bajonetten vor, und die Franzosen wurden besiegt, allerdings erst im Kampf Mann gegen Mann. Eines der britischen Bataillone war das 32nd aus Cornwall. Es stand der Kreuzung am nächsten, gleich nördlich von La Haie Sainte, und die

Franzosen näherten sich diesem Bataillon. Einer der Fahnenträger war ein Lieutenant, der plötzlich von einem französischen Offizier angegriffen wurde, der

sich den Stab griff. Ich hielt immer noch die Seide fest (die Fahne war fast neu). Im gleichen Moment versuchte er seinen Säbel zu ziehen, doch es war ihm noch nicht gelungen, als der Fahnenträger, sein Name war Switzer, ihm seine Pike in die Brust rammte, während der rechte Soldat namens Lacy auf ihn feuerte. Er fiel tot zu meinen Füßen.

Die Fahnenträger hatten genau diese Aufgabe: die Fahne zu schützen, und sie waren mit einer Waffe ausgerüstet, die auch in Azincourt nicht fehl am Platz gewesen wäre: Ein Sponton, ein drei Meter langer Speer mit einer Kreuzpike, die verhinderte, dass die Klinge zu weit in den Körper des Feindes eindrang. Dies war nicht Ausdruck von Barmherzigkeit, sondern hatte praktische Gründe. Ein britischer Offizier bei Waterloo sah einen feindlichen Ulanen, der versuchte, seine Waffe aus dem Körper eines britischen Dragoners herauszuziehen, und der Mann musste mehrmals fest ziehen, um sie zu befreien. Währenddessen war er ungeschützt und verwundbar. Das

Kreuzstück sollte verhindern, dass sich die Klinge im feindlichen Körper verhakte.

Lieutenant Scheltens befand sich im niederländisch-belgischen Bataillon, das nicht mit dem Rest von Bylandts Brigade geflohen war. «Unser Bataillon eröffnete das Feuer, sobald sich unsere Plänkler eingereiht hatten», und dies muss gefährlich nah dem Hügelkamm gewesen sein, denn

Capitaine Henri l'Olivier, der unsere Grenadierkompanie befehligte, wurde am Arm von einer Musketenkugel getroffen, und ihre Wattierung oder das Kartätschenpapier qualmte noch im Ärmel seines Rockes.

Auf dem gesamten Hügelkamm wurde nun gekämpft. Einige Bataillone der Rotröcke, wie die Männer von Lieutenant Scheltens, schossen ihre Salven aus mörderisch kurzer Distanz ab. Die Salven wogten die Bataillone entlang, eine Kompanie schoss, lud erneut und wartete auf den nächsten Schussbefehl. Die Franzosen hatten sich nicht ordentlich ausgerichtet. Sie hatten sich zur Linie formieren sollen, doch die gegnerischen Salven schlugen in die Flanken ein und trieben die Männer zurück. Andere Rotröcke setzten Bajonette ein und stachen mit ihren vierzig Zentimeter langen Spitzen auf die undisziplinierten

Franzosen ein. Die Männer schrien und brüllten, die Trommeln schlugen, die Trompeten schmetterten, Musketen donnerten, während Tausende von Männern um den Hügelkamm rangen. Die Rotröcke waren im Vorteil, und Capitaine Duthilt glaubte, dies läge am Enthusiasmus seiner Männer, der

unsere Reihen durcheinandergebracht hatte, und nun wurden wir von neuen Feinden mit dem Bajonett bedroht. Der Kampf hob wieder an, und ein schreckliches Handgemenge folgte. In diesem blutigen Durcheinander taten die Offiziere ihre Pflicht, indem sie versuchten, die Ordnung wiederherzustellen … denn Soldaten ohne Formation können nichts erreichen.

Duthilt stand dem 92nd gegenüber, die ihre Bajonette einsetzten, um die Franzosen zurückzudrängen, während Captain Johnny Kincaid zu ihrer Rechten aus seiner Sandgrube gejagt worden war und sich zum Hügelkamm an der Kreuzung zurückgezogen hatte, wo seine Schützen auf die nächste Kolonne feuerten. Sir James Kempt hatte das Kommando von Picton übernommen, und er brüllte Kincaid zu, weil er sichergehen wollte, «dass ich mich nicht von der Stelle rühren würde». Kincaid gab dem General sein Wort, bereute es jedoch auf der Stelle, denn

als ich nach rechts sah, stellte ich fest, dass das angrenzende Feld voller Kürassiere war, von denen einige direkt auf die Lücke in der Hecke zusteuerten, wo ich stand.

Die französische Kavallerie war auf dem Vormarsch, die französische Infanterie war auf dem Hügelkamm, und Maréchal Soult hatte gute Gründe, zu glauben, dass der Sieg unmittelbar bevorstand. Duthilts Männer waren vielleicht nicht formiert, doch es gab noch weitere Bataillone hinter seinem, und die bloße Masse der Soldaten würde die Rotröcke endlich zurückdrängen. Und diese Rotröcke standen in Linie, und eine aufgereihte Infanterie war für eine Kavallerie leichte Beute, wie die Kürassiere bereits an den Hannoveranern bewiesen hatten, deren niedergemetzelte Leichen vor La Haie Sainte lagen. Die britischen Bataillone müssten sich zu einem Karree formieren, aber während sie das vor der Kavallerie schützen würde, machte es sie verwundbar für die Salven der französischen Infanterie. Schere, Stein, Papier.

Und dann griff die Kavallerie an.

Aber es war die britische Kavallerie.

Baron Simon Bernard war Adjutant des Kaisers. Er war ein kluger Mann von Mitte dreißig, ausgebildeter Ingenieur

und durch Zufall Soldat. Er hatte sich bei der Schlacht von Leipzig hervorgetan, doch nach Napoleons erster Abdankung hatte er König Louis XVIII die Treue geschworen und war zum General befördert worden. Napoleons Rückkehr aus Elba hatte ihn zu einem erneuten Loyalitätswechsel veranlasst, und Général Bernard wurde wieder zum Adjutant des Kaisers.

Als sich der Schlachtenlärm nun zum Crescendo steigerte, ritt er mit einem leichten Kavallerie-Regiment nach Osten. Der milde Wind kam aus Westen, sodass der Lärm der Kanonen und das Krachen der Musketen – einige Männer berichteten, dass es klang wie trockenes Brennholz – bis zu den Reitern getragen wurde, während sie das Terrain östlich vom Schlachtfeld erkundeten.

Nach einer Weile stieg Général Bernard ab. Die Kavallerie blieb versteckt im Wald, während er zu Fuß weiter nach Osten schritt. Zu den vielen Talenten von Bernard gehörte das Kartenzeichnen, also wusste er, wie man eine Landschaft las, und er hielt sich hinter Hecken und Bäumen versteckt. Schließlich erreichte er den Rand des Hügelkamms oberhalb des Lasne-Tals und kauerte sich dort hin. Der Fluss unter ihm war vom Regen angeschwollen, doch viel mehr interessierten ihn die Soldaten, die sich auf der gegenüberliegenden Seite des Tals versammelten. Er nahm sein Fernglas zur Hand.

Er hatte erwartet, blaue Uniformen zu sehen, und so war es auch. Er wusste, dass die Preußen über diesen schwierigen Landstrich vorrücken würden, doch er hatte trotzdem gehofft, dass er Grouchys Männer am anderen Ufer des Flusses sehen würde. Stattdessen sah er die dunkelblauen Röcke der preußischen Infanterie. Die Soldaten trugen außerdem aufgerollte Tücher über der linken Schulter, und das taten nur preußische Soldaten. Die gute Nachricht war, dass der Fluss von einer steilen, hohen Böschung gesäumt wurde, die durch den Matsch rutschig geworden war. Es gab keinen einfacheren Weg für die preußische Artillerie, und die Ingenieure des Feindes mussten sich etwas einfallen lassen. Es war also noch Zeit, aber nicht mehr viel.

Er ging zurück zu seinem Pferd und ritt zu Napoleon, um ihm die Neuigkeiten zu überbringen.

Général Bernard sollte diesen Tag unverwundet überleben, doch seine neuerliche Loyalitätsbekundung zum Kaiser musste zur Folge haben, dass er aus Frankreich verbannt werden würde; daher wanderte er schließlich in die Vereinigten Staaten aus, wo ihm seine Ausbildung als Ingenieur zugutekam. Er errichtete Fort Monroe in Virginia und war am Bau des Chesapeake- und des Ohio-Kanals beteiligt.

Doch im Moment muss er dem Kaiser berichten, dass die Preußen sehr nah an der rechten Flanke der Franzosen standen, was bedeutete, dass die Britisch-Niederländer besiegt werden mussten, sollte es nicht zu einer Schlacht von drei Armeen kommen.

Und auf dem Hügelkamm der Briten fliegen die Adler hoch.

Das vielleicht berühmteste Gemälde von Waterloo ist Lady Butlers herrliches Bild, das den Angriff der Royal Scots Greys zeigt. Das Bild heißt *Scotland Forever!* und hängt heute in der Leeds Art Gallery, doch so schön das Bild auch ist, führt es doch vollkommen in die Irre. Es wurde sechsundsechzig Jahre nach der Schlacht gemalt, und Lady Butler nutzte die Verbindungen ihres Ehemanns, um das Regiment dazu zu überreden, einen Angriff auf sie zu reiten, während sie an der Staffelei saß. Die großen grauen Pferde befinden sich im vollen Galopp, sie werden von einem Offizier angeführt, der sein Schwert schwingt, und die Masse der Männer kommt direkt auf den Betrachter zu. Es ist die Sicht des Feindes, und es ist ein schrecklicher Anblick.

Das war auch der tatsächliche Angriff, doch während Lady Butler zeigt, wie die Reiter über flachen Boden galoppieren, musste die schwere britische Kavallerie über

die eingesunkene Straße manövrieren, durch die Hecken und die Rotröcke hindurch, bevor sie auf den Feind prallte. Vier Regimenter ritten den Angriff. Niemand scheint mit Sicherheit sagen zu können, wer den Gegenangriff durch die schwere Kavallerie befohlen hat – es war entweder Wellington oder wahrscheinlicher Lord Uxbridge –, doch der Zeitpunkt war perfekt gewählt. Die Household Brigade griff über die Hauptstraße an, dann folgten von West nach Ost die Royals, die Inniskilling Dragoons und auf der linken Flanke die Royal Scots Greys. Die Engländer, die Iren und die Schotten. Es waren alles schwere Reiter auf großen Pferden, die das brutale Pattern Sword schwangen, einen gemusterten Reitersäbel mit einer geraden Klinge, mit dem man sowohl stechen also auch einen Hieb ausführen konnte. Die Leichte Kavallerie trug den Säbel, doch die Schwere Kavallerie war der Sturmtrupp auf dem Schlachtfeld, weil sie ihr Gewicht, ihre Reichweite und ihre Kraft dazu einsetzte, den Feind zu vernichten. Tausenddreihundert dieser Kavalleristen galoppierten in den Kampf. Sie preschten in zwei Linien hinter den Rotröcken hervor, die schnell zur Seite auswichen, um die Reiter hindurchzulassen. Ein paar von ihnen wurden niedergetrampelt, während andere sich an den Steigbügeln festhielten und mitgezogen wurden, und sie griffen den gesamten Hügelkamm an, vom westlichsten Teil der Hauptstraße bis hinüber zum Hügelrücken

oberhalb von Papelotte. Die Schockwirkung und das Überraschungsmoment waren vollkommen.

John Dickson, der frühmorgens beobachtet hatte, wie Napoleons Armee aufmarschiert war, war Corporal bei den Royal Scots Greys. Sein Regiment, das sämtlich auf weißen (oder grauen) Pferden ritt, befand sich hinter dem 92nd Regiment, also den Schotten, die bei Quatre-Bras so hart gekämpft hatten. Er hörte, wie Sir Denis Pack, der Brigadekommandant, das 92nd ansprach: «Ihr müsst vorrücken. Alle vor euch haben aufgegeben!» Er meinte die Bataillone von Bylandts Brigade, die geflohen waren, und darum nahmen die Highlander ihre Bajonette und marschierten durch die Hecke aus Buchen und Stechpalmen, überquerten die Straße und gaben in einer Entfernung von nur 20 Schritt eine Salve auf die Franzosen ab. In diesem Moment hörte Dickson den Befehl: «Jetzt also, Scots Greys, zum Angriff!»

Sofort erhob sich Jubel aus unseren Reihen … ich bohrte meiner tapferen alten Rattler die Sporen in die Flanken, und dann schossen wir davon, schnell wie der Wind … kurz brach sie nach hinten aus, aber dann sprang sie vorwärts, wieherte und schnaubte laut und sprang mit großer Geschwindigkeit über die Stechpalmenhecke. Es war ein herrlicher Anblick, die lange Reihe der riesigen grauen

Pferde zu sehen, wie sie mit flatternden Mähnen und gesenkten Köpfen voranflogen und dabei die Erde aufwirbelten. Die Männer in ihren roten Röcken und ihren Bärenhäuten jubelten laut, und die Trompeter spielten zum Angriff. Hinter der ersten Hecke war die Straße zwischen hohen Böschungen eingesunken, und es war schwer, ohne zu fallen hinunterzureiten, doch es gab nur wenige Unfälle … Wir waren alle aufgeregt und schrien «Hurra! Zweiundneunzigstes! Es lebe Schottland!», während wir die Straße überquerten … wir hörten die Highlands-Dudelsäcke spielen … und ich sah meinen alten Freund Pipe-Major Cameron auf einem Hügel stehen und in all dem Chaos ganz ruhig «Johnny Cope, are you wauking yet?» spielen … Ich ritt in zweiter Reihe. Als wir die Zügel kürzer fassten, um den Hügel durch das Korn hinunterzureiten, sahen wir die Federhauben der Highlanders, und wir hörten, wie die Offiziere ihnen zuschrien, sie sollten abteilungsweise auseinanderweichen. Einen Moment später waren wir schon unter ihnen. Arme Kerle! Einige von ihnen hatten keine Zeit mehr, uns auszuweichen und wurden niedergeritten … Es waren alles Gordons, und als wir durch sie hindurchritten, schrien sie: «Packt sie euch, Greys! Es lebe Schottland!» Mein Blut kräuselte sich bei diesem Ruf, und ich packte meinen Säbel fester. Viele der Highlanders ergriffen unsere Steigbügel und rasten mit uns in den Kampf. Die Franzosen brüllten laut und misstönend.

Dann sah ich den ersten Franzosen. Ein junger Offizier von den Füsilieren griff mich mit seinem Schwert an, doch ich parierte den Schlag und brach ihm den Arm; in der nächsten Sekunde waren wir mitten unter ihnen. Wir konnten keine fünf Meter weit sehen, so dicht war der Rauch … die Franzosen kämpften wie Tiger … doch da wir von einem steilen Abhang auf sie zuritten, mussten sie ausweichen. Dann schrien die in vorderer Linie «Karree», warfen ihre Musketen zu Boden und rissen sich die Gürtel ab. Daraufhin kamen die Gordons und trieben die Franzosen nach hinten. Ich befand mich jetzt in vorderster Reihe, weil viele von uns bereits gefallen waren.

Die Royal Scots Greys griffen am östlichen Ende des Hügelkamms an. Die Franzosen hatten ihre großen Kolonnen gestaffelt von Westen her vorwärtsgeschickt, sodass die Division, die von Dickson und seinen Kameraden angegriffen wurde, immer noch nicht die Kuppe erreicht hatte; und das würde ihnen jetzt auch nicht mehr gelingen, denn die großen Pferde rissen blutige Furchen in die französischen Reihen und schlugen sie vernichtend.

Der junge Louis Canler befand sich in der Kolonne, die der Straße nach Brüssel am nächsten war, die Kolonne, die den staffelförmigen Angriff angeführt hatte. Er hatte das Bombardement der alliierten Kanonen erdulden müssen,

während sein Bataillon das Tal durchquerte, und hatte gesehen, wie der Trommler immer noch weitertrommelte, nachdem er seinen rechten Arm verloren hatte. Seine Kolonne hatte den Hügelkamm erreicht, und die Männer glaubten, dass sie damit den Sieg für sich entschieden hätten, doch als sie über die eingesunkene Straße marschierten, wurden sie von den Royals angegriffen. Canler berichtet, dass sie keine Zeit hatten, sich zu formieren, und damit war seine Einheit verloren.

Und dies war der große Nachteil der Formation, für die sich die Franzosen entschieden hatten. Eine Kolonne aus hintereinander marschierenden Bataillonen sah beeindruckend aus und hätte sich vielleicht unter anderen Umständen zu einer langen Linie formieren können, um tödliche Salven abzugeben. Doch ein dreireihiges Bataillon brauchte eine Menge Zeit, um sich zum Karree zu formieren, weil die Bataillone davor und dahinter sie behinderten. Es gab weder den Platz noch die Zeit, sich zum Karree auszurichten.

Major Frederick Clarke, der zusammen mit den Scots Greys angriff, erkannte, dass der Feind zwar den Versuch unternahm, doch «das erste und nächste Karree hatte keine Zeit, seine Formation zu beenden, und die Greys ritten einfach hindurch». Und so galoppierte die schwere

Kavallerie der Briten in die entsetzten Kolonnen hinein. Canler berichtet:

Es folgte ein echtes Blutbad. Jeder wurde von seinem Kameraden getrennt und kämpfte um sein eigenes Leben. Säbel und Bajonette hackten auf das zitternde Fleisch ein, wir standen zu eng zusammengedrängt, um unsere Gewehre zu benutzen.

Canler befand sich ganz hinten in der Kolonne, doch die Reiter hackten sich ihren Weg hindurch und trennten die Bataillone voneinander. Canler sah sich plötzlich allein und tat das Vernünftigste: Er gab auf. Infanterie war zusammen mit den Reitern gekommen, und sie nahmen seine Waffen und seinen Tornister, der seine gesamten Habseligkeiten enthielt. Die französischen Tornister waren eine beliebte Beute, denn sie waren besser gefertigt und angenehmer zu tragen als ihre britischen Pendants.

Im Osten, wo Corporal Dickson sein Pferd Rattler auf den Feind zutreibt, versucht Capitaine Duthilt seine Männer zu sammeln, die seiner Ansicht nach aufgrund ihrer Begeisterung so disziplinlos geworden waren.

Gerade als ich einen meiner Soldaten in die Reihen zurückdrängte, fiel er mir von einem Säbel getroffen vor

die Füße. Ich wirbelte herum. Die englische Kavallerie drängte sich in unsere Mitte und schnitt uns in Stücke. Es ist selbst für die beste Kavallerie zwar schwierig, wenn nicht sogar unmöglich, eine zum Karree formierte Infanterie aufzubrechen … aber genauso wahr ist es, dass jeder Widerstand zwecklos ist, sobald die Reihen erst einmal aufgebrochen sind. Dann kann die Kavallerie die Infanteristen beinahe ohne jedes eigene Risiko niedermetzeln. Und das war das, was nun geschah. Unsere armen Männer standen auf und reckten die Arme, doch es gelang ihnen nicht, diese Kavalleristen auf ihren mächtigen Pferden mit den Bajonetten zu treffen, und die wenigen Schüsse, die in dieses chaotische Durcheinander gefeuert wurden, waren beinahe ebenso fatal für unsere eigenen Männer wie für die Engländer. Und so waren wir hilflos angesichts eines gnadenlosen Feindes, der im Kampfesrausch sogar unsere Trommler und Pfeifer tötete. Und so wurde unser Adler erbeutet.

Duthilts 45e Régiment wurde von den Royal Scots Greys besiegt, unter ihnen Sergeant Charles Ewart, ein besonders kräftiger Mann. Er beschrieb detailliert, wie der Adler erobert wurde. Dies muss am Ende des Kampfes zwischen dem 45e und den Scots Greys geschehen sein, denn er erwähnt die Anwesenheit eines Ulanen; es ist also

wahrscheinlich, dass Ewart den Hügel herabkam und die Fahnentruppe des französischen Regimentes einholte, als sie gerade versuchte, zurück über das Tal zu fliehen, während die französische Kavallerie einen Rettungsversuch unternahm.

Gleich beim ersten Angriff nahm ich dem Feind den Adler; der Feind und ich kämpften hart darum; er versuchte, mich in der Leiste zu treffen, doch ich parierte und hieb ihm durch den Kopf; dann wurde ich von einem ihrer Ulane angegriffen, der seine Lanze auf mich warf, doch er verfehlte mich, da ich die Lanze mit meinem Schwert abwehrte; dann schlitzte ich ihn vom Kinn aufwärts auf, sodass der Schnitt durch seine Zähne führte. Als Nächstes griff mich ein Fußsoldat an, der erst auf mich schoss und mich dann mit seinem Bajonett angriff; doch schon bald hatte er den Kampf verloren, denn ich parierte und schlug ihn durch den Kopf nieder; und das beendete den Kampf um den Adler. Ich wollte schon meinen Kameraden folgen, mit Adler und allem, doch der General hielt mich auf und sagte: «Du tapferer Kerl, bring das nach hinten; du hast genug getan, bis du ihn übergibst», und das tat ich … Ich brachte den Adler nach Brüssel unter den Jubelrufen von Tausenden von Zuschauern.

Ewart wurde reich belohnt, und bis zu diesem Tag trägt ein Pub auf Edinburghs Royal Mile seinen Namen. Napoleon, der das Geschehen von dem anderen Hügelkamm aus beobachtete, soll gesagt haben: «Diese schrecklichen grauen Pferde, wie sie kämpfen!»

Die Royals eroberten ebenfalls einen Adler, und zwar vom 105e Régiment, das sich vor Louis Canlers Bataillon befand. Captain Kennedy Clark beschrieb den Vorfall. Seine Schwadron, so erzählt er,

war 200 oder 300 Schritt hinter die zweite Hecke vorgerückt, und die erste Linie der französischen Infanterie war, wie ich sah, zu meiner Linken aufgebrochen. Inmitten der Infanterie bemerkte ich einen feindlichen Adler, und sein Träger versuchte alles, um zum hinteren Ende der Kolonne zu gelangen. Ich ritt sofort hin und rief: «Sichert die Fahne!», und als mein Pferd den Adler erreichte, bohrte ich mein Schwert in die rechte Seite des Offiziers, der ihn trug. Er stolperte und fiel nach vorn, doch ich glaube nicht, dass er den Boden erreichte, so sehr drückten seine Kameraden dagegen.

Einem Corporal namens Francis Stiles, der Kennedy Clark folgte, gelang es, die Fahne zu packen und damit fortzureiten.

Nicht alle Kavalleristen kamen so gut davon wie Ewart oder Stiles. Private Hasker war ein Strumpfweber, der gerade zur Kavallerie gekommen war. Er war Methodist, und als er die Kürassiere angriff und die Schwerter mit dem Feind kreuzte, wollten weder er noch der Franzose bis zum Tod kämpfen, sondern ritten auseinander. Der Franzose hatte Hasker ziemlich beeindruckt, als er seinen Kriegsschrei ausstieß, vermutlich «Vive l'Empereur», und Hasker dachte, dass er ebenfalls einen Kriegsschrei bräuchte, doch alles, was ihm in diesem Moment einfiel, war: «Das Schwert des Herrn und Gideons!» Und so brüllte er das, und in diesem Moment stolperte sein Pferd und stürzte.

Bevor ich wieder auf die Füße kam, ritt einer der Kürassiere herbei und schlug mit seinem Schwert nach meinem Kopf. Bald schon fiel ich mit dem Gesicht auf den Boden. Dann ritt ein anderer herbei und stach mit einer Lanze auf mich ein. Ich drehte mich um und wurde vom Schwert eines Mannes getroffen, der vorbeiging. Sehr bald kam ein weiterer Mann mit einem Bajonett. Er hob beide Arme und stieß sein Bajonett (wie er dachte) in meine Seite, nah an meinem Herzen … einer meiner Finger wurde abgetrennt, und dann lag ich dort und blutete aus mindestens einem Dutzend Wunden und war schon bald

blutüberströmt. Die französischen Soldaten plünderten meine Uhr, mein Geld, meine Flasche, meinen Tornister und meine Hosen, ungeachtet dessen, dass die Kugeln der britischen Armee zu allen Seiten niedergingen.

Der arme Hasker verbrachte den Rest des Tages und die folgende Nacht an der Stelle, an der er zu Boden gegangen war. Schließlich wurde er gerettet, und es gelang ihm, auf einen Karren zu klettern, der ihn nach Brüssel trug, wo seine Wunden endlich versorgt wurden.

Doch der Sturm der britischen Schweren Kavallerie warf d’Erlons großen Angriff über den Haufen. Die großen Kolonnen wurden aufgebrochen, und die Reiter ritten zwischen den flüchtenden Soldaten umher und schlugen mit ihren Schwertern um sich, während die britische Infanterie von der Anhöhe herunterkam, um zu plündern und Gefangene zu nehmen. Lieutenant Scheltens, der belgische Offizier, dessen Hauptmann in seinem Jackenärmel eine noch rauchende Musketenwattierung bemerkte, half dabei, die Gefangenen zusammenzutreiben.

Einem französischen Bataillonskommandanten war von einem Säbelschlag die Nase abgetrennt worden, die ihm nun über dem Mund hing. «Sieh hin!», sagte er zu mir. «Sieh dir an, was sie mit uns machen!» Den armen Kerl

hätte es viel schlimmer treffen können. Ich gewährte zwei französischen Offizieren Schutz in diesem Durcheinander. Sie machten das Freimaurerzeichen, also ließ ich sie nach hinten bringen, wo sie nicht, wie die anderen, durchsucht und ausgeplündert wurden.

Die Franzosen waren auf dem Hügelkamm verlockend dicht an den Sieg herangekommen. Die riesigen Kolonnen waren vom Infanteriefeuer ausgebremst worden, doch das zahlenmäßige Ungleichgewicht hätte am Ende den Ausschlag gegeben. Doch dann war die britische Kavallerie über die Anhöhe gestürmt und hatte sich tief in die erschreckten Reihen geschlagen. Minuten nach ihrem Sturmangriff herrschte nur noch Chaos. Reiter griffen immer noch isolierte Franzosen an, andere französische Infanteristen zogen sich so schnell sie konnten zurück, und auch wenn es niemand erwähnt, so mussten sie sich zum Karree formiert haben, um sich zu schützen, während sie den Rückweg antraten. «Hunderte von Infanteristen warfen sich zu Boden und gaben vor, tot zu sein, während die Kavallerie über sie hinüberritt», berichtete Kincaid. «In meinem ganzen Leben habe ich so etwas noch nie gesehen!» Die Kürassiere, die Kincaid bedroht hatten, wurden von der Household Cavalry zurückgetrieben, die gleichzeitig mit den Scots Greys, den Inniskillings und den

Royals angriffen. «Angriff» ist vielleicht übertrieben, denn ihr Weg führte über die Straße, durch die Hecken, über Senken, und «der Boden war matschig …», wie sich Captain William Clayton erinnert, «und wurde kurz nach Beginn des Angriffs so tief …, dass ein Durchkommen schwierig war, sodass die Pferde im Trab gehen mussten».

Trotz allem griffen etwa 800 schwere Kavalleristen der Household Brigade eine ähnliche Anzahl von Kürassieren an. Die Franzosen hatten den Vorteil, Brustplatten und Schwerter zu tragen, die 15 Zentimeter länger waren als die der Briten, während diese mehr Männer, den abfallenden Hang sowie die Überraschung auf ihrer Seite hatten. Das Geräusch der schweren Kavallerie, die gegeneinander kämpfte, klang wie «Kesselflicker bei der Arbeit», erinnert sich ein Offizier. Die Franzosen wurden zurückgedrängt, und manche hatten das Pech, auf der eingesunkenen Straße neben La Haie Sainte eingepfercht zu werden, wo ihr Rückzug von einem Wall verhindert wurde – einer groben, aber effektiven Barrikade aus schweren Ästen –, und diese Männer, die sich nicht aus ihrer Falle befreien konnten, wurden rücksichtslos abgeschlachtet. Das Blutbad setzte sich fort, bis französische Infanterie, die sich noch im Obstgarten von La Haie Sainte aufhielt, auf die britische Kavallerie schoss. Diese französischen Infanteristen zogen sich kurz darauf

zurück und überließen der King’s German Legion die Kontrolle über das isolierte Gehöft.

Die britisch-niederländische Infanterie trieb etwa 3000 Gefangene nach hinten und befreite sie von Waffen und Besitz. Am rechten Flügel des französischen Angriffs hatte die östlichste Kolonne Papelotte angegriffen, doch nun zog sie sich mit den anderen Kolonnen wieder zurück. Der große Angriff auf Wellingtons linkes Zentrum war fast erfolgreich gewesen, doch nun war er niedergeschlagen, und die Überlebenden von d’Erlons Truppen stapften, humpelten oder krochen zurück durch das Tal.

Zu Wellingtons Rechten in Hougoumont trieb die Schlacht auf ihren Höhepunkt zu.

Und die britische Kavallerie beschloss, beschwingt von ihrem Sieg, die Schlacht ganz allein zu gewinnen.



Lady Elizabeth Butlers herrliches, doch missverständliches Gemälde «Scotland Forever» entstand 1881: «Es waren alles Gordons, und als wir durch sie

hindurchritten, schrien sie: ‹Packt sie euch, Greys! Es lebe Schottland!› Mein Blut kräuselte sich bei diesem Ruf, und ich packte meinen Säbel fester. Viele der Highlander ergriffen unsere Steigbügel und rasten mit uns in den Kampf. Die Franzosen brüllten laut und misstönend. Dann sah ich den ersten Franzosen. Ein junger Offizier von den Füsilieren griff mich mit seinem Schwert an, doch ich parierte den Schlag und brach ihm den Arm; in der nächsten Sekunde waren wir mitten unter ihnen.»



42nd Highlanders bei Waterloo, 1815



Thomas Picton, von Sir Martin Archer Shee: Picton wurde bei Quatre-Bras schwer verwundet, die Kugel einer Muskete brach zwei seiner Rippen – er starb, als er seine Männer bei Waterloo zum Angriff führen wollte.

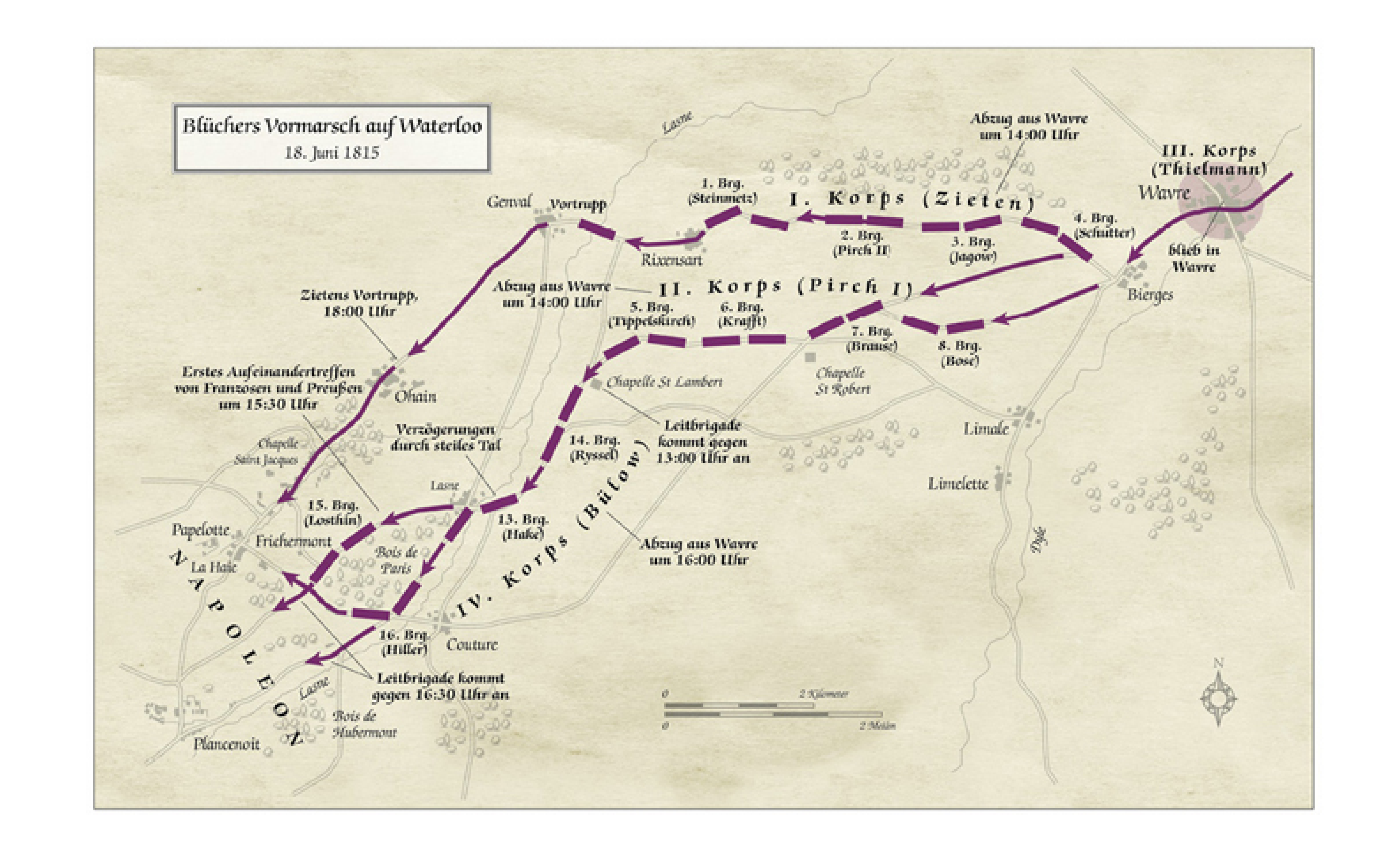


Ein beschädigter Kürass der 2[e] französischen Carabiniers.



«Der Kampf um die Standarte», von Richard Ansdell. Das Gemälde hängt heute in der Großen Halle von Schloss Edinburgh. Es zeigt Sergeant Charles Ewarts Eroberung des französischen Adlers: «… dann schlitzte ich ihn vom Kinn aufwärts auf, sodass der Schnitt durch seine Zähne führte. Als Nächstes griff mich ein Fußsoldat an, der erst auf mich schoss und mich dann mit seinem Bajonett angriff; doch schon bald hatte er den Kampf verloren, denn ich

parierte und schlug ihn durch den Kopf nieder; und das beendete den Kampf um den Adler.»


Blüchers Vormarsch auf Waterloo
18. Juni 1815
III. Korps (Thielmann)
Wavre
blieb in Wavre
Bierges
Abzug aus Wavre um 14:00 Uhr
I. Korps (Zieten)
4. Brg. (Schutter)
3. Brg. (Jagow)
2. Brg. (Pirch II)
1. Brg. (Steinmetz)
Rixensart
Genval
Vortrupp
Lasne
II. Korps (Pirch I)
Abzug aus Wavre um 14:00 Uhr
5. Brg. (Tippelskirch)
6. Brg. (Krafft)
7. Brg. (Brause)
8. Brg. (Bose)
Chapelle St Lambert
Chapelle St Robert
Limale
Limelette
Dyle
Leitbrigade kommt gegen 13:00 Uhr an
14. Brg. (Ryssel)
IV. Korps (Bülow)
13. Brg. (Hake)
Abzug aus Wavre um 16:00 Uhr
Zietens Vortrupp, 18:00 Uhr
Ohain
Erstes Aufeinandertreffen von Franzosen und Preußen um 15:30 Uhr
Verzögerungen durch steiles Tal
Chapelle Saint Jacques
15. Brg. (Losthin)
Papelotte
Frichermont
La Haie
Bois de Paris
16. Brg. (Hiller)
Couture
Leitbrigade kommt gegen 16:30 Uhr an
NAPOLEON
Bois de Hubermont
Plancenoit
0
2 Kilometer
2 Meilen
N

Kapitel Neun
Wir bekamen unsere Rache! Welch ein Gemetzel!



Sein Name war Legros und sein Spitzname L'Enforceur, der Vollstrecker. Er war Lieutenant in einem der Infanteriebataillone, die Hougoumont belagerten, und er war ein großgewachsener Mann. Einige beschreiben ihn sogar als «riesig». Er hatte Karriere in der Armee gemacht, und sein Name sollte nun in die Geschichtsbücher eingehen.

Das Nordtor von Hougoumont blickte auf den von den Briten gehaltenen Hügelkamm. Ein Weg führte hinab zum Tor und tut es immer noch, auch wenn die Mauern auf jeder Seite des Torweges heute viel niedriger sind als 1815. Das Tor öffnete sich nach innen und war meistens unverriegelt, weil Munition und Verstärkungen über diesen Weg die unter Belagerung stehende Garnison am

besten erreichen konnten, welche jetzt am Nachmittag von drei Seiten unter Beschuss genommen wird.

Irgendwann an diesem Nachmittag führte der riesige Vollstrecker eine Gruppe von etwa dreißig oder vierzig Infanteristen an und riss das Nordtor auf. Er trug eine Pionier-Axt in der Hand. Die Pioniere halfen den Ingenieuren der Armee und besaßen große Äxte, um Bäume zu fällen, doch in den Händen eines Mannes wie Legros war sie eine tödliche Waffe. Es ist nicht belegt, ob L'Enforceur das Tor unverriegelt vorfand oder ob er es mit seiner Axt aufbrach. Einige Berichte sagen, dass er mit seiner Axt durch das Tor schlug, doch es ist wahrscheinlicher, dass ein französischer Angriff einige britische Plänkler im Osten des Gehöftes nach draußen getrieben hatte, und dass diese Plänkler wieder durch das Tor hineinflüchteten und keine Zeit hatten, es zu verschließen. Lieutenant Legros preschte also in den Hof hinein, gefolgt von seinen Männern und einem einzelnen Trommlerjungen.

Für Macdonell sah die Lage verzweifelt aus. Legros' heftiger Angriff fegte den großen Hof leer, und sollte es noch mehr französischen Soldaten gelingen, durch das Tor hereinzukommen, würden die Verteidiger vernichtet werden. Und die französische Verstärkung war bereits auf dem Vormarsch.

Macdonell erkannte, dass es wichtiger war, das Tor zu schließen, als Legros und seine Männer zu töten, damit nicht noch weitere Franzosen hereinkamen. Er führte eine kleine Gruppe von Männern an den Eindringlingen vorbei, und sie pressten das große Tor zu. Sie mussten sich gegen den Druck von außen anstemmen – einige Männer schossen durch den sich langsam schließenden Spalt – und gleichzeitig Legros' Männer ausblenden, die hinter ihnen kämpften. Andere Verteidiger schossen mit Musketen aus den Fenstern und Türen auf die Eindringlinge. Endlich war das Tor geschlossen und verbarrikadiert, und Macdonell und seine Männer wandten sich Legros zu. Alle Franzosen, mit Ausnahme des Trommlerjungen, wurden getötet.

Ein berühmter Ausspruch des Duke of Wellington lautet, man könne ebenso wenig die Geschichte einer Schlacht wie die eines Balls schreiben; zu viel geschehe gleichzeitig in einem einzigen Wirbel aus Fahnen, Lärm und Verwirrung. Nur wenige Schlachten wurden so gründlich untersucht und nachrecherchiert, wurden so oft beschrieben, und doch bleiben so viele Fragen offen. Fand Legros' Angriff gleichzeitig mit dem von d'Erlons Truppen statt? Oder später? Hatten die Coldstream Guards Hougoumont wirklich in Beschlag genommen, als die Franzosen zum ersten Mal angriffen? Hauptmann Moritz Büsgen war Offizier in einem der niederländisch-nassauischen Bataillone, und in seiner Beschreibung des

Kampfes von Hougoumont scheint es, dass Macdonell aus dem Gebäude abgerufen worden war, bevor der Angriff losging, und dass Büsgens Männer die verlassenen Stellungen übernahmen; «nach den vorhandenen Verteidigungsvorbereitungen … war offensichtlich, dass diese Stellungen bereits belegt gewesen waren», schrieb Büsgen. Ein Historiker glaubt, dass der Schlanke Billy die British Guards aus Hougoumont hinausgeschickt hatte, und er war mit Sicherheit dumm genug, so etwas zu tun; doch es ist ebenso unvorstellbar, dass Macdonell ihm gehorcht hätte, da er wusste, wie viel Vertrauen der Duke in ihn setzte. Büsgen erwähnt außerdem einen Überfall der Franzosen um 15.30 Uhr, und zwar durch ein Seitentor, von dem niemand anderes berichtet. Als Matthew Clay, der junge Gardist, der außerhalb der Mauern gelandet war, wieder sicher durch das Tor gelangt war, sah er,

wie Lieutenant-Colonel Macdonell ein großes Stück Holz oder einen Baumstamm in seinen Armen trug. Eine seiner Wangen war blutverschmiert, und sein Streitross lag blutend in einiger Entfernung. Mit seinem Holzstück eilte er zu den Toren, um sie gegen den neuerlichen Angriff des Feindes zu verbarrikadieren, der mit allen Anstrengungen verhindert wurde.

Clay trug vermutlich keine Uhr, und er versucht auch keine zeitliche Einordnung, wann er sich in Sicherheit bringen konnte und Macdonell mit dem Holzbalken sah. Aber er spricht später von einem weiteren französischen Einfall, und diese zweite Invasion scheint sich auf Legros' Männer zu beziehen, denn Clay bemerkt, dass der Trommlerjunge der einzige Überlebende war. Es war Clay, der den Jungen in einem Nebengebäude in Sicherheit brachte. Er nahm an, dass die Tore von Artillerie aufgebrochen worden waren, was niemand sonst erwähnt, auch wenn die Franzosen später am Nachmittag Artillerie herbeibringen, um das Gehöft zu beschießen.

Es ist also wahrscheinlich, dass es zwei französische Einfälle auf Hougoumont gegeben hat, die beide niedergekämpft wurden; ebenso wahrscheinlich ist, dass sowohl Briten als auch Niederländer die Garnison hielten, auch wenn sich beim Lesen der Augenzeugenberichte Verwirrung einstellt. Das Problem ist der Patriotismus. Die britischen Berichte betonen die britischen Leistungen und gönnen den Alliierten – mit Ausnahme der King's German Legion – nur wenig Anteil am Erfolg, während die Berichte der Niederländer, Hannoveraner oder Nassauer ihre eigenen Taten hervorheben. Eine Quelle für die Geschehnisse in Hougoumont sind die unveröffentlichten Memoiren von Soldat Johann Leonhard, einem Nassauer. Er berichtet ebenso wie Büsgen, dass es die Nassauer

waren, die das Gehöft besetzt hielten, und bei der Zurückschlagung der Angriffe aus dem Wald erwähnt er die British Guards mit keinem Wort:

Wir hatten eben unsere Stellungen an den Schießscharten eingenommen, als Massen von Franzosen aus dem Wald drangen … doch zu spät! Ein Kugelhagel, den wir abgaben … war so schrecklich, dass das Gras vor uns schon bald mit französischen Leichen bedeckt war … viermal wurden wir angegriffen … doch jedes Mal wurden die Franzosen abgewehrt.

Das klingt eindeutig: Die Nassauer wehrten jeden französischen Angriff ab. Hauptmann Büsgen sagt etwa dasselbe, auch wenn er zugesteht, dass einige Coldstreamers «zur Unterstützung des Bataillons unter meinem Kommando» geschickt worden seien, was darauf hindeutet, dass Büsgen die Garnison befehligte. Doch dagegen sprechen die Erinnerungen von George Evelyn, einem Officer der British Guards, der beschreibt, wie «die Franzosen mit einer überlegenen Streitmacht angriffen und die Niederländer sofort aufgaben und flohen».

Lieutenant-Colonel Francis Home, zweiter Befehlshaber nach Macdonell, schreibt, dass die Briten das Gehöft am Abend des 17. Juni besetzten und erst um 11 Uhr am Tag

der Schlacht von den Nassauern verstärkt wurden. «Es mögen zunächst 600 Männer gewesen sein», schreibt er herablassend, «doch schon nach der ersten Stunde war keiner mehr von ihnen zu sehen; sie waren alle verschwunden … und wurden auch nie wieder gesehen, mit Ausnahme einiger Versprengter.» Wer hat nun recht? Die Wahrheit könnte irgendwo dazwischen liegen. Macdonell befehligte sicherlich die Garnison, doch es ist ebenso sicher, dass die niederländischen Soldaten immer noch kämpften, als Legros angriff, denn einem von ihnen, einem Nassauer Leutnant, wurde die Hand von einer Axt abgeschlagen, die vermutlich von L'Enforceur geschwungen worden war. Es ist undenkbar, dass die British Guards Hougoumont am Morgen des 18. evakuierten, was auch immer der Schlanke Billy befohlen hatte. Kein Bericht erwähnt dies, und es liegen einige vor. Also warum beharrt Büsgen darauf, dass Hougoumont bei seiner Ankunft verlassen war? Es ist möglich, dass er seine Männer direkt ins Château führte, das nicht innerhalb des Gebäudekomplexes lag und daher verwaist gewesen sein könnte. Doch das ist nur eine Vermutung. Was die Flucht der Niederländer angeht, so gibt es zahlreiche Hinweise darauf, dass sie blieben. Soldat Leonhard beschreibt die umgerissenen Hainbuchen im Ziergarten und den Einsturz der Mauern des Châteaus durch den «schweren Beschuss oder durch das heftige Unwetter, das über uns tobte»,

doch kein anderer erwähnt ein Unwetter während der Schlacht. «Der Himmel», schrieb er,

schien sich in einen Ozean aus Feuer zu verwandeln, und alle Gebäude des Gehöftes brannten. Die Erde unter meinen Füßen begann zu beben, und riesige Spalten öffneten sich vor meinen Augen.

Vielleicht ist das eine gute Beschreibung dieses schrecklichen Kampfes. Tausende sollten in und um Hougoumont sterben, und wir müssen es den Überlebenden nachsehen, wenn ihre Berichte nicht immer stimmig sind.

Der Kampf um Hougoumont geht weiter. Wellington sagt einmal, dass das Schließen des Nordtors ein entscheidender Schritt in der Schlacht gewesen ist, und später, als ein exzentrischer Pfarrer eine Lebensrente an den «tapfersten Mann bei Waterloo» vergeben wollte, wählte Wellington Macdonell aus. Dieser dagegen bestand darauf, das Geld mit Sergeant James Graham zu teilen, einem Iren, der in diesen verzweifelten Momenten an seiner Seite gewesen war. Die beiden erhielten die Rente zwei Jahre lang, bevor der großzügige Pfarrer pleiteging, doch es ist bezeichnend, dass Wellington Macdonell nominiert hatte, und dieser Graham. Kurz nachdem

Graham geholfen hatte, das Tor zu schließen, rettete er das Leben des fünfundzwanzigjährigen Captain Henry Wyndham. Ein Franzose kletterte auf die hohe Mauer neben dem Tor und zielte mit seiner Muskete auf Wyndham, doch Graham schoss zuerst. Wyndham lebte bis 1860, und die Frauen in seiner Familie beschwerten sich stets darüber, dass es in seinem Haus immer so kalt und zugig sei, denn seit er geholfen hatte, die Tore bei Hougoumont zu schließen, hatte er niemals wieder eine Tür schließen können.

Das Nordtor von Hougoumont war tatsächlich geschlossen, doch die Belagerung war noch lange nicht vorüber, und die Franzosen begannen nun, das Gehöft mit Granaten zu beschießen, während weiter im Westen, hinter der Hauptstraße, die das Schlachtfeld in zwei Hälften teilte, die britische Kavallerie heranstürmte.

Der Duke of Wellington setzte nicht viel Vertrauen in die britische Kavallerie. «Ich betrachtete unsere Kavallerie», schrieb er nach dem Krieg,

als so viel schwächer als die der Franzosen, weil sie so undiszipliniert war, und auch wenn eine Schwadron gegen zwei französische kämpfen konnte, sah ich es nicht gern, wenn vier britische Schwadronen gegen vier französische

ritten. Mehr Männer machten mehr Disziplin nötig. Unsere Männer konnten galoppieren, doch sie konnten ihre Ordnung nicht aufrechterhalten.

Der Duke hielt Disziplin für die oberste militärische Tugend. Sie hielt die Soldaten unter Beschuss ruhig, half ihnen, selbst unter schrecklichem Artilleriebeschuss und im Salvenfeuer standhaft zu bleiben. Die böse Bemerkung des Duke, dass seine Armee «der Abschaum der Erde» sei, entfuhr ihm in einem Moment, als die Ordnung zusammenbrach. Dies war nach seinem großen Sieg bei Vitoria, als die britischen Soldaten den Versorgungszug des Feindes beschlagnahmten, der die gesamten Plünderungen der Franzosen aus ihrer spanischen Besatzung enthielt, und sich die Disziplin in einer Orgie aus Plünderung, Diebstahl und Mord auflöste. Disziplin machte alles möglich, und die britische Kavallerie besaß keine. Beim Spanischen Unabhängigkeitskrieg vertraute Wellington der Kavallerie der King's German Legion, doch er machte sich immer Sorgen um seine eigene. Es stimmte, dass die schwere Kavallerie 1812 den Ausschlag beim Sieg in Salamanca gegeben hatte, doch damals hatte sie noch unter dem Befehl von Major-General John Le Marchant gestanden, vermutlich dem besten britischen

Kavalleriekommandanten der Napoleonischen Zeit, der jedoch bei diesem Kampf gefallen war.

Die Household Brigade, die Inniskillings, die Royal Dragoons und die Royal Scots Greys hatten großartige Arbeit geleistet, als sie d'Erlons Angriff vereitelten. Die französischen Kolonnen hatten sich in Panik aufgelöst und zogen sich schnell zurück. Sie ließen dreitausend Gefangene und ebenso viele Verwundete oder Tote zurück. Kavalleristen waren noch überall auf dem langgestreckten Hang verteilt, die blutigen Schwerter in der Hand, und die Trompeter bliesen schon längst zum Rückzug, doch fast alle Reiter überhörten diesen Ruf. «Unsere Männer waren außer Rand und Band», gab ein Stabsoffizier zu. Auf der anderen Seite des Tals konnten sie Napoleons Grande Batterie sehen, die große Reihe von Kanonen, die den britischen Hügelkamm beschossen hatte. Diese Kanonen schwiegen noch, um die Überlebenden von d'Erlons Truppen nicht zu treffen, die sich immer noch auf der britischen Seite des Tals befanden. Die Grande Batterie stand nicht auf dem Hügelkamm, sondern ein gutes Stück davor, und die britischen Kavalleristen konnten einfach nicht widerstehen. Sie wendeten ihre Pferde und griffen die Kanonen an. Corporal Dickson sah, wie Sergeant Ewart den Adler nach hinten trug, und danach «trieben wir die Pferde an und suchten nach weiterer Beute». Er und seine Kameraden erblickten eine weitere Kolonne, vermutlich

Général Duruttes Männer auf der äußersten rechten Seite des französischen Angriffs.

Trompeter Reeves … der an meiner Seite ritt, schmetterte ein «Sammeln», und unsere Männer schwärmten von allen Seiten herbei, auch ein paar Inniskillings und Royals waren unter ihnen. Sofort begannen wir ein wütendes Gemetzel … die [französischen] Bataillone schienen sich vor uns zu teilen, um uns durchzulassen, und so hatten wir uns in fünf Minuten durch viele tausend Franzosen hindurchgekämpft. Wir hatten jetzt den Fuß des Hügels erreicht. Hier war der Boden glitschig vor tiefem Schlamm. Wir trieben uns gegenseitig an und stürmten auf die Batterie auf dem oberen Hügelkamm zu, die so ein Unheil über unsere Reihen gebracht hatte. Der Boden war schwierig, besonders als wir den Rand eines gepflügten Feldes erreichten, wo unsere Pferde bis zu den Knien einsanken. Meine brave Rattler musste sich anstrengen, doch wir ritten immer weiter. In diesem Moment ritt Colonel Hamilton zu uns und schrie «Angriff! Angriff auf die Kanonen!» und schoss wie der Wind den Hügel hinauf in Richtung der schrecklichen Batterie, die solches Todeswerk unter den Highlanders angerichtet hatte … Dann waren wir zwischen den Kanonen und bekamen unsere Rache. Was für ein Gemetzel! Wir schlitzten die Kanoniere auf,

brachten ihre Pferde zum Lahmen, durchtrennten ihre Gurte. Ich höre immer noch, wie die Franzosen «Diable!» schrien, als ich auf sie zukam, und höre das langgezogene Zischen durch ihre Zähne, als mein Schwert sie traf … Die Artilleriekutscher saßen laut weinend auf ihren Pferden, als wir über sie kamen; es waren bloß Jungen, schien uns. Rattler ging durch und biss und schlug auf alles ein, was ihr in den Weg kam … Die französische Infanterie hastete undiszipliniert an uns vorbei nach hinten.

Dickson glaubte, dass fünfzehn Kanonen außer Gefecht gesetzt wurden; andere Kavalleristen schätzen die Zahl höher ein. Doch da niemand abstieg, um die Zündlöcher zu verstopfen, ist es wahrscheinlich, dass alle Kanonen später noch benutzt werden konnten. Général Durutte, der mitansehen musste, wie seine Kolonne auseinanderbrach, sah die britische Kavallerie über das Tal stürmen und beschloss, dass sie «entweder betrunken waren oder nicht wussten, wie sie ihre Pferde zügeln sollten».

Hunderte britische Kavalleristen auf durchgehenden Pferden befanden sich nun auf der französischen Seite des Schlachtfeldes. Die Franzosen erkannten ihre Chance und schickten Ulanen und Chasseurs gegen sie. Die französische Kavallerie kam von Osten und traf die britische schwer. «Zu keiner anderen Gelegenheit», sagte

Général Durutte, «konnte ich die Übermacht der Lanze über den Säbel so bewundern wie bei diesem Zusammentreffen.» Die Briten versuchten, wieder auf ihre Seite des Tals zurückzukehren, doch die Franzosen saßen auf frischen Pferden und metzelten sie nieder. Colonel Bro de Comères war der befehlshabende Offizier der 4e Ulanen:

Ich übernahm die Spitze der Schwadron und rief: «En avant, Kinder! Wir müssen diesen Pöbel vernichten!» Die Soldaten antworteten: «En avant! Vive l'Empereur!» Zwei Minuten später trafen wir zusammen. Drei feindliche Reihen wurden niedergemacht und die anderen schrecklich getroffen! Das Gemetzel wurde fürchterlich. Unsere Pferde trampelten über Leichen, und die Verwundeten schrien.

Colonel de Comères wurde am Arm verwundet, doch die Briten hatten mehr Pech. Sie kämpften sich durch den tiefen Matsch, um den leichteren französischen Reitern zu entkommen.

Sir William Ponsonby war Brigadekommandant der Royals, Scots Greys und Inniskillings und hatte mit dem Rest angegriffen. Als sein müdes Pferd im Schlamm feststeckte, gab er seinem Adjutanten ein paar Andenken und Wertsachen, die dieser seiner Familie überreichen

sollte, und wartete auf das Unausweichliche. Sein Körper wurde mit sieben Lanzenstichen versehrt gefunden. Lieutenant-Colonel Sir Frederick Ponsonby, der zweite Cousin des vom Schicksal verdammten Sir William, wurde an beiden Armen verwundet und dann durch einen Säbelhieb vom Pferd gestoßen, wobei er das Bewusstsein verlor. Er kam wieder zu sich, als ein Ulane über ihm stand. «Tu n’est pas mort, coquin!», sagte der Lanzer und redete mit Ponsonby, als wäre er ein Kind. «Du bist gar nicht tot, Halunke!» Dann stieß er mit seiner über zweieinhalb Meter langen Lanze zu und traf Ponsonbys Lunge. Ponsonby lag blutend da. Auf dem Rückzug befindliche Infanteristen plünderten ihn aus, und später stützte ein französischer Plänkler seine Muskete auf ihm ab, bevor die preußische Kavallerie über ihn hinüberritt; doch irgendwie überlebte er. Er starb erst 1837, mit 53 Jahren.

Die Briten setzten keine Lanzen ein, doch ihre Erfahrungen bei Waterloo überzeugten sie, diese Waffe zu übernehmen. John Dickson schaffte es auf seiner Stute Rattler zurück in Sicherheit, doch Hunderten gelang das nicht, obwohl die britische Leichte Kavallerie ausritt, um den panischen Rückzug zu decken. Eine Weile herrschte im Tal östlich der Hauptstraße Chaos, und Louis Canler befand sich immer noch weit unten auf dem britischen

Abhang, nachdem er sich ergeben und man ihm den Tornister und seine Wertsachen abgenommen hatte.

Plötzlich hörte ich den Befehl: «Im Trab!» Französische Ulanen und Kürassiere waren uns zu Hilfe gekommen. Die englischen Dragoner mussten uns stehenlassen, um diesen Angriff abzuwehren, und ich nutzte den Vorteil meiner plötzlichen Freiheit und versteckte mich in einem nahegelegenen Kornfeld. Die französische Kavallerie griff die englischen Dragoner so wütend mit Säbeln und Lanzen an, dass die Engländer sich zurückzogen und eine Menge ihrer Männer auf dem Schlachtfeld ließen. Das ermöglichte es mir, das Feld zu überqueren und zu meiner Einheit zurückzukehren … ich fand mich in der Nähe eines englischen Dragoneroffiziers, der in dem Gemetzel gefallen war. Ein Säbel hatte ihm den Kopf gespalten, und sein Hirn quoll aus seinem Schädel. Aus seiner Uhrentasche hing eine wertvolle goldene Kette, und trotz meiner Eile hielt ich einen Augenblick an und plünderte die Kette und eine schöne goldene Uhr.

Canler kehrt schließlich reicher zu den Überresten seines Bataillons zurück, als er es verlassen hat, und langsam legt sich das Chaos. Die überlebenden britischen Reiter kommen zurück zum Hügelkamm, und etwa um drei Uhr

am Nachmittag ist das Tal wieder leer – abgesehen von den Toten, den Sterbenden und den Leidenden. Die Kanoniere beider Armeen kehren zu ihren Geschützen zurück und eröffnen das Feuer. Der große Angriff von d'Erlons Truppen stand so kurz vor dem Erfolg, wurde jedoch von Salvenfeuer, von Bajonetten und der britischen schweren Kavallerie zerschlagen, welche erst die riesigen Kolonnen vernichtete und schließlich sich selbst auf so leichtsinnige Weise schadete. Ungefähr die Hälfte der Männer dieses Angriffs waren verloren; entweder wurden sie getötet, verletzt oder gefangen genommen. Jetzt versammelt sich der Rest wieder hinter der Kammlinie. Eine kurze Weile gibt es nur wenig Aktivität im Tal, doch diese Atempause sollte nicht lange andauern. Dem Kaiser läuft die Zeit davon.

«Große Schlachten werden von der Artillerie gewonnen», hatte Napoleon einmal gesagt, aber er hat so viele Dinge gesagt, dass man nicht immer weiß, was er wirklich ernst meinte. Er liebte es, solche pauschalen Feststellungen zu treffen, die ein Körnchen Wahrheit enthielten, vermutlich um einen Streit zu provozieren, den er gewinnen konnte; aber er liebte seine Artillerie, und nun schießen die großen Kanonen auf der ganzen Linie und bombardieren den britischen Hügelkamm mit Schrot und Granaten. Weitere

Kanonen beschießen Hougoumont, auch wenn sich dieser Kampf außerhalb von Napoleons Blickfeld abspielt.

Napoleon ritt kein einziges Mal zum linken Flügel seiner Armee hinüber, um zu sehen, was in Hougoumont geschah, auch wenn er Nachrichten erhalten haben musste, welche Rückschläge seine Männer erlitten, denn es war der Kaiser, der befahl, dass Haubitzen gegen die Festung eingesetzt werden sollten. Fast über die gesamte Dauer der Schlacht hielt sich Napoleon dicht an der Hauptstraße auf, entweder auf dem Gehöft Rossomme südlich von La Belle Alliance oder in der Nähe von La Belle Alliance selbst. Er trug einen grauen Paletot, und viele Männer sahen ihn auf dem höhergelegenen Gelände auf und ab gehen, von wo er über das rauchgeschwängerte Schlachtfeld blicken konnte. Ein mit Binsen bezogener Stuhl und ein kleiner Tisch waren aus dem Wirtshaus geholt worden, und hier saß er lange Zeit – einige Männer sagten, zusammengesunken – und starrte auf die Karte, die auf dem Tisch ausgebreitet worden war. Er säuberte seine Zähne mit Strohhalmen oder starrte mit dem Fernrohr durch den Rauch. Sein Bruder Jérôme behauptete später, dass Napoleon kurz das Schlachtfeld verlassen hätte, um sich Blutegel gegen seine Hämorriden setzen zu lassen, und es gilt als gesichert, dass der Kaiser Vertrauen in diese spezielle Kur hatte, doch es ist

überhaupt nicht belegt, dass sie an diesem schicksalshaften Tag Anwendung fand.

In den Jahren nach Waterloo wurde das Schlachtfeld ein beliebtes Touristenziel, und einer der vielen Führer war Decoster, der behauptet, am Morgen der Schlacht gefangen genommen und gezwungen worden zu sein, Napoleon Informationen über das Gelände zu geben. Es erscheint sinnvoll, dass ein Ortsansässiger gefragt wurde, was hinter dem Hügelkamm lag und wohin die Wege führten. Doch Decosters Geschichten scheinen zum Teil seiner Phantasie entsprungen zu sein. Der Kaiser beobachtete die Schlacht so gut er konnte durch den Rauch, doch er bestieg kein Pferd oder besuchte die verschiedenen Einheiten, die für ihn kämpften. Das taten seine Adjutanten, und ihre Pferde schossen mit Neuigkeiten und Nachrichten auf dem Hügelrücken hin und her. Auf dem französischen Kamm befand sich ein Aussichtsturm, eine hohe und wacklige Struktur aus Holz, die vermutlich kurz vor der Schlacht von Landvermessern gebaut wurde, um eine Karte zeichnen zu können. Unzweifelhaft verfolgten einige französische Offiziere das Geschehen vom Turm aus, doch es gibt keinerlei Bericht darüber, dass Napoleon selbst hinaufkletterte.

Im Gegensatz dazu saß der Duke of Wellington durchgängig auf dem Rücken seines Pferdes Copenhagen.

Den Großteil der Schlacht hielt er sich hinter der Ulme an der Kreuzung auf, doch in Augenblicken großer Gefahr war er immer bei den bedrängten Soldaten. Er hatte Picton besucht, kurz bevor d'Erlons Kolonnen die Anhöhe erreichten, doch im Laufe des Tages hielt er sich öfter am rechten Flügel auf. Er behauptete später, dass der «Finger des Schicksals» ihn beschützt hätte, weil er und Copenhagen im Gegensatz zu vielen seiner Kameraden, die an seiner Seite getötet oder verwundet wurden, keinen Kratzer abbekamen. Er war immer ein tatkräftiger General gewesen, der den Bataillonen persönlich die Befehle gab, während Napoleon damit zufrieden war, dass Ney den Kampf für ihn führte. Man sagte dem Kaiser nach, dass er einen sechsten Sinn für den Augenblick hatte, in dem eine Schlacht ihren Höhepunkt erreichte, und dass er dann seinen Meister-Streich ausführen und den Feind zerquetschen würde, doch wenn das stimmte, dann hatte ihn dieser sechste Sinn am 18. Juni 1815 verlassen. Es sollte viele Höhepunkte geben, doch keiner veranlasste ihn zu einem Überraschungsangriff, um die niederländisch-britische Schwäche für sich zu nutzen. Wellington schätzte, dass Napoleons Anwesenheit auf dem Schlachtfeld für die Franzosen so viel bedeutete wie 40000 Männer, und ohne Zweifel verehrten die französischen Soldaten den Kaiser, liebten ihn sogar, und kämpften mit dem Mut der Verzweiflung für ihn; doch auch Wellingtons

Anwesenheit war einige Männer wert. Er wurde weder verehrt noch geliebt, aber er wurde respektiert. Wenn er die Reihen entlangritt, hörte man die Feldwebel ihren Männern zurufen: «Augen geradeaus! Ruhe im Glied! Nosey kommt!» Sie wussten, dass er Disziplin mehr schätzte als alles andere. Sie wussten auch, dass er sie schätzte, und viele Berichte würdigen seine Anwesenheit. Als der Kampf am heftigsten war, als Kartätschengeschosse und Schrot und Musketenkugeln die britisch-niederländischen Reihen zerfetzten, befand sich Wellington oft nur ein paar Schritte weit weg. Ein britischer Offizier sah ihn am Nachmittag, nur begleitet von einem einzelnen Adjutanten, «der gesamte Tross war getötet oder verwundet», und Wellington, erinnert sich der Offizier, «wirkte sehr beherrscht, sah aber auch äußerst nachdenklich und blass aus». Er wirkte unerschütterlich, aber nicht, weil er es war, sondern weil er so wirken musste. Ein Soldat lud und feuerte seine Muskete ab, sein Gesicht war mit Brandspuren übersät, seine Ohren dröhnten vom Lärm, sein Blick auf die Schlacht war nur auf ein paar Meter mitten im Qualm beschränkt, und nun, wo seine Kameraden starben oder schon tot waren, warf er einen Blick auf den Duke. Wenn Wellington besorgt aussah, war es Zeit, in Panik auszubrechen. Doch wenn der Duke ruhig und zuversichtlich aussah, gab es wohl noch Hoffnung.

Doch er war weder ruhig, noch hatte er Zuversicht. Er soll gemurmelt haben: «Ich wünschte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen!», und er sah immer wieder auf seine Taschenuhr. Später sollte er oft sagen, wie knapp diese Schlacht ausgegangen war: «Noch nie bin ich einer Niederlage so knapp entgangen.» Und die ganze Zeit blickte er nach Osten. Das tat auch Napoleon. Sie betrachteten die weit entfernten Hügel und warteten auf Soldaten. Der Duke weiß, dass die Preußen kommen, sonst hätte er niemals gekämpft, doch jetzt, wo seine Armee müde ist und das Kämpfen immer weitergeht, weiß er, dass er die Preußen dringend braucht. Und Napoleon weiß, dass er nur noch eine Chance hat: Er muss Wellington brechen, bevor die Preußen angreifen. Das Wettrennen gegen die Zeit hat begonnen. Nur dass es für Blücher und seine preußischen Soldaten zum Hindernisrennen werden wird.

Die Preußen machten auf der östlichen Seite des Lasne-Tals eine Pause. Blücher hatte es eilig, doch er hatte keine andere Wahl, als zu warten, bis seine zerstreuten Kolonnen die Vorhut eingeholt hatten. Er trieb sie an. «Kinder, wir müssen vorwärts!», hörte man ihn immer wieder sagen. «Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen, ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich habe es

versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll.»

Es ist unmöglich, Blücher nicht zu mögen. Er war zweiundsiebzig Jahre alt, litt immer noch unter den Folgen seiner Abenteuer in Ligny, stank immer noch nach Schnaps und Franzbranntwein, doch er ist wie immer voller Begeisterung und Energie. Wenn Napoleons Haltung an diesem Tag als übellaunige Verachtung gegenüber dem Feind zu beschreiben ist, den er unterschätzt hat, und Wellingtons Haltung als kühle, berechnende Ruhe, die seine Besorgnis verdecken sollte, dann ist die Haltung Blüchers Leidenschaft. Er kann die Schlacht hören, die fünf oder sechs Kilometer weiter westlich ausgetragen wird, und er weiß, dass seine Soldaten den Ausschlag geben werden, doch trotz seiner Ungeduld weiß er auch, dass er sich dem Geschehen mit einer gewissen Vorsicht nähern muss.

Auf der anderen Seite des Lasne-Bettes befinden sich französische Soldaten, Leichte Kavallerie, die vermutlich kein Feuergefecht beginnen werden; doch wenn Blücher seine Einheiten in Teilen hinüberschickt, so wie sie bei ihm ankommen, wird er die französische Infanterie im Wald hinter dem Lasne in Versuchung führen, sodass seine Männer vielleicht Einheit für Einheit geschlagen werden.

Der Fluss Lasne wirkt heutzutage nicht wie ein großes Hindernis, doch am 18. Juni war das kleine Gewässer durch die heftigen Regengüsse des vorangegangenen Tages angeschwollen, und die Talhänge, normalerweise schon recht steil, waren nun rutschig vor Schlamm. Holzplanken waren verlegt worden, um den Kutschenpferden die Möglichkeit zu geben, kurze Verschnaufpausen einzulegen, und nun halfen sie der preußischen Artillerie auf ihrem heiklen Abstieg, doch für die Kanonen, die viel schwerer waren als die meisten Karren, waren viele Männer nötig, um sie auf den steilen, glitschigen Abhängen zu stabilisieren. Die Kavallerie musste ihre Pferde über den Fluss hinüberführen, die Infanterie rutschte und stolperte, doch langsam überquerten die Streitmächte ein Hindernis, das auch eine psychologische Bedeutung hatte. Wenn sie erst einmal über den Fluss hinüber waren, hatte Blücher kaum noch Rückzugsmöglichkeiten. Wenn seine Truppen von den Franzosen überwältigt würden, dann säßen sie im Tal fest und würden vermutlich vernichtet. Doch es ist zu bezweifeln, dass Blücher sich deswegen Sorgen machte. Er wollte einfach nur über diesen Fluss kommen und durch den Wald, um sich dann gegen Napoleons rechte Flanke zu werfen. Eine Idee war, sich einfach Wellingtons Streitkräften anzuschließen und die britisch-niederländischen Linien mit den preußischen Regimentern

zu verstärken. Doch Gneisenau plädiert dafür, sich von weiter südlich zu nähern, um Napoleons Armeen den Weg zurück abzuschneiden und sie so einzukreisen, was unausweichlich zur völligen Vernichtung der französischen Armee führen musste. Blücher stimmt zu, und darum ist das erste Ziel der Preußen das Dorf Plancenoit.

Doch zunächst müssen sie den Fluss Lasne überqueren. Die Leichte Kavallerie geht zuerst hinüber, und sie stößt auf französische Husaren im Bois de Paris, einem Wald, der sich auf der westlichen Seite des Flussbettes befindet. Colonel Marcellin de Marbot befehligte die französischen Reiter:

Ich warf die Husaren und Lanzenreiter, die [die preußische Kolonne] anführten, zweimal zurück. Ich versuchte Zeit zu gewinnen, indem ich den Feind so lange wie möglich in Schach hielt. Er kam nur mit großer Anstrengung über die steilen, matschigen Pfade.

Die Franzosen verpassten hier eine wichtige Gelegenheit: Général Lobau hatte über 6000 Infanteristen im Westen des Waldes, und hätten sich diese Männer am Rand des Lasne-Tals positioniert, hätten sie die Preußen stundenlang aufhalten können. Doch Napoleon hatte Lobau klare Anweisungen gegeben, die Preußen nicht anzugreifen, bis

er hörte, dass Grouchys Kanonen sie von hinten beschossen; also blieb Lobau, wo er war, lauschte auf ein Geräusch, das nicht kam, und den Preußen gelang es, Einheit für Einheit über den Fluss zu kommen. Sie sammelten sich im Bois de Paris, zuerst die Kavallerie, dann die Infanterie und schließlich die Artillerie auf der Straße. Es dauerte seine Zeit – es führte nur eine schmale Brücke über den Lasne –, doch im Laufe des Nachmittags war die gesamte Streitmacht der Preußen am anderen Ufer. Grouchy, der sie hatte angreifen sollen, marschierte immer noch auf Wavre zu, wo seine Späher die Nachhut der Preußen entdeckt hatten, welche die Stadt verteidigen sollte. Und so mochte Napoleon so viel er wollte für Grouchys Ankunft in Waterloo beten, denn der Marschall bereitete sich gerade in neunzehn Kilometern Entfernung auf eine andere Schlacht vor.

General Freiherr von Müffling war der preußische Verbindungsoffizier Wellingtons, und nun schickte er seine Boten immer wieder zu Blücher. Die Alliierten standen in Kontakt, auch wenn es noch einige Zeit dauern würde, bevor die Preußen dem Feind in hinreichender Stärke begegnen konnten. Doch von Müffling hatte keinen Zweifel daran, dass die Unterstützung seiner Landsleute dringend gebraucht würde. «Nach drei Uhr», schrieb er in seinen Memoiren, «wurde die Lage des Duke kritisch, sollte die Hilfe der preußischen Armeen nicht bald kommen.»

Denn kurz nach drei Uhr starteten die Franzosen ihre bislang heftigsten Angriffe auf Wellingtons Linie.

Hougoumont stand in Flammen. Französische Haubitzen schickten Granaten über die hohen Mauern. Wenn sie die Garnison nicht hinaustreiben konnten, dann konnten sie die Verteidiger vielleicht ausräuchern. Das Feuer veranlasste Wellington zu einem seiner bekanntesten Befehle. Er besaß einen Vorrat an Papieren aus Eselshaut (Eselshaut war so glatt, dass man sie abwischen und immer wieder neu beschreiben konnte), auf denen er seine Befehle niederschrieb, wobei er den Sattelknauf als Schreibunterlage verwendete. Er war den Hügelkamm entlanggeritten und starrte auf Hougoumont herab, und nun schrieb er an Macdonell. Es lohnt sich, seinen Befehl vollständig zu zitieren, wenn man sich dabei vorstellt, dass er unter Feuer und Schlachtenlärm verfasst wurde. Die Klarheit seiner Worte ist bemerkenswert:

Ich sehe, dass das Feuer sich vom Heuschober auf das Dach des Châteaus ausgebreitet hat. Sie müssen Ihre Männer jedoch weiterhin in den Teilen des Gehöftes halten, wo das Feuer nicht hinkommt. Sorgen Sie dafür, dass keine Männer verlorengehen, wenn das Dach oder die Böden einstürzen. Wenn sie eingestürzt sind, besetzen Sie die

zerfallenen Mauern innerhalb des Gartens, vor allem falls es dem Feind möglich sein sollte, durch die Glut ins Haus zu gelangen.

Es sollte erwähnt werden, dass Macdonell den Befehl kaum brauchte; er hätte auch ohne diese sorgfältigen Instruktionen genauso gehandelt. Doch Wellington überließ selten etwas dem Zufall. Matthew Clay schoss nun nach seinem Abenteuer außerhalb der Mauern aus einem der oberen Fenster des Haupthauses, was, wie er bemerkte, höher lag als die anderen Gebäude, und ihr Feuer «ärgerte die feindlichen Plänkler»:

Der Feind bemerkte es und warf seine Granaten unter uns und setzte das Gebäude, das wir verteidigten, in Brand. Unser Offizier stellte sich in den Eingang des Zimmers und ließ nicht zu, dass ein Einziger seine Position verließ, bis unsere Stellung hoffnungslos und zu gefährlich geworden war. Wir erwarteten, dass der Boden jeden Augenblick mit uns einstürzte, und bei unserer Flucht wurden einige von uns mehr oder weniger schwer verletzt.

Die Flammen zerstörten das Haupthaus, das nie wiederaufgebaut wurde. Das Feuer erreichte auch die Kapelle, wo viele Verletzte lagen, doch die Flammen

erstarben in dem Moment, als sie das Kruzifix erreichten, das über dem kleinen Altar hing. Einige interpretierten dies als ein Wunder. Andere Verwundete befanden sich in der Scheune, die ebenfalls brannte, doch nicht alle konnten gerettet werden, und als sie bei lebendigem Leibe verbrannten, drangen ihre Schreie über das Gehöft. Auch einige Pferde verbrannten dort, und ihr Leid ergänzte den entsetzlichen Lärm dieses Tages. Doch die Garnison hielt stand. Irgendwann am Nachmittag peitschte ein tapferer Kutscher vom Royal Wagon Train seine Pferde die Straße hinab. Captain Horace Seymour, Adjutant von Lord Uxbridge, hatte den Mann gebeten, eine Wagenladung Munition zu den Verteidigern zu bringen.

Ich erwähnte nur kurz, wo er gebraucht wurde, da trieb er schon seine Pferde an und fuhr den Hügel hinab auf das Gehöft zu. Ich sah ihn am Tor ankommen. Er muss seine Pferde verloren haben, denn er wurde heftig beschossen. Ich bin davon überzeugt, dass die Guards ihre Munition diesem Mann zu verdanken haben.

Und damit erinnert er uns an die vielen Helden von Waterloo. An Lieutenant Legros und seine Männer, Sergeant James Graham, Charles Ewart … auf beiden Seiten gab es viele von ihnen. Doch es gab auch Feiglinge.

Einige Männer boten ihre Hilfe bei der Versorgung der Verwundeten an und kehrten nie zurück. Sogar unter den Eliteeinheiten war das der Fall. General Sir Andrew Barnard kommandierte eine Brigade der Light Division, darunter ein Bataillon seiner eigenen 95th Rifles. Nach der Schlacht schrieb er:

Ich bedaure sagen zu müssen, dass eine große Anzahl unserer Männer nach der Ankunft der Kürassiere ohne Anlass nach hinten ging. Nach dem Kampf zählten wir nicht weniger als 100 Vermisste, und dies betrübt mich außerordentlich, da es das erste Mal ist, dass so etwas im Regiment passiert. Kincaid sagt, dass nur wenige die Truppe nach dem Angriff der Kavallerie verließen, wenn überhaupt welche. Viele von ihnen, die nach hinten gingen, waren Männer, von denen ich es nicht erwartet hätte.

Edward Costello, einer von Barnards Schützen, wurde bei Quatre-Bras verwundet. Er kehrte mit dem Rest seiner Einheit zurück, doch am Tag der Schlacht wurde er nach Brüssel befohlen, damit seine Wunden versorgt werden konnten. Er ging nach Norden durch die Wälder und sah «Scharen» von Männern in den Bäumen:

Belgier, aber auch Engländer, hatten Feuer angezündet und kochten eifrig, während sie ihren Kameraden den Kampf gegen den Feind überließen. Sie schienen überhaupt nicht verwundet zu sein.

Es ist wichtig, daran zu erinnern, dass weit mehr Männer blieben als flüchteten. Einige Verwundete wurden nach hinten geschickt und waren sicherlich erleichtert darüber; doch viele weigerten sich auch und blieben lieber bei ihren Kameraden. Andere hatten gute Gründe, das Schlachtfeld zu verlassen. Drei Trupps (die Hälfte der Überlebenden) der Inniskilling Dragoons sollten eine Menge französischer Gefangener nach Brüssel eskortieren. Diese Gefangenen hatten noch Glück, denn sie hatten überlebt. Wilhelm Schutte war ein Arzt bei der Schwarzen Schar. «Unsere Männer», schrieb er an seine Eltern, «waren voll höllischer Wut», und dann gibt er uns ein Beispiel:

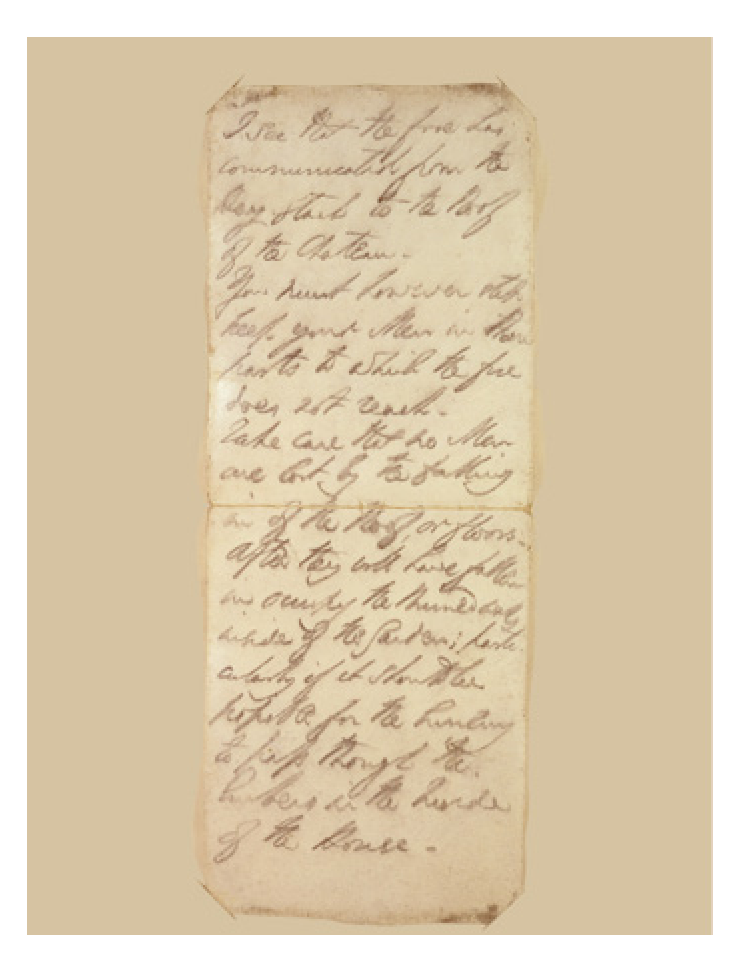
Um vier Uhr nachmittags wurden etwa 100 französische Gefangene hereingebracht; einer von ihnen floh bei nächster Gelegenheit. Ein Husar verfolgte ihn und schoss ihm mit der Pistole durch den Kopf, andere liefen zu ihm und stachen auf ihn ein, und selbst Verwundete nahmen Holzstücke oder was sie auch immer finden konnten und

schlugen zu, bis kein einziges Körperteil mehr an ihm festhing.

Am Nachmittag sieht man einen konstanten Strom von Männern das Schlachtfeld in Richtung Norden verlassen. Die meisten hatten legitime Gründe, denn sie waren entweder verwundet oder halfen den Verwundeten dabei, zu den Ärzten zu kommen; doch nicht jeder, der nach den Verletzten sah, war ein Arzt. Elizabeth Gale war die fünfjährige Tochter eines Schützen des 95th, und sie und ihre Mutter hatten das Bataillon nach Mont-Saint-Jean begleitet. Jahre später erinnerte sich Elizabeth daran, wie sie Mull zu Binden gerissen und sogar ihrer Mutter dabei geholfen hatte, die Verletzten zu verbinden. Elizabeth sollte 95 Jahre alt werden und damit die letzte Überlebende der Schlacht. Sie starb 1904. Ein Journalist interviewte sie kurz vor ihrem Tod.

Sie erinnerte sich noch lebhaft an verschiedene Männer, die im Lager starben, und wie sie sich erschreckt hatte, als ihre Mutter ein Tuch anhob, das einen Mann bedeckte, und sie sah, dass die offenen Augen des Toten offensichtlich zum Schlachtfeld hinstarrten.

Maréchal Ney, der vom südlichen Hügelkamm hinüberblickte, sah also Massen von Männern, die in Richtung Norden nach Brüssel zogen. Die meisten waren verwundet, einige waren Deserteure, viele waren Kutscher, die Munition holen sollten, und Tausende waren bewachte Gefangene. Und diese Flut an Männern, Pferden und Wagen war der Grund für das nächste große Drama von Waterloo.


I see that the fire has
communicated itself from the
Hay Stack to the Roof
of the Chateau.
You must however still
keep your Men in those
parts to which the fire
does not reach.
Take care that no Men
are lost by the falling
in of the Roof or floors.
After they will have fallen
in occupy the Ruined walls
inside of the Garden; parti-
cularly if it should be
possible for the Enemy
to pass through the
Embers in the inside
of the House.

Wellingtons Befehl, Schlacht von Waterloo, 1815: «I see that the fire has communicated itself from the haystack to the roof of the Château. You must however still keep your men in the parts to which the fire does not reach. Take care that no Men are lost by the falling in of the roof or floors.»



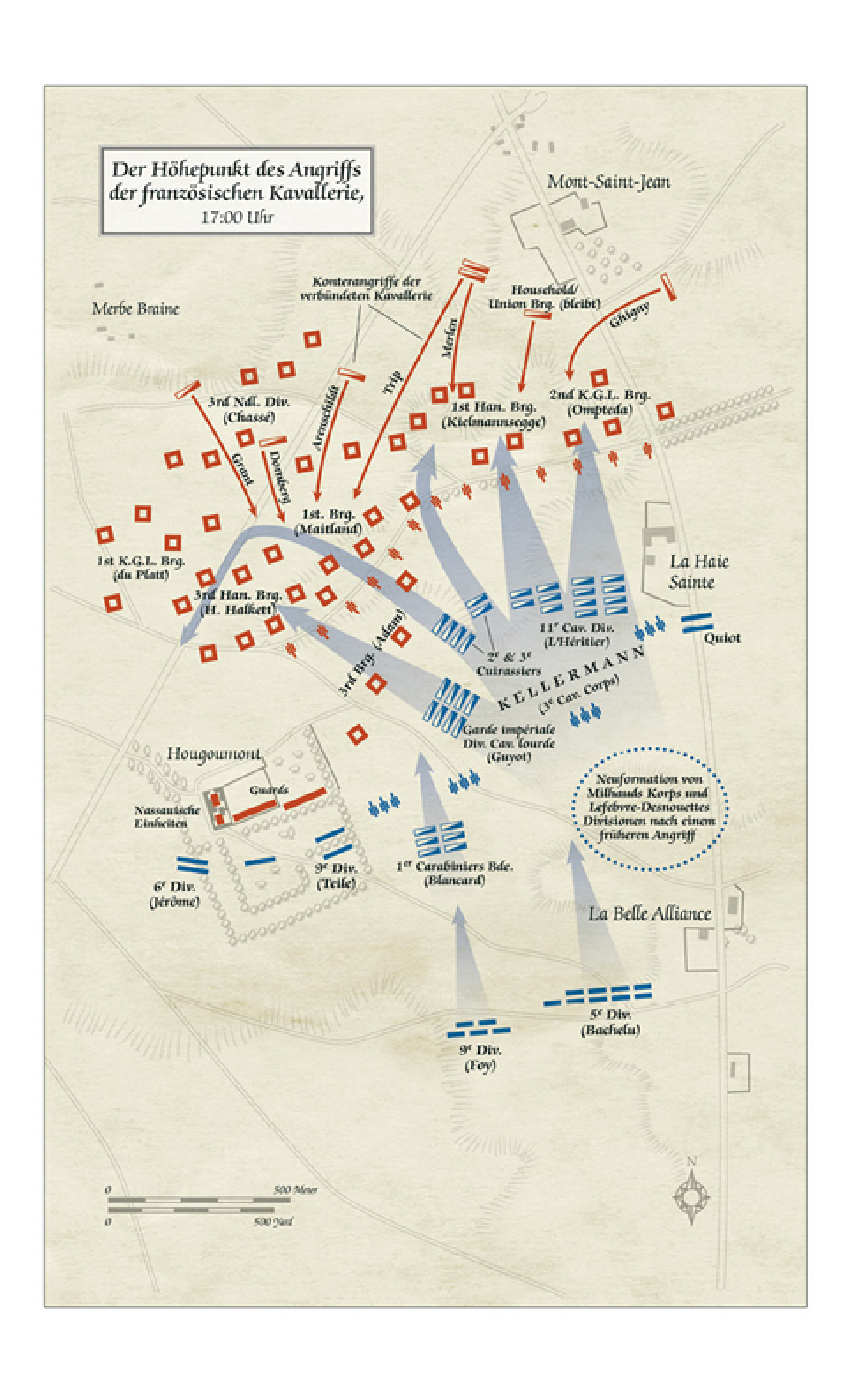
«Sir James Macdonell», von William Salter. Macdonells Aufgabe an diesem Sonntag war es, Hougoumont mit 1500 Gardisten und 600 niederländisch-deutschen Alliierten gegen etwa 9000 französische Infanteristen zu verteidigen, die sich schließlich zusammentaten, um die Verteidiger zu vertreiben.



«Verteidigung des Châteaus Hougoumont durch die Coldstream Guards», von Denis Dighton. Tausende sollten in und um Hougoumont sterben, und wir müssen es den Überlebenden nachsehen, wenn ihre Berichte nicht immer stimmig sind.



«Das Tor bei Hougoumont wird verschlossen», von Robert Gibb.



Der Höhepunkt des Angriffs der französischen Kavallerie, 17:00 Uhr
Mont-Saint-Jean
Merbe Braine
Konterangriffe der verbündeten Kavallerie
Household/ Union Brg. (bleibt)
Ghigny
Merlen
Trip
Arentsschildt
Grant
Dornberg
3rd Ndl. Div. (Chassé)
1st Han. Brg. (Kielmannsegge)
2nd K.G.L. Brg. (Ompteda)
1st. Brg. (Maitland)
1st K.G.L. Brg. (du Platt)
3rd Han. Brg. (H. Halkett)
3rd Brg. (Adam)
La Haie Sainte
11e Cav. Div. (L'Héritier)
2e & 3e Cuirassiers
Quiot
KELLERMANN (3e Cav. Corps)
Garde impériale Div. Cav. lourde (Guyot)
Hougoumont
Guards
Nassauische Einheiten
Neuformation von Milhauds Korps und Lefebvre-Desnouettes Divisionen nach einem früheren Angriff
6e Div. (Jérôme)
9e Div. (Teile)
1er Carabiniers Bde. (Blancard)
La Belle Alliance
5e Div. (Bachelu)
9e Div. (Foy)
0
500 Meter
0
500 Yard
N



Reverend William Leeke, ein Cambridge-Absolvent, war der Pfarrer der Gemeinde Holbrook in Derbyshire und Autor mehrerer ernster Schriften, mit denen er beabsichtigte, die anglikanische Kirche zu erneuern. Doch bevor er Theologie studierte und Priester wurde, war er Soldat gewesen, und 1815 war er ein siebzehnjähriger Fähnrich im 52nd Foot. «Das Herumstehen und darauf warten, mit Kanonen beschossen zu werden», schrieb er in seinen Erinnerungen über seine Militärzeit,

und dabei nichts zu tun zu haben, ist für Soldaten vermutlich das Unangenehmste, was ihnen passieren kann. Ich versuchte oft, den Kugeln aus unseren eigenen Kanonen, die über uns hinwegflogen, mit den Blicken zu folgen. Es ist viel einfacher, einer Kugel zu folgen, die über deinem Kopf abgeschossen wird, als eine zu erkennen, die auf dich zukommt, auch wenn das hin und wieder

vorkommt. Ich spreche von Kugeln, die aus Sechs-, Acht-, Neun- oder Zwölfpfünder-Kanonen geschossen werden.

Leeke hielt eine der Regimentsfahnen, auch wenn die beiden Fahnen, die schon durch die Schlachten von Vimeiro, La Coruña, Bussaco, Fuentes de Oñoro, Ciudad Rodrigo, Badajoz, Salamanca, Vitoria, Nivelle, Orthez und Toulouse getragen worden waren, mittlerweile nur noch als Fetzen an nackten Stangen bezeichnet werden konnten. Das 52nd war das größte Infanterie-Bataillon bei Waterloo mit über tausend Männern in seinen Reihen, von denen etwa die Hälfte Veteranen der Befreiungskriege waren. Das Bataillon sollte bald die Gelegenheit bekommen, seinen Ruhm zu mehren, doch im Moment muss es noch «das Unangenehmste, was einem Soldaten passieren kann» ertragen. Reverend Leeke setzt die Geschichte fort:

Nachdem wir über eine Stunde so weit unten vor den britischen Stellungen stationiert worden waren, zog ein Sonnenstrahl, der auf sie fiel, meine Aufmerksamkeit auf einige Messingkanonen vor uns, die offenbar weiter unten am französischen Hang aufgestellt worden waren und damit näher an uns als die anderen. Ich konnte genau sehen, wie die französischen Artilleristen eine davon putzten und neu luden … und als sie abgeschossen wurde,

sah ich die Kugel, die direkt auf mich zuzukommen schien. Ich dachte: Soll ich mich bewegen? Nein! Ich sammelte mich und richtete mich auf, die Fahne in der rechten Hand. Ich weiß nicht, wie schnell eine Kanonenkugel fliegt, aber ich glaube, dass zwei Sekunden verstrichen ab dem Moment, als ich sie die Kanone verlassen sah, bis sie vor der ersten Reihe des Karrees einschlug. Sie traf nicht die vier Männer in der letzten Reihe, wo ich stand, aber die vier Kerle rechts. Sie war von etwas höher abgeschossen worden und traf den vordersten Mann an den Knien und landete dann unter den Füßen des hintersten Mannes der vier, den sie schwer verwundete. Dann stieg sie wieder auf und flog zwei oder drei Zentimeter an der Fahne vorbei und über die Rückseite des Karrees hinweg, ohne weiteren Schaden anzurichten. Die zwei Männer in der ersten und zweiten Reihe fielen um. Ich fürchte, sie überlebten nicht lange; die beiden anderen fielen in das Karree hinein. Der hinterste Mann schrie ziemlich laut, dass er verwundet sei, doch als einer der Offiziere freundlich zu ihm sagte: «Oh, Mann, mach doch nicht so einen Krach», riss er sich sofort zusammen und verstummte.

Leekes Bataillon war zum Karree formiert. Sie gehörten zur Reserve, doch Wellington hatte sie rechts von seiner Linie aufgestellt, wo es bisher noch keinen Angriff gegeben

hatte. Einige Männer berichteten, dass die Schlacht nach dem Zurückdrängen von d’Erlons Truppen und dem Desaster der britischen Kavallerie, die auf d’Erlons Niederlage folgte, «ruhig» wurde, doch «ruhig» war ein relativer Begriff. Der Schlachtenlärm dröhnte den Männern immer noch in den Ohren, Hougoumont brannte und stand unter Belagerung, doch eine Weile lang unternahmen die Franzosen keinen Versuch, das Tal zu durchqueren. Die Überlebenden der Truppen von d’Erlon wurden rechts von Napoleons Linien aufgestellt und bereiteten sich darauf vor, wieder in den Kampf zu ziehen, doch Maréchal Ney, der den operativen Befehl über die französische Streitmacht hatte, befand sich jetzt auf der französischen Linken, gegenüber dem 52nd. Er saß auf dem Pferd und stand außerdem auf einer Erhebung auf dem französischen Hügelkamm, von wo er durch sein Fernrohr auf die rauchverhüllte britische Linie starrte.

Und was er sah, erfreute ihn. Er sah die Rettung Frankreichs. Er sah den Sieg.

Was er tatsächlich sah, waren die verstreuten britisch-niederländischen Geschütze auf der Anhöhe und ein paar Infanteristen dahinter. Er musste den Rauch der explodierenden französischen Haubitzengranaten sehen, die auf die Infanterie niedergingen. Aber was seine Aufmerksamkeit fesselte, war das, was hinter diesem

Gemetzel geschah, und weil er gerade hoch genug saß, um hinter Wellingtons Linien zu schauen, sah er Hunderte, vielleicht Tausende von Männern, die sich auf dem Rückzug befanden. Er sah Karren nach Norden ziehen, er sah verwundete Männer, die von ihren Kameraden gestützt oder getragen wurden, er sah bewachte Gefangene, und er schloss daraus, dass Wellington seine Armee auflöste und den Rückzug versuchte. Kurz gesagt: Er sah, wie die Briten flüchteten. Er wusste auch, dass ein guter Soldat niemals zuließ, dass der Feind ungestört abziehen konnte. Diesen Fehler hatte er gerade erst vor zwei Tagen gemacht, als er Wellington erlaubt hatte, sich ungestört aus Quatre-Bras zurückzuziehen. Napoleon hatte Ney für diesen Fehler in der Luft zerrissen, und Ney würde eine weitere Rüge nicht riskieren. Er sah Wellingtons Männer nordwärts über die Straße Richtung Brüssel ziehen, was so viel bedeutete, dass die Truppen, die sich noch auf dem Hügelrücken befanden, von Minute zu Minute weniger wurden. Jetzt war also der Augenblick, um sich von der Schmach reinzuwaschen und Frankreich zum Sieg zu führen!

Er befahl der Kavallerie den Angriff.

Eigentlich hatte er eine Brigade von Kürassieren schicken wollen, und so gab er beinahe 900 schweren Reitern mit ihren auffälligen Brustpanzern den Befehl, den

britischen Hügelkamm zwischen Hougoumont und La Haie Sainte anzugreifen. Doch der Lieutenant-Colonel Delort hielt den Angriff auf. Delort beschwerte sich bei einem anderen General,

dass ich nur den Befehl vom General erhielt, der das Korps befehligte, zu dem meine Einheit gehörte. Während des Streits, der die Bewegung der Brigade stoppte, kam Maréchal Ney persönlich und schäumte vor Ungeduld. Er bestand nicht nur darauf, dass sein erster Befehl ausgeführt wurde, sondern verlangte im Namen des Kaisers noch zwei weitere Divisionen! Ich zögerte immer noch und erklärte, dass die Schwere Kavallerie keine Infanterie angreifen sollte, die auf höherem Grund positioniert war, noch nicht geschwächt und damit gut in der Lage, sich zu verteidigen. Der Maréchal brüllte: «Vorwärts! Die Rettung Frankreichs steht auf dem Spiel!» Ich gehorchte nur zögernd.

Général Édouard Milhaud war der Truppenkommandant, der Delort hätte Befehle geben sollen, doch Milhaud war selbst in der Aufregung des Momentes gefangen. Er befahl Delort den Angriff, dann schüttelte er dem Kommandanten der Leichten Kavallerie der Garde impériale die Hand und drängte ihn: «Wir greifen an! Kommt mit uns!», was er tat,

und so schlossen sich noch weitere Reiter der Attacke an. Colonel Michel Ordener befehligte die 1er Cuirassiers und fragte sich, ob es in der Militärgeschichte «andere Beispiele von solch einer Masse von Reitern, die gleichzeitig angriffen» gegeben hatte. Tatsächlich waren in dem berühmten Französischen Sturm durch den Schnee von Eylau 1807 beinahe doppelt so viele Männer geritten, doch Ordener (der zwar in Eylau dabei gewesen war, aber durch den blendenden Schneesturm vermutlich nur wenig hatte sehen können) glaubte trotzdem, dass er noch nie zuvor eine solche Kavallerie gesehen hatte. Die 900 waren auf beinahe 5000 angewachsen.

Maréchal Ney setzte sich an unsere Spitze. Es war 16 Uhr. Zunächst waren wir unaufhaltbar. Trotz eines Eisenhagels, der auf unsere Helme trommelte, trotz einer eingesunkenen Straße, über der die englischen Kanonen standen, erreichten wir die Anhöhe und schossen wie Blitze durch die Kanonen hindurch.

Das entscheidende Wörtchen lautet «zunächst». Denn nun begann der vielleicht außergewöhnlichste Kampf an diesem außergewöhnlichen Tag. Zuerst dachte Ordener vermutlich, dass Ney das Richtige tat, denn als sein Pferd den britisch-niederländischen Hügelkamm erreichte, sah er «feindliche

Trosse und Fliehende die Straße nach Brüssel entlanghasten», und er sah die verlassene Artillerie, durch die die Reiter «wie Blitze» hindurchgeritten waren. Doch dann sah er noch etwas anderes.

Britische Karrees. Die Briten liefen nicht davon. Wellington löste seine Truppen keineswegs auf oder versuchte den Rückzug. Ja, es waren Männer und Karren auf der Straße, doch der Großteil der britisch-niederländischen Armee befand sich immer noch auf dem Hügelkamm und war bereit zu kämpfen. Die alliierten Kanonen standen tatsächlich verlassen, doch dies war nur vorübergehend, da die Kanoniere sich in die Karrees hineingeflüchtet hatten. Diese Kanonen hatten bereits ihren Tribut von den Reitern gefordert und verkrüppelte und sterbende Pferde im Tal hinterlassen. Dann hatten sie auf tödlich kurze Entfernung mit Büchsenkartätschen geschossen, bevor sie in den Schutz des nächsten Infanterie-Karrees geflüchtet waren.

Nun standen sich also Reiter und Infanteristen gegenüber, und jeder Kavallerist musste Capitaine Duthilts Worte gekannt haben: dass «es selbst für die beste Kavallerie schwer ist, wenn nicht gar unmöglich, eine Infanterie zu besiegen, die sich zu Karrees formiert hat». Und während es also zunächst so schien, als hätten die Kavalleristen die britisch-niederländischen Reihen

durchbrochen, sahen sie sich plötzlich ihrem denkbar schlimmsten Gegner gegenüber. Das breite Hügelplateau war dicht besetzt mit solchen Karrees, mindestens zwanzig an der Zahl, die in einem groben Schachmuster ausgerichtet waren, sodass jeder Reiter, der es lebend an einem Karree vorbei geschafft hatte, sofort dem nächsten gegenüberstand und immer so fort. Und jedes Karree quoll praktisch über von Bajonetten und fauchendem Musketenfeuer. In diesem Moment wäre die einzig vernünftige Entscheidung von Maréchal Ney gewesen, seinen Fehler einzusehen und die Kavallerie aus der Gefahrenzone zu bringen. Doch Michel Ney reagierte in der Schlacht selten vernünftig. Er glaubte, Mut und Leidenschaft könnten Männer durch jede Schwierigkeit hindurchführen, und vielleicht stimmte das, aber sie konnten keine Pferde dazu bewegen, sich einem Karree zu stellen.

Was nun folgte, war für beide Seiten mörderisch. Johnny Kincaid sagte über Waterloo, dass er noch nie «von einer Schlacht gehört hatte, in der alle getötet wurden, doch dies schien eine Ausnahme zu sein.» Die Verbündeten waren natürlich gewarnt gewesen. Sie hatten die Reiter über das Tal kommen sehen und hatten Zeit gehabt, sich vorzubereiten, weshalb das Bataillon des jungen Ensign Leeke sich zum Karree formiert hatte. Auch die Artillerie machte sich bereit. Sir Augustus Frazer kommandierte die

berittene Artillerie und galoppierte zu Captain Mercer hinüber. «Linker Flügel aufgesessen und so schnell ihr nur könnt im Galopp, marsch!» Mercer fährt fort:

Ich ritt mit Frazer, dessen Gesicht vom Rauch so schwarz war wie das eines Schornsteinfegers, und sein rechter Jackenärmel war von einer Musketenkugel oder Kartätsche aufgerissen, hatte aber sein Fleisch nur gestreift. Während wir ritten, erzählte er mir, dass der Feind eine riesige Menge schwerer Kavallerie vor dem Punkt versammelt hätte, zu dem er uns hinführte (etwa ein Drittel der Entfernung zwischen Hougoumont und der Straße nach Charleroi), und dass wir aller Wahrscheinlichkeit sofort angegriffen würden, wenn wir Stellung bezogen. «Aber die Befehle des Duke sind positiv», fügte er hinzu, «dass, sollten sie uns beharrlich angreifen, Sie Ihre Männer dem nicht aussetzen, sondern sich mit ihnen in die Karrees der Infanterie zurückziehen.» Während er sprach, ritten wir den Gegenhang der Hauptstellung hinauf. Wir atmeten eine neue Atmosphäre ein – die Luft war erstickend heiß und ähnelte der Luft, die aus einem Ofen drängt. Dicker Qualm umgab uns … Kanonenkugeln durchpflügten zu allen Seiten den Boden, und so dicht war der Kugelhagel, dass es schon gefährlich schien, allein den Arm auszustrecken.

Die britischen und niederländischen Kanonen waren auf dem flachen Hügelkamm ausgerichtet, und die sich nähernde französische Kavallerie bot ein unfehlbares Ziel. Die Franzosen berichteten von einem «Angriff» und dass sie «wie der Blitz» hindurchritten, doch nur wenige konnten wirklich galoppieren. Der Angriff wurde von den beiden Bollwerken La Haie Sainte und Hougoumont ausgebremst, die sich vor Wellingtons Linie erhoben. Das Feuer aus diesen beiden Festungen zwang die Kavalleristen nach innen auszuweichen, und in der dadurch entstehenden erdrückenden Enge wurden Pferde von ihren Nachbartieren praktisch in die Luft gehoben. Außerdem ritten sie über feuchte Erde hügelaufwärts und durch hohes, widerspenstiges Getreide, das noch nicht flachgetrampelt worden war. Mercer berichtete, dass die führende Kavallerie in «scharfem Trab» ritt. Als sich seine Batterie formiert hatte, befand sich der Feind seiner Schätzung nach nur noch knapp hundert Schritt vor ihm. Er befahl, Kartätschen zu schießen. «Die erste Salve brachte einige Männer und Pferde zu Boden.» Auch seine fünf anderen Kanonen kamen zum Einsatz und

richteten ein schreckliches Gemetzel an, und in der nächsten Sekunde war der Boden mit Männern und Pferden bedeckt. Doch sie ritten weiter auf uns zu – die

erste Salve hatte sie zum Schritt gezwungen –, wenn auch langsam, und es sah aus, als wollten sie über uns hinüberreiten. Wir befanden uns etwas unterhalb des Bodenniveaus, auf dem sie sich bewegten, und vor uns war eine Böschung von vierzig oder sechzig Zentimeter Höhe – und dies machte unsere Kartätschenschüsse noch effektiver … denn das Blutbad war schrecklich.

Es ist interessant, dass Mercer meint, seine Kanonen befänden sich «etwas unterhalb des Bodenniveaus, auf dem sie sich bewegten». Er musste sich in jedem Fall auf dem Hügelkamm befunden haben, der jedoch ganz flach ist und ein ziemlich breites Plateau bildet, und die britischen Karrees stehen ein Stück zurück auf diesem flacheren Land, das zum Todesstreifen wurde. Mercers Kanonen schossen direkt in die Reiter hinein, und dann zitiert Mercer einen französischen Bericht, der sich seiner Überzeugung nach auf seine Kanonen bezieht. «Durch den Rauch», schrieb der französische Kavallerist,

sah ich, wie die englischen Kanoniere ihre Geschütze verließen, alle außer sechs Kanonen, die unter der Straße stationiert waren, und beinahe sofort waren unsere Kürassiere an den Karrees, die im Zickzack feuerten. Jetzt, dachte ich, würden diese Kanoniere in Stücke geschlagen;

aber nein, die Teufel schossen mit Kartätschen weiter und mähten uns wie Gras nieder.

Tausende von Reitern versuchten nun, die Karrees anzugreifen, doch die Zahlen sprachen gegen sie. Wenn man davon ausgeht, dass ein britisches Bataillon aus 500 Mann bestand und ein Quadrat bildete, dann bestand jede Seite aus vier Reihen von je dreißig Mann. Das macht 480 Mann an den vier Seiten des Vierecks, der Rest sind Offiziere oder Sergeanten, die sich im Zentrum des Vierecks befinden. Nun betrachten wir eine Seite des Vierecks. Dreißig Männer knien und halten ihre Musketen bereit und richten ihre aufgepflanzten Bajonette nach außen. Dreißig weitere Mann stehen gebückt in der zweiten Reihe, und auch ihre Bajonette zeigen nach außen. Und hinter ihnen stehen sechzig Mann und feuern aus ihren Musketen. Dreißig Mann nehmen etwa fünfzehn Meter ein, was die Breite unseres angenommenen Karrees ausmacht, doch ein Reiter braucht mehr Platz, mindestens einen Meter, eher mehr, sodass nur vierzehn oder fünfzehn Reiter eine Flanke des Karrees angreifen können. Sie können hintereinander reiten, doch die erste Reihe wird nur aus fünfzehn Mann bestehen, und diese fünfzehn sollen nun 120 Mann begegnen, von denen die Hälfte aus Musketen feuert. Das ist nur spekulativ. Karrees waren oft

Rechtecke, doch die Rechnung geht trotzdem auf. Wenn ein Kavallerietrupp ein Karree angriff, musste er über den Haufen geschossen werden. Männer und Pferde würden fallen, und die nachfolgenden Reiter würden von schlagenden Hufen und fallenden Körpern am Weiterkommen gehindert. Und so löst sich der Angriff schon bei der ersten Salve in Chaos auf. Lieutenant Eeles, ein Schütze, beschreibt das sehr gut. Die Kürassiere hatten sich bis auf «dreißig oder vierzig Schritt» seinem Karree genähert,

als ich eine Salve schoss, die zusammen mit dem Feuer des 71st so viele Pferde zu Boden brachte, dass es dem Feind praktisch unmöglich war, seinen Angriff fortzusetzen. Ich glaube, dass die Hälfte des Feindes zu Boden ging; einige Männer und Pferde wurden getötet, mehr noch verwundet, doch der weit größte Teil fiel über die Sterbenden und Verwundeten.

Die meisten stolperten also einfach über die Gefallenen in den vordersten Reihen, und selbst wenn die Salven danebengingen, was oft bei unerfahrenen Soldaten geschah, die zu hoch schossen, konnte die Kavallerie trotzdem nicht direkt auf das Karree zureiten, weil ihre Pferde vor dem Hindernis scheuten. Als die King's German

Legion das Karree bei García Hernández durchbrach, hatte die französische Salve ein Pferd und auch seinen Reiter getötet, und das Gewicht der beiden Leichen hatte wie ein Rammbock fungiert, der eine Lücke ins Karree riss, durch die andere Reiter hindurchgaloppierten. Doch jene Schlacht wurde auf trockenem, hartem Boden ausgetragen, während sich die Reiter bei Waterloo durch Matsch und Korn kämpfen mussten und bereits von Kanonen und Büchsenkartätschen beschossen worden waren, die Lücken in ihre Reihen gerissen hatten. Ein Offizier der Royal Engineers nahm Zuflucht in einem Karree der 79th und berichtet, dass bei der ersten Salve zu viele Männer zu hoch schossen und die Musketenkugeln nur wenig Schaden anrichteten. Doch die Pferde brachen trotzdem zur Seite aus, wo sie natürlich von einem weiteren Kugelhagel begrüßt wurden. Und hinter der ersten Reihe von Karrees befanden sich weitere und damit noch mehr Bajonette und Musketen. Ney hatte seine Kavallerie in ein Labyrinth des Todes geführt.

Es ist möglich, dass Kavallerie ein Karree besiegt. Dies kann durch Zufall geschehen, wie bei García Hernández, doch wahrscheinlicher war, dass die Infanterie von Angst gepackt wurde. Der Angriff einer Kavallerie war ein schrecklicher Anblick – große Männer auf großen Pferden, Männer mit Brustplatten und Helmen und Federbüschen, das Donnern der Hufe, das Blitzen der erhobenen

Schwerter und Säbel. Unerfahrene Soldaten konnten durchaus von Panik ergriffen werden, und die Karrees konnten durch Kanonenkugeln oder Musketen so auseinandergefallen sein, dass die Reiter das blutige Geschäft nur noch vollenden mussten. Bei der Schlacht von Wagram 1809 durchbrachen die französischen Chasseurs ein österreichisches Karree, indem sie schräg auf die Reihen zustürmten, die gerade eine Salve auf eine andere Kavallerieeinheit abgegeben hatten, doch solch ein Sieg war so selten, dass der Oberst, der die Chasseurs befehligte, sofort mit einer Beförderung belohnt wurde.

Selbst erfahrene Soldaten konnten von dem Anblick angreifender Kavallerie überwältigt werden. Sergeant Tom Morris, dessen Offizier mit der schwangeren Frau verheiratet war, die den ganzen Weg von Quatre-Bras nach Brüssel gegangen war, befand sich in einem der Karrees und sah, wie die Kürassiere über die Anhöhe kamen.

Ihr Anblick als Feind reichte sicherlich aus, um sich zu fürchten, denn keiner von ihnen war kleiner als einen Meter achtzig und geschützt von Stahlhelmen und Brustpanzern … Ihr Anblick war so beeindruckend, dass ich glaubte, wir hätten nicht die geringste Chance gegen sie.

Rees Howell Gronow war Ensign bei den 1st Foot Guards. Sein Bataillon hatte London verlassen, um zeremonielle Pflichten zu erfüllen, doch der junge Gronow, der das Eton College erst vor drei Jahren verlassen hatte und die Armee unbedingt nach Flandern begleiten wollte, hatte sich 200 Pfund geliehen und daraus beim Wettspiel 600 Pfund gemacht, was ausreichte, um sich ein Pferd zu kaufen und sich ohne Erlaubnis nach Belgien einzuschiffen. Nun stand er – statt als Wache vor dem St. James's Palace – auf dem Hügelkamm, und kein Mann, berichtete er, würde «die schreckliche Erhabenheit dieses Angriffs» je vergessen:

In der Ferne schien sich eine überwältigend lange Linie zu nähern, die glitzerte wie eine stürmische Meereswelle, wenn die Sonne darauf fällt. Die berittene Horde näherte sich, wobei die Erde unter ihrem donnernden Trampeln zu erzittern schien. Man würde glauben, dass nichts der Wucht dieser schrecklichen sich bewegenden Masse standhalten konnte. Es waren die berühmten Kürassiere … die sich auf den meisten Schlachtfeldern Europas ausgezeichnet hatten. In unglaublich kurzer Zeit waren sie bis auf zwanzig Schritt herangekommen und schrien: «Vive l'Empereur!» Der Befehl «Vorbereiten auf die Kavallerie!» wurde ausgegeben, jeder Mann in den ersten Reihen kniete sich hin, und eine Wand aus glänzendem Stahl,

zusammengehalten von ruhigen Händen, stellte sich den wütenden Kürassieren entgegen … Der Angriff der französischen Kavallerie wurde tapfer ausgeführt, doch unser gut gezieltes Feuer brachte die Männer und Pferde zu Boden, und nicht lange danach entstand die größte Verwirrung in ihren Reihen … Wieder und wieder versuchten verschiedene Kavallerieregimenter, schwere Dragoner, Ulanen, Husaren und Carabinere unsere Mauer aus Stahl zu durchbrechen.

Einige der französischen Kavalleristen trugen Karabiner, also kurzläufige Gewehre mit glattem Lauf, die sie auf die Karrees abfeuerten, doch Gronow schätzt, dass diese Schüsse «nur geringe Wirkung» hatten und die Reiter kaum Gelegenheit, in dem Durcheinander nachzuladen, während die Rotröcke dies mit geübter Routine erledigen konnten. «Unsere Männer», berichtet Gronow, «hatten Befehl, nicht zu feuern, bis der Gegner nah herangekommen war». In zwanzig Schritt Entfernung konnte selbst die ungenaueste Muskete ein Kavallerieregiment nicht verfehlen, und die Männer hatten zudem den Befehl, auf die Pferde zu schießen, da ein gefallenes und verwundetes Pferd für die nachfolgenden Reiter ein echtes Hindernis war. «Es war schrecklich, das Leiden der armen Pferde mit anzusehen», sagt Gronow.

Und die Taktik ging auf. Unablässiges, gnadenloses Salvenfeuer ließ den Angriff der Kavallerie verpuffen. Das Musketenfeuer, berichtet er,

brachte eine große Anzahl von Pferden zu Boden und sorgte für unbeschreibliche Verwirrung. Die Pferde der ersten Reihe der Kürassiere blieben trotz aller Bemühungen ihrer Reiter in zwanzig Schritt Entfernung vor unseren Karrees stehen, sie zitterten, die Mäuler voll Schaum, und ließen sich nicht auf die geschlossenen Reihen aus Stahl zutreiben.

Die Riflemen in ihren grünen Jacken bildeten ebenfalls Karrees. Ihre Gewehre waren kürzer als Musketen, darum befand sich ein längeres Bajonett daran, ein etwa 60 Zentimeter langes Stück Stahl. Rifleman John Lewis sah die Kürassiere «in ihrer Rüstung» herankommen. Gronow hielt das Karabinerfeuer vielleicht für folgenlos, doch Lewis hätte ihm widersprochen:

Wir rückten alle zusammen und bildeten ein Karree, als sie auf zehn Schritt an uns herangekommen waren, und da stellten sie fest, dass sie nichts gegen uns ausrichten konnten; sie feuerten mit ihren Karabinern auf uns, und der Mann rechts von mir wurde schwer getroffen, und das Blut

lief aus seinem Bauch und aus seinem Rücken wie bei einem Schwein, das man in den Hals sticht; er fiel auf die Seite; ich sprach mit ihm; er sagte nur: «Lewis, mit mir ist es aus!», und dann starb er. Die ganze Zeit hielten wir das Feuer gegen die Garde impériale aufrecht, bis sie zurückwichen, doch sie machten mehrmals rechtsum kehrt und feuerten wieder; und während ich nachlud, traf eine ihrer Kugeln mein Gewehr, nur ein paar Zentimeter über meiner rechten Hand, gerade als ich die Kugel mit der rechten hineinrammte, und verbog den Lauf so, dass ich die Kugel nicht runterbekam; genau in diesem Moment kam ein Schuss aus einem Neunpfünder und riss den Sergeant unserer Truppe einfach entzwei; er war nicht mehr als drei Reihen vor mir, darum warf ich mein Gewehr fort und ging und nahm seins.

Gronow hatte die Kavallerie mit einer «Meereswelle» verglichen, und wie eine Welle, die sich am Strand bricht, brach auch die Kavallerie und zog sich wieder zurück. Sobald die Reiter sich vom Hügelkamm zurückgezogen hatten, eilten die Kanoniere aus den Karrees und eröffneten das Feuer erneut. Captain Mercer lud seine Kanone doppelt, indem er eine Büchsenkartätsche über eine Kanonenkugel stopfte. Die Kavallerie positionierte sich

neu in fünfzig oder sechzig Schritt Entfernung, griff wieder an, und er gab den Befehl zu feuern.

Der Effekt war grässlich, beinahe die gesamte erste Reihe fiel sofort, und die Kanonenkugel, die die Kolonne durchdrang, sorgte durch alle Reihen hindurch für ein Durcheinander … Unsere Kanonen wurden mit erstaunlicher Betriebsamkeit bedient … Diejenigen, die sich über die Leichenhaufen von Mensch und Tier schoben, gewannen nur wenige Meter und fielen dann selbst und fügten denen hinter ihnen neue Hindernisse hinzu. Auf jeden Schuss hin fielen Männer und Pferde wie das Gras unter der Sichel.

Doch immer noch drängten die Franzosen voran, schoben sich in die Lücken zwischen die Karrees, wo sie von Musketenfeuer niedergeschossen wurden. Die Karrees der Alliierten waren während dieser Angriffe relativ sicher, da die französische Artillerie das Feuer einstellte, solange die Kavallerie sie umringte. Doch sobald die Kavallerie sich wieder zurückzog, schossen die feindlichen Kanonen wieder, und weil die Reiter sich nur ein Stück hinter den Hügelkamm zurückzogen, konnte sich die Infanterie nicht hinlegen. Also wurden die Karrees mit Kugeln und Granaten beschossen. Die Franzosen hatten außerdem

berittene Artillerie vorgeschickt und positionierten sie nun am Rand des Plateaus, und diese Geschütze stimmten nun in das Bombardement ein. John Lewis berichtet weiter:

Dem Mann, der links neben mir stand, wurde sein linker Arm von einer Neunpfünder-Kugel abgeschossen, gerade über dem Ellenbogen, und er drehte sich um und hielt sich mit seiner rechten Hand an mir fest, und sein Blut lief über meine Hose.

Sergeant Tom Morris glaubt, dass einige französische Kanoniere gemeinsam mit den Reitern nach vorn kamen und eine britische Kanone herumdrehten und, wie er es nennt, «Schrot» abschossen, wobei es sich mit großer Wahrscheinlichkeit jedoch um Büchsenkartätschen handelte. «Unsere Lage», schrieb er, «war wirklich schrecklich»:

Unsere Männer fielen zu Dutzenden im feindlichen Feuer. In diesem Moment ging auch eine große Granate direkt vor uns nieder, und während die Lunte noch brannte, fragten wir uns, wie viele von uns sie erwischen würde. Als sie explodierte, wurden etwa siebzehn Männer getötet oder verwundet.

Ensign Gronow war wie gelähmt vom Anblick innerhalb des Karrees. «Es war unmöglich, auch nur einen Schritt zu machen», schrieb er,

ohne auf einen verwundeten Kameraden oder auf Leichen zu treten; und das laute Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden war entsetzlich … Unser Karree war ein reines Lazarett voller Toter, Sterbender und Verwundeter. Die Angriffe der Kavallerie waren ein schrecklicher Anblick, doch in Wahrheit waren sie eine Erleichterung, da die Artillerie nun nicht mehr auf uns schießen konnte.

Erstaunlicherweise beharrte Ney weiterhin auf den Angriff der Kavallerie. Nicht ein einziges Karree war aufgebrochen worden, doch trotzdem führte er die Reiter den Hügel hinauf und ins Kreuzfeuer disziplinierter Formationen hinein. Und er bestand sogar darauf, noch mehr Männer in den Kampf zu schicken, bis die Angriffstruppe beinahe so groß war wie die bei Eylau; ungefähr 9000 Kavalleristen sollten sich nun auf 20000 Infanteristen stürzen. Ney sah eine Brigade von Carabiniers – Männer mit stählernen Brustplatten –, die in einer Senke nahe Hougoumont warteten. Ihr Kommandant Général Blanchard hatte den Befehl von Général Kellermann erhalten, sich diesem

Wahnsinn nicht anzuschließen, doch Maréchal Ney, so erinnert sich Kellermann,

galoppierte [zur Brigade] hinüber und tobte, weil sie nichts taten. Er befahl ihr, sich auf sieben oder acht englische Karrees zu stürzen … die von zahlreichen Artilleriegeschützen flankiert wurden. Die Carabiniers wurden gezwungen zu gehorchen, doch ihr Angriff verlief ohne Erfolg, und die Hälfte der Brigade blieb sterbend am Boden liegen.

«Die Besten, die Frankreich besitzt», sagte Général Foy, der fassungslos zusah, wie die Kavallerie wieder und wieder in ihr Verhängnis ritt. «Ich sah ihre goldenen Brustplatten», berichtet ein französischer Infanterieoffizier. «Sie ritten an mir vorbei, und ich sah sie nie wieder.»

Manchmal hielt die Kavallerie zwischen den Karrees inne. Sie forderte die britische Infanterie zum Schießen heraus, denn alle Reiter wussten: die beste Chance, ein Karree aufzubrechen, war kurz nach einer Salve, wenn die hintersten zwei Ränge ihre Gewehre neu luden. So war das Karree in Wagram aufgebrochen worden, doch die britische Infanterie war darauf gedrillt worden, zug- oder kompanieweise zu schießen, sodass immer geladene Musketen bereit waren.

Die französische Kavallerie hatte keine Chance. Sie ritt an den Karrees vorbei, wurde beschossen und traf dann auf die britische leichte Kavallerie, die hinter den Infanterieformationen wartete. Einige Franzosen versuchten auf dem Rückweg, den kugelspuckenden Karrees zu entgehen, indem sie hinter Hougoumont entlangritten und damit zurück auf ihre eigene Seite des Tals. Sie waren Kürassiere, ihre Pferde waren müde, und viele waren verwundet, doch die Reiter fanden einen Hohlweg, der eine sichere Rückkehr zu den französischen Linien zu ermöglichen schien. Doch er war keineswegs sicher. Der Weg war von einem Baumverhau und dem 51st versperrt, einem Yorkshire-Bataillon, sowie einem Regiment der Schwarzen Schar, das ganz in der Nähe wartete. Sergeant William Wheeler von den 51st berichtet in einem Brief an seine Eltern, den er fünf Tage später schrieb, was sich dann abspielte:

Wir sahen sie kommen, und wir waren bereit, wir eröffneten das Feuer, und das Werk war in einer Sekunde getan. Als wir neu geladen hatten und der Rauch abgezogen war, sahen wir einen einzigen Mann, der über die Bergkuppe vor uns lief. Ein anderer wurde von Capt. Jno. Ross gerettet, bevor einige aus der Schwarzen Schar ihn richten konnten. Ich ging hin, um zu sehen, welche

Folgen unser Feuer gehabt hatte, und noch nie habe ich einen solchen Anblick auf so kleinem Raum gesehen, denn etwa hundert Männer und Pferde lagen da. Diejenigen, die erschossen worden waren, hatten Glück, denn die verwundeten Pferde schlugen und traten um sich und brachten bald zu Ende, was wir begonnen hatten.

Wheeler sah nur einen Überlebenden, doch in Wahrheit gab es noch ein paar mehr, und ein französischer Infanteriemajor sah sie auf seine Seite des Tals zurückkehren:

Wir sahen Rauch aufsteigen, wie von einem brennenden Heuhaufen … Wir liefen hin und sahen fünfzehn bis achtzehn Cuirassiers … Männer und Pferde waren entstellt, blutüberströmt und schwarz vor Dreck … Ein Lieutenant hatte diese Männer aus dem schrecklichen, tödlichen Hohlweg und durch eine halbe Armee geführt! Die Pferde waren schweißüberströmt, und der Rauch, den wir gesehen hatten, war nichts als der Dampf, der von ihren Körpern aufstieg … Welch ein entsetzlicher Angriff!

Und immer noch kehrten die Reiter zurück, und immer noch wurden sie wieder in den Kampf geschickt. Das 14th war ein Bedfordshire-Fußregiment, und anders als alle

anderen britischen Bataillone bei Waterloo bestand es nicht aus Veteranen von Wellingtons Feldzügen bei den Unabhängigkeitskriegen. Der befehlshabende Offizier war Lieutenant-Colonel Tidy, für seine Männer nur «Old Frank», und seine Tochter notierte den Rat ihres Vaters, den er seinen unerfahrenen Soldaten gab, als sie mitansahen, wie die gefürchtete Kavallerie auf sie zuritt:

«Nun, meine jungen Lausebengel», sagte er, «bleibt standhaft! Wenn ihr eure Position haltet, kann euch noch nicht mal der Teufel persönlich etwas anhaben, aber wenn auch nur einer von euch seine Position aufgibt, dann wird er jeden Einzelnen von euch Muttersöhnchen kriegen, so sicher, wie ihr geboren seid!»

Und so war es. Solange die Karrees dicht beisammenstanden, war die französische Kavallerie machtlos. Sergeant Wheeler bewunderte

den kalten unerschrockenen Mut unserer Karrees, die wie so oft einem zerstörerischen Feuer der französischen Artillerie ausgesetzt waren, und gleichzeitig oder weniger als eine Minute später von allen Seiten von der schweren Kavallerie des Feindes umringt waren, die direkt vor die Gewehrläufe unserer Männer ritt und versuchte, sie mit

den Schwertern zu treffen. Doch es war sinnlos, denn sie konnte nicht ein einziges Karree aufbrechen.

Doch die französische Kavallerie war ebenso tapfer, als sie wieder und wieder durch die Hölle des Artilleriefeuers auf die mörderischen Mauern aus Musketen zuritt. Lieutenant John Black von den Royal Scots spürte beinahe so etwas wie Bedauern für den Feind. «Es war der herrlichste Anblick, den man sich nur vorstellen kann», schrieb er an seinen Vater,

die Männer in vollem Galopp und alle in ihren glänzenden Rüstungen herankommen zu sehen, wie sie aus tiefster Seele «Vive l'Empereur!» riefen, und auch unsere Männer schrien, so laut sie nur konnten. Wir gaben ihnen eine solche Salve, dass ihre zwei vordersten Reihen niedergingen, und dann hasteten sie davon, während unsere Männer sie in der entsetzlichsten Weise niederschossen, bis sie außen um den Hügel herumgeritten waren und auf der gegenüberliegenden Seite wieder herunterkamen. Und wieder trafen sie auf denselben Empfang … hinter uns, wo sie ihren dritten Angriff ritten, diesmal mit den Ulanen vorn. Die Kürassiere wurden fast alle vernichtet, und die wenigen Übriggebliebenen befanden sich hinter den Ulanen, und sie ritten ihren

Angriff, bis sie auf etwa zehn Schritt an uns herangekommen waren, doch unser Feuer war so heiß, dass sie es nicht aushielten, und sie brachen in der Mitte ein, und ein Teil ritt um die eine Seite unseres Karrees herum und die anderen um die andere Seite, sodass sie das Feuer von beiden Seiten und auch von vorn bekamen, und einige der Männer liefen zum Hügelkamm und erwischten die, die herunterritten, und von 500 oder 600 der schönsten Soldaten der Welt entkamen nur 5 Männer und 4 Pferde, kannst du das glauben?, aber es ist wahr bei meiner Ehre.

Die schönsten Soldaten der Welt starben, und ebenso die Rotröcke. Sie litten nicht so sehr unter der Kavallerie als unter den französischen Kanonen, die zwischen den Angriffen feuerten, und der Befehl «Schließt die Reihen!» war ein ums andere Mal zu hören. Einige Karrees schrumpften zu Dreiecken. Die Kanonenkugeln streifen den Hügelkamm und schlugen immer wieder in die Formationen ein. Sergeant Wheeler sah General «Daddy» Hill, der den rechten Flügel von Wellingtons Armee befehligte, in das Karree des 51st kommen und um etwas zu trinken zu bitten, weil er so ausgetrocknet war, und während er noch aus dem Holzbecher eines Soldaten trank, tötete eine Kugel vier Männer in seiner Nähe.

Aus Maréchal Neys Sicht waren die Angriffe der Kavallerie erfolglos. Er war so frustriert, als ihm erneut ein Pferd unter dem Sattel weggeschossen wurde, dass er dabei gesehen wurde, wie er mit seinem Schwert auf ein britisches Kanonenrohr einschlug. Doch unbeabsichtigt rieb er die britisch-niederländischen Truppen allmählich auf, denn solange sie sich gegen die Angriffe der Kavallerie in Karrees aufstellen mussten, waren sie ein gefundenes Fressen für die geschickten französischen Kanoniere.

Die niederländischen und britischen Kanonen wurden zwischen den Angriffen der Kavallerie verlassen und wieder bemannt, sobald die Reiter verschwunden waren. Doch die Franzosen zogen sich nicht weit zurück. Mehrere Augenzeugen berichten, dass die Kavallerie über den Hügelkamm zurückritt, doch ihre Helme gleich dahinter sichtbar blieben, während sie sich zu einem weiteren erfolglosen Angriff formierten. Wie viele Angriffe waren es? Das weiß niemand. Manche sprechen von sieben oder acht, andere schätzen, es waren ein Dutzend oder noch mehr. Sie kamen einfach immer wieder, bis sie die Verluste nicht länger verkraften konnten, und dazwischen, während sie sich auf einen weiteren Angriff vorbereiteten, schossen die französischen Kanonen auf die niederländisch-britischen Reihen. Ein Bataillons-Offizier berichtet:

Wir hatten drei Kompanien, die uns praktisch in Stücke geschossen wurden; ein Schuss tötete oder verwundete fünfundzwanzig der 4th Kompanie, ein weiterer tötete den armen Fisher, meinen Captain, sowie achtzehn aus unserer Kompanie … ich sprach gerade zu [Fisher], und ich bekam sein gesamtes Hirn ab, als sein Kopf in Stücke flog.

Private John Smith aus dem 71st beschrieb es etwas bildlicher: «Glieder, Arme, Köpfe flogen in alle Richtungen, doch nichts davon berührte mich.» Er schätzte, dass die französische Kavallerie «die tapferste war, die wir je gesehen hatten, sie griff uns viele Male an, doch wir standen felsenfest … sie gingen zu fünfzig oder sechzig zu Boden, Pferde und Männer übereinander». So viele Pferde starben. Etwas früher in der Schlacht, vor dem großen Kavallerieangriff, hatte Captain Mercer beobachtet, wie der Kanonier einer benachbarten Batterie versuchte, ein verwundetes Pferd vor ihren Geschützen wegzubringen, doch das arme Tier kehrte immer wieder um, weil es mit den anderen Pferden zusammen sein wollte. Endlich konnten sie das Tier wegbringen, und es flüchtete sich zu Mercers Equipage. «Übelkeit ergriff mich», erinnert sich Mercer, «gemischt mit einem tiefen Gefühl des Mitleids».

Eine Kanonenkugel hatte den unteren Teil des Tierkopfes abgetrennt, gleich unter den Augen. Doch es lebte immer noch und schien sich allem um sich herum vollkommen bewusst, während seine vollen, klaren Augen uns anzuflehen schienen, ihn nicht von seinen Kameraden zu trennen. Ich befahl dem Schmied, das Tier von seinem Leid zu erlösen, und nach wenigen Minuten hatte er diesen Befehl ausgeführt, indem er dem Tier den Säbel ins Herz stach. Selbst er bekundete sein Mitgefühl.

Einige französische Infanterie-Plänkler waren der Kavallerie gefolgt und stellten sich nun als Plage heraus, da sie vom Rand des Plateaus auf die Kanoniere schossen, während sich die Kavallerie auf dem unteren Abhang neu formierte. Mercers Männer wollten Büchsenkartätschen auf diese Plänkler schießen, doch man hatte ihm befohlen, seine Munition zu sparen, und außerdem wäre es Verschwendung gewesen, Kartätschen auf eine so zerstreute Linie von Plänklern zu schießen, und vermutlich auch wirkungslos. Also beschloss Mercer, dass er ein Beispiel abgeben müsste, indem er mit seinem Pferd vor den Kanonenrohren auf und ab ritt:

Das brachte meine Männer zur Ruhe; doch als die großen blauen Gentlemen sahen, wie ich sie herausforderte,

nahmen sie mich gleich zum Ziel und begannen geflissentlich ihre Übung, um mir zu zeigen, was für schlechte Schützen sie waren, und um das alte Artillerie-Sprichwort wahr zu machen: «Je näher das Ziel, desto sicherer ist man.» Ein Kerl ließ mich zusammenzucken, doch der Schuss ging daneben, also drohte ich ihm mit dem Finger und nannte ihn einen Spitzbuben etc. Der Kerl grinste, während er nachlud, und zielte wieder auf mich … Als wolle er meine Qual noch verlängern, zögerte er es schrecklich lang hinaus. Mir schien es wie eine Ewigkeit. Wann immer ich kehrtmachte, folgte mir der Lauf seines infernalischen Rohrs. Endlich knallte es, und die Kugel zischte dicht hinter meinem Hals vorbei.

Der Angriff der Kavallerie zog sich über ungefähr zwei Stunden. Er war eine Katastrophe, die den Großteil von Napoleons Kavallerie vernichtete, ohne viel auszurichten, und die wertvolle Zeit kostete. Maréchal Ney bestand auf einer Taktik, die nicht aufging, und Napoleon, der von La Belle Alliance zusah, griff nicht ein. Wellington dagegen befand sich mittendrin, ritt von Bataillon zu Bataillon, suchte manchmal Schutz in einem Karree oder trieb sein Pferd an, um einem Ansturm der feindlichen Kavallerie zu entkommen. Seine Anwesenheit war wichtig. Die Männer sahen seine scheinbare Ruhe und gewannen dadurch

Zuversicht. Er sprach mit Offizieren und sorgte dafür, dass die Männer ihn über den schrecklichen Lärm hinweg hören konnten: «Verflucht soll der Kerl sein, das ist doch bloß ein Sandlatscher!» Er ermutigte seine Männer durchzuhalten und versprach ihnen eine Zeit des Friedens, sobald die Schlacht gewonnen war. Man hörte ihn auch murmeln, er wünsche, die Nacht oder die Preußen kämen endlich. Doch so kurz vor dem längsten Tag des Jahres lag der Einbruch der Dunkelheit noch vier Stunden entfernt.

Irgendwann während des Massakers der französischen Reiter tönten Gewehrschüsse weit im Osten. Vermutlich wurden sie von niemandem in den britisch-niederländischen Karrees oder in den angreifenden Schwadronen gehört. Das Geräusch musste im Lärm der alliierten Kanonen untergehen, im Knattern der Musketen, im Knallen von Musketenkugeln, die auf Brustplatten trafen «wie ein heftiger Hagelsturm, der auf Glasscheiben niedergeht», wie Gronow berichtet, und im Donnern der Hufe; doch es war ein unheilvolles Geräusch, jedenfalls für die Franzosen, denn es war das Donnern der ersten preußischen Gewehre. Die Schlacht von Waterloo war in diesem Moment zu einer Schlacht von drei Armeen geworden.

Die Preußen hatten einen langen, zermürbenden Marsch über schlechte Straßen hinter sich, und die ganze Zeit über hörten sie die Kanonen von Mont-Saint-Jean immer näher kommen. Als sie die hinterhältige Senke des Lasne-Tals hinter sich gelassen hatten, befanden sie sich im tiefen, dichten Bois de Paris, durch den ein einzelner, schlammiger Pfad nach Westen führte, und all ihre Geschütze und Munition mussten von müden Pferden über eine schlechte Straße gezogen werden. All das dauerte. Es machte keinen Sinn, Männer bataillonsweise auf das Schlachtfeld zu schicken, wo sie ein gefundenes Fressen für die Franzosen wären. Sie mussten zusammen ankommen, bereit zu kämpfen, und darum versammelte Blücher seine Männer im Wald.

Er hatte die Wahl. Er hätte nach Norden gehen können, damit seine Armee auf dem Hügelkamm mit Wellingtons Männern zusammentraf, oder er konnte sich wagemutig nach Süden vorwagen, um die Franzosen einzukreisen. Er wählte die zweite Möglichkeit. General von Bülows Korps, das nicht bei Ligny gekämpft hatte, sollte über das Dorf Plancenoit angreifen, das hinter Napoleons Stellungen lag. Einunddreißigtausend Männer sollten den ersten Angriff führen, und wenn sie aus dem Wald kamen und sich zu Bataillonskolonnen auf den Feldern dahinter zusammenfanden, würden sie die Turmspitze der Kirche von Plancenoit als Landmarke sehen.

Das 1. Korps unter General von Zieten, das bei Ligny schrecklich gelitten hatte, folgte von Bülows Männern zum Schlachtfeld. Sie nahmen eine nördlichere Route, denn ihre Aufgabe war es, sich mit den Britisch-Niederländern auf ihrem Hügelkamm zu vereinen. Boten waren den ganzen Tag hin und her geritten, doch jetzt schickte Blücher zwei Kavallerieoffiziere los, um dem Duke of Wellington seine Ankunft mitzuteilen. Die beiden Männer galoppierten in ihrer preußischen Uniform am linken Flügel des Duke vorbei, der immer noch von den Leichen von d'Erlons Infanterie gesäumt war. Jubel begleitete sie auf dem Ritt entlang der Reihen.

Es war etwa 16.30 Uhr, als die Preußen, aus dem Wald auftauchend, ihren dramatischen Auftritt hatten, und die Flankentaktik, die in Ligny und in Quatre-Bras gescheitert war, ging schließlich auf. Napoleon hatte gehofft, d'Erlon würde in Ligny einen Angriff über die Flanke führen, während Blücher dieselben Hoffnungen auf Wellington gesetzt hatte. Jetzt, zwei Tage später, gab es einen Flankenangriff. Napoleon hatte gebetet, es möge Grouchy sein, der diesen Angriff durchführte, doch der war immer noch in Wavre, wo er auf die preußische Nachhut traf und sie angriff. Grouchy kämpfte die falsche Schlacht am falschen Ort, und die Männer, die er eigentlich hätte bekämpfen sollen, besiegten nun Napoleon. «Unsere

Männer waren erschöpft», schrieb Franz Lieber, «doch der alte Blücher gönnte uns keine Ruhe.»

Als wir am Marschall vorbeimarschierten … schrien unsere Soldaten Hurra, denn es war immer eine Freude für sie, den «Alten» zu sehen, wie er genannt wurde. «Seid ruhig, Jungs», sagte er, «haltet den Mund; dafür ist noch Zeit genug, wenn der Sieg erst mal errungen ist.» Dann gab er seinen berühmten Befehl … der mit den Worten schloss: «Wir werden ihn schlagen, denn wir müssen.»

Liebers Colberg-Regiment war in Reserve, und sie sahen zu, wie von Bülows Männer über die offenen Felder zu dem fernen Kirchturm zogen. Kavallerie, Infanterie und Artillerie zogen gemeinsam voran, was genau das Gegenteil von dem war, was Maréchal Ney getan hatte, als er die französische Kavallerie den Hügel hinauf in den Tod geschickt hatte. Die französische Artillerie lieferte sich ein Duell mit den schweren preußischen Kanonen, die alle paar Minuten weitergezogen werden mussten, um mit dem Vormarsch Schritt zu halten. Es war ein klassischer Angriff: Kanonen und Infanterie gemeinsam mit der Kavallerie, die sie unterstützte, die Plänkler ganz vorn. Französische Kavallerie bedrohte ständig die preußische Plänklerlinie, doch sie griff nur einmal an. Oberstleutnant von Colomb,

einer der preußischen Husaren, vertrieb sie. Ein wenig später erhielt von Colomb den Befehl, ein französisches Karree anzugreifen, und er fragte nach Freiwilligen aus seinem Regiment. «Freiwillige vor!», rief von Colomb, und sein gesamtes Regiment trieb seine Pferde ein paar Schritte voran.

Auf diesen offenen Feldern gab es keine Deckung, keine schützenden Gegenhänge, und die Kanoniere beider Seiten hatten leichtes Ziel. Colonel Auguste Petiet sah, wie eine einzelne Kanonenkugel

den Kommandanten einer Schwadron köpfte, zwei Beine eines Pferdes abtrennte und das Pferd von Colonel Jacquinot tötete, dem befehlshabenden Officier der 1er *Ulanen und Bruder des Divisionsgenerals. Auf einen Schlag waren die drei erfahrensten Offiziere der* 1er *Ulanen tot.*

General Lobau war zahlenmäßig unterlegen und wurde zurückgedrängt, doch hinter ihm lag Plancenoit, der größte Ort in der Gegend. Die Franzosen und die Preußen hatten in den engen Straßen von Ligny und Saint-Amand erfahren müssen, wie heftig der Kampf in einem Dorf toben konnte. Und nun stand ihnen dasselbe Martyrium in Plancenoit bevor. Die Häuser waren aus Stein, ebenso wie die Mauern des Friedhofs, und Lobau verwandelte das Dorf in eine

Festung. Es musste unbedingt gehalten werden, denn sonst konnte die preußische Armee hinter Napoleons Armeen ziehen und ihnen die Straße nach Brüssel abschneiden. Lobau enttäuschte Napoleon nicht, seine Männer verteidigten überragend, doch die Zahl der Preußen stieg und stieg, und schon bald drohten Blüchers Bataillone, das Dorf einzukreisen. Lobau schickte nach Hilfe.

Generalleutnant Johann von Thielmann bat ebenfalls um Hilfe. Er war Befehlshaber der preußischen Nachhut, die in Wavre geblieben war, um jeden Angriff von Grouchys Truppen abzuwehren. Grouchy hatte 33000 Männer, von Thielmann gerade mal die Hälfte, doch die Preußen hatten den Fluss Dyle als Verteidigungslinie. Der Kampf war heftig, besonders an der Christusbrücke von Wavre, doch die Überzahl der Franzosen erlaubte Grouchy, von Thielmann auf dem Flügel zu umgehen, der daraufhin Boten zu Blücher schickte und um Verstärkung bat.

«Nicht einen Pferdeschweif soll er kriegen», war Blüchers Antwort. Blücher wusste, dass der Kampf in Wavre nur ein Nebenschauplatz war. Wie Gneisenau gesagt hatte, «macht es nichts, wenn er geschlagen wird, solange wir den Sieg hier einholen».

Es war ein Sommerabend. Rauch lag dick über dem Tal und drang nun auch aus den Kanonen von Plancenoit. Der Kampf um das Dorf hatte begonnen, doch in der

Zwischenzeit griffen die Franzosen weiter nördlich wieder an, wo Wellingtons Linie auf blutige Weise ausgedünnt wurde.

Maréchal Neys Angriff der Kavallerie war tapfer und sinnlos gewesen, denn er hatte Pferde und Männer gegen unnachgiebige Karrees geschleudert.

Diese Karrees hätten von der Artillerie zerschlagen werden können, wenn es Ney gelungen wäre, mehr Kanonen dichter an die Kampflinie zu bringen, oder er hätte sie mit Infanterie niederzwingen können. Dies war die Stein-Schere-Papier-Realität der Napoleonischen Kriege: Wenn man den Feind dazu zwingen konnte, Karrees zu bilden, dann holte man eine Linie von Infanteristen dazu und überwältigte sie mit Musketenfeuer. Sehr spät an diesem Nachmittag setzte Maréchal Ney diese Taktik endlich ein und befahl 8000 Infanteristen, die britischen Karrees anzugreifen. Ein Historiker hat die Vermutung geäußert, dass Napoleon die Kavallerieangriffe zuließ, weil die Anwesenheit der Reiter die britisch-niederländischen Streitkräfte dazu zwang, in Karrees zu bleiben, sodass sie seiner Artillerie gegenüber verwundbar waren, und ohne Zweifel hatte die Artillerie in Wellingtons Reihen ein schreckliches Gemetzel angerichtet. Doch reichte es, um sie so zu schwächen, dass

ein weiterer Infanterieangriff die Linie durchbrechen konnte?

Général Reilles Korps aus 8000 Infanteristen war nicht in den Kampf um Hougoumont hineingezogen worden. Dieser Kampf dauerte immer noch an, doch die Franzosen hatten es nicht geschafft, das Gehöft einzunehmen. Musketenkugeln schlugen weiter in die Mauern ein, Granaten explodierten im qualmenden Trümmerhaufen des Châteaus, und die Toten stapelten sich im Obst- und im Küchengarten. Doch Hougoumont hielt stand.

Die Verteidiger des Gehöfts mussten gesehen haben, wie die französischen Kolonnen östlich von ihnen den Hügel hinaufstiegen. 8000 Männer marschierten unter dem Schlagen der Trommeln und flatternden Adlern. Waterloo war eine solch riesige Schlacht, so überwältigend in seiner Intensität und Dramatik, dass dieser Angriff von Reilles 8000 Mann starker Infanterie oft übersehen wird, als wäre es nur ein kleineres Scharmützel gewesen. Doch er verdient unsere Aufmerksamkeit. Der größte französische Infanterieangriff während des gesamten Spanischen Unabhängigkeitskrieges hatte genau diese Größe, als 8000 Franzosen in den Horror von Albuera hineinmarschierten, und nun schickte Maréchal Ney die Divisionen von Général Bachelu und Général Foy den Hügel hinauf. Ihre Aufgabe war es, sich in Linie auszurichten und dann die britischen

Karrees mit Musketenkugeln zu überziehen, doch die Briten würden nur in Karrees verbleiben, wenn weiterhin Bedrohung durch die Kavallerie bestand, und die französischen Reiter waren erschöpft. Sie hatten wieder und wieder angegriffen, hatten außergewöhnlichen Mut gezeigt, und zu viele von ihnen lagen nun tot auf dem Hügel. Von ihnen war kein Angriff mehr zu erwarten, also erklomm die Infanterie den Hügel ohne Unterstützung durch die Kavallerie, was bedeutete, dass die Briten sie in Linie empfangen konnten. Es war eine vierreihige Linie, was die Feuerkraft der Briten einschränkte, doch der Bataillonskommandant wusste, dass die Kavallerie vielleicht zurückkehren würde, und eine vierreihige Linie war ein Kompromiss, der ermöglichte, sich bei Bedarf schnell zum Karree zu formieren.

Die französische Infanterie hatte sich im vom Kugelhagel zersiebten Wald unterhalb von Hougoumont gesammelt und marschierte zum Angriff. Plänkler wurden vorausgeschickt, und diese Männer kämpften gegen die britischen Plänkler, wobei beide Seiten die zahllosen toten und sterbenden Pferde als Deckung nutzten. Und hinter den französischen Plänklern kamen die Angriffskolonnen. «Kaum hatten wir den Wald verlassen», sagte Colonel Trefçon, ein Adjutant von Général Bachelu,

als Musketenkugeln und Kartätschen auf uns niederregneten. Ich war neben Général Bachelu, als er getroffen und sein Pferd getötet wurde … Gerade als wir die Engländer mit unseren Bajonetten erreicht hatten, traf uns ein Beschuss von unglaublicher Heftigkeit. Unsere Soldaten fielen zu Hunderten, und der Rest musste sich eiligst zurückziehen, sonst wäre keiner von ihnen zurückgekehrt.

«Eiligst zurückziehen» ist eine Möglichkeit der Beschreibung. Général Foy, der seine Brigade links von Bachelus Division führte, beschrieb es unverblümt:

Als wir kurz davorstanden, mit den Engländern zusammenzutreffen, erlebten wir einen heftigen Beschuss aus Büchsenkartätschen und Musketen. Es war ein Todeshagel. Der Feind … kniete in den vorderen Reihen und präsentierte eine Hecke aus Bajonetten. Die Kolonnen von [Général] Bachelus Division flohen als Erste, und ihre Flucht verursachte auch die Flucht meiner Kolonnen. In diesem Moment wurde ich verwundet. Eine Kugel drang durch meinen rechten Oberarm, wenn auch der Knochen unversehrt blieb. Ich dachte, ich hätte nur einen Kratzer erhalten und blieb auf dem Schlachtfeld. Alles floh. Ich

sammelte die Überreste meiner Brigade im Tal neben dem Wald von Hougoumont. Wir wurden nicht verfolgt.

Das britische Infanteriefeuer hatte einmal mehr seine Wirkung gezeigt, und wieder einmal hatte die Linie die Kolonne bezwungen. Achttausend Männer waren in Sekunden besiegt, durch konzentrierte Musketensalven vom Hügelkamm gefegt und von Büchsenkartätschen zerrissen worden. Die Überlebenden flohen den schauderhaften Hang hinab, der glitschig von Blut war, voller toter und sterbender Pferde und toter und verwundeter Männer. Er war übersät mit Brustplatten, fortgeschleudert von pferdelosen Kürassieren, die um ihr Leben liefen, und ebenso mit Schwertscheiden, denn viele der französischen Kavalleristen hatten ihre Scheiden demonstrativ liegengelassen, um zu zeigen, dass ihre Klingen nicht ruhen würden, bis der Sieg errungen wäre.

Es war dumm gewesen, die Infanterie ohne Unterstützung hinaufzuschicken, um die britischen Soldaten anzugreifen, die zwar angeschlagen, aber nicht gebrochen waren – ebenso dumm, wie es gewesen war, die Kavallerie ohne Unterstützung durch die Infanterie oder Artillerie loszuschicken. Wenn der Kaiser wirklich gedacht hatte, dass die Opferung seiner Kavallerie die Vernichtung von Wellingtons Infanterie bedeuten würde, dann war er

vom «Todeshagel» und von «einem Beschuss von unglaublicher Heftigkeit» widerlegt worden. Wenn die Franzosen durch Wellingtons Linie brechen wollten, dann mussten sie das tödliche Spiel von Stein, Schere, Papier sehr viel geschickter spielen, denn Général Foy und Général Bachelu hatten gerade entdeckt, dass die britischen Bataillone, angeschlagen oder nicht angeschlagen, immer noch überwältigende Musketensalven abgeben konnten.

Die lange Kanonade ging weiter. Die Rotröcke zogen sich weiter vom Hügelkamm zurück, und die Haubitzengranaten flogen zwischen sie, und die Kanonenkugeln trafen auf das flache Hügelplateau, aber die Schlacht sollte nicht durch Artillerie gewonnen werden. Die Franzosen mussten die britisch-niederländische Linie erneut angreifen, und bisher war jeder Versuch, durch ihre Reihen zu brechen, gescheitert. Doch schließlich errangen die Franzosen einen Erfolg, den sie dringend brauchten.

Es war der große Höhepunkt im Zentrum von Wellingtons Linie.



«Schlacht von Mont-Saint-Jean». Diese Ansicht wurde während der Schlacht von Major Kunts aus der Hannoveraner Einheit gemalt und mit Anmerkungen versehen. Rechts sieht man Hougoumont heftig brennen.



«Angriff der britischen Karrees durch die französische Kavallerie bei der Schlacht von Waterloo», von Denis Dighton. Der Beschuss von La Haie Sainte und Hougoumont zwang die Kavalleristen nach innen auszuweichen, und in der

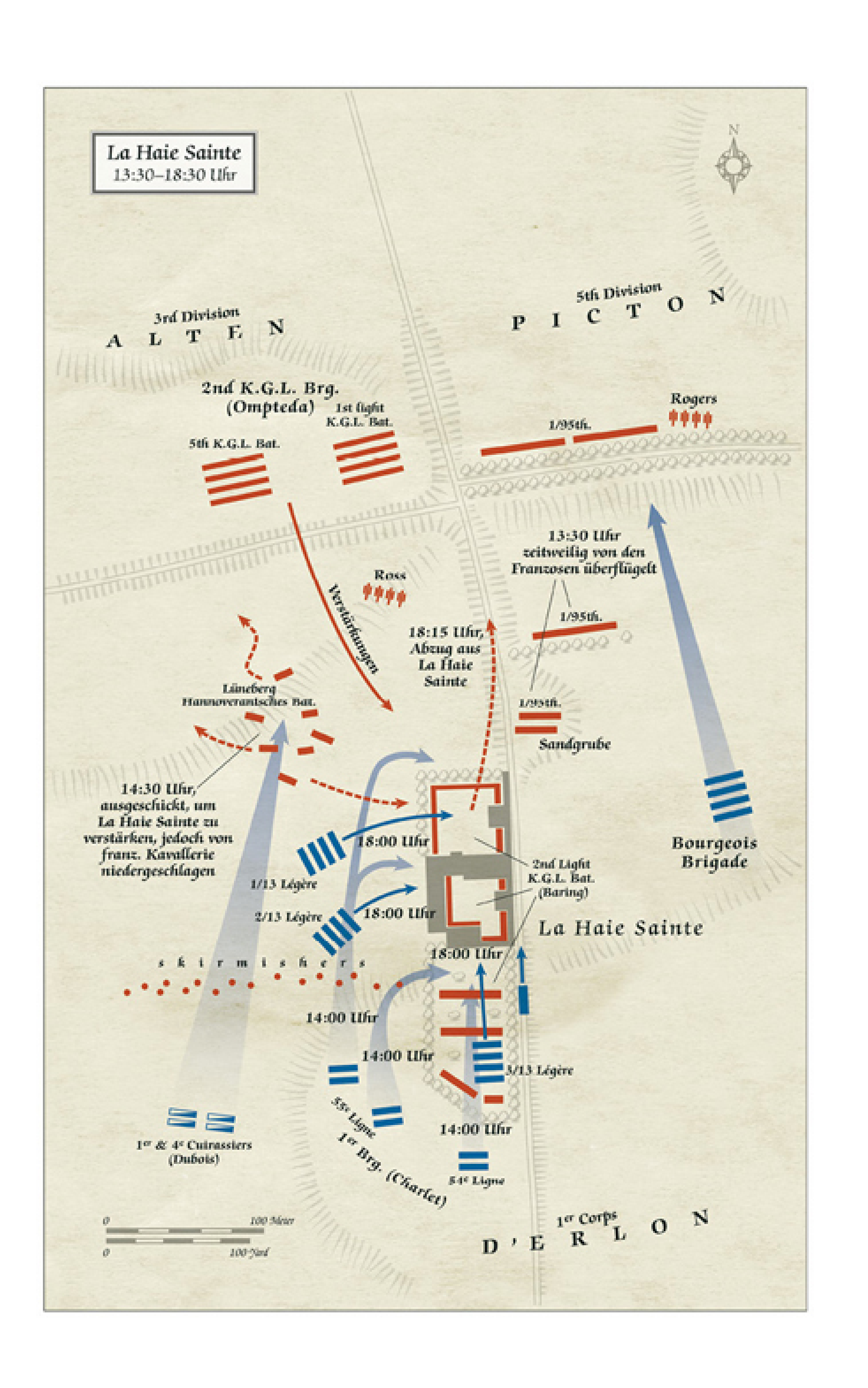
dadurch entstehenden erdrückenden Enge wurden Pferde von ihren Nachbartieren praktisch in die Luft gehoben.



«Kürassiere greifen die Highlander an» (Detailansicht), von Felix Philippoteaux. Der Angriff war eine Katastrophe, die den Großteil von Napoleons Kavallerie vernichtete, ohne viel auszurichten, und die vor allem wertvolle Zeit kostete.



«Der Duke of Wellington sammelt die Infanterie auf dem Schlachtfeld», von Robert Alexander Hillingford. Wellington befand sich mittendrin, ritt von Bataillon zu Bataillon, suchte manchmal Schutz in einem Karree oder trieb sein Pferd an, um einem Ansturm der feindlichen Kavallerie zu entkommen. Seine Anwesenheit war wichtig.



La Haie Sainte
13:30–18:30 Uhr
N
3rd Division
A L T E N
5th Division
P I C T O N
2nd K.G.L. Brg.
(Ompteda)
1st light K.G.L. Bat.
5th K.G.L. Bat.
Rogers
1/95th.
13:30 Uhr zeitweilig von den Franzosen überflügelt
Ross
Verstärkungen
18:15 Uhr, Abzug aus La Haie Sainte
1/95th.
Lüneberg Hannoveranisches Bat.
1/95th.
Sandgrube
14:30 Uhr, ausgeschickt, um La Haie Sainte zu verstärken, jedoch von franz. Kavallerie niedergeschlagen
18:00 Uhr
1/13 Légère
2nd Light K.G.L. Bat. (Baring)
Bourgeois Brigade
2/13 Légère
18:00 Uhr
La Haie Sainte
18:00 Uhr
s k i r m i s h e r s
14:00 Uhr
14:00 Uhr
3/13 Légère
14:00 Uhr
1er & 4e Cuirassiers (Dubois)
55e Ligne
1er Brg. (Charlet)
54e Ligne
1er Corps
D'E R L O N
0 100 Meter
0 100 Yard

Kapitel Elf
Verteidigt euch! Verteidigt euch! Sie kommen von allen Seiten!



Das ist harter Beschuss, Gentlemen», sagte der Duke of Wellington, als die französischen Kanonen ihr Bombardement seiner Linie aufrechterhielten. «Wir wollen sehen, wer am längsten schießt.»

Die Strategie des Duke war einfach: Er hatte beschlossen, den Hügelkamm zu verteidigen, und hoffte darauf, Napoleon so lange in Schach zu halten, bis Blücher eintraf. Nun hatte Blücher das Schlachtfeld erreicht, doch die Preußen kamen nur langsam voran. Wellington gab sich ruhig, doch die Männer merkten, wie oft er auf seine Uhr sah, und der Duke erklärte später, dass die Zeiger sich nur noch kriechend vorwärtszubewegen schienen. Der preußische Angriff auf Plancenoit zog französische Truppen aus der Schlacht ab, die zwischen den beiden Hügelkämmen ausgetragen wurde, doch das war Wellington oder seinen Männern noch nicht klar. Sie

wurden immer noch von der Artillerie beschossen, und die französische Infanterie sammelte sich auf dem Kamm, um sich auf einen weiteren Angriff auf die Stellungen des Duke vorzubereiten.

Napoleons schöne Töchter beschossen Wellingtons Hügelkamm, doch die Artillerie allein würde die Britisch-Niederländer nicht zum Rückzug bewegen. Dazu war ein weiterer Angriff notwendig. Bisher hatten die Franzosen Wellington unfreiwillig geholfen: Sie hatten den Beginn der Schlacht hinausgeschoben, damit der Boden trocknen konnte, und an einem Tag, an dem jede Minute zählte, war dies für den Duke ein Gottesgeschenk. Dann hatte d’Erlon in einer unhandlichen Formation angegriffen, sodass es seinen Männern praktisch unmöglich war, sich zu Karrees zu formieren; also waren sie von der Kavallerie aufgerieben worden, während Ney in einem Anfall von Optimismus die kaiserliche Kavallerie in das britische Geschützfeuer geschickt hatte. Doch nun, als Kanonenfeuer um Plancenoit zu hören war, machten die Franzosen alles richtig.

La Haie Sainte (der Name bedeutet geheimnisvollerweise Heilige Hecke) war die zentrale Bastion des Duke – eine Festung, die vor dem Hügelkamm lag und neben der Hauptstraße von Brüssel nach Charleroi. Es war ein großes Gehöft, allerdings nicht annähernd so groß wie

Hougoumont, und ganz aus Steinen errichtet. Dicht bei den Franzosen befand sich ein Obstgarten, dahinter lag der Hof, und nur zweihundert Schritt von der Kreuzung entfernt und dem britischen Hügelkamm am nächsten befand sich der Küchengarten. Der Hof war von drei Seiten von Gebäuden begrenzt, während die vierte, zur Straße gewandte Seite von einer langen und hohen Steinmauer geschützt wurde, durch die zwei Tore führten. Eine große Scheune schloss den Hof nach Süden hin ab, und die großen Scheunentore öffneten sich auf die Felder hinaus, von wo die französische Kavallerie angegriffen hatte, aber in ihrer Verzweiflung hatte die Garnison während der nasskalten Nacht die beiden Türen verfeuert. Die westliche Seite des Hofes bestand aus einer Reihe von Ställen, während das Wohnhaus an der nördlichen Flanke lag, welche von einem schmalen Gang durchschnitten wurde, der vom Hof in den Küchengarten hinausführte.

Das Gehöft stand während der gesamten Schlacht unter Belagerung, doch anders als Hougoumont war es nicht gut auf eine Verteidigung vorbereitet. Die riesigen Scheunentore waren fort und erlaubten den Franzosen einen leichten Zugang, während die Mauern nicht mit Schießscharten ausgestattet waren. Die Pioniere, also die Männer, die auf dem Schlachtfeld die Ingenieursarbeit erledigten, waren alle nach Hougoumont geschickt worden, und La Haie Sainte wurde vernachlässigt. Ein

britischer Stabsoffizier schrieb, verbittert über diesen Fehler:

Die Garnison war ungenügend, die Arbeiter waren abgezogen worden, man erklärte den Ort als ausreichend stark für seine Zwecke, und absolut nichts wurde in der Nacht zu seiner Verteidigung unternommen; stattdessen hätten Gerüste gebaut, Schießscharten gebohrt, Türen und Tore verrammelt, das Dach teilweise abgedeckt, das Stroh weggeworfen und Munition eingelagert werden müssen.

Trotzdem wehrten die deutschen Verteidiger jeden französischen Angriff ab. Die Franzosen hatten den Obstgarten und den Küchengarten besetzt, doch die massiven Mauern des abgeschlossenen Gebäudekomplexes und die Schützen der King’s German Legion hielten sie zurück. Der Küchengarten wurde von der Garnison wieder besetzt, als d’Erlons Truppen zurückwichen, doch französische Plänkler blieben im Obstgarten. Sie versuchten, das Scheunendach in Brand zu setzen, doch ein kleiner Teich im Hof lieferte genügend Wasser, um die Flammen zu löschen. Major Georg Baring, ein erfahrener und kompetenter Offizier, führte die Verteidiger an. Er hatte die Schlacht mit 400 Männern begonnen, doch mit

der Verstärkung, die zum Gehöft geschickt worden war, hatte er nun etwa 800 Männer unter seinem Kommando.

Ihre Anwesenheit war für die Franzosen ein großes Ärgernis. Jeder Angriff auf Wellingtons Hügelkamm wurde vom Flankenfeuer der KGL-Gewehre und der britischen Schützen aus der Sandgrube hinter dem Gehöft sowie auf der anderen Seite der Straße unter Feuer genommen. La Haie Sainte hinderte die Franzosen daran, das Zentrum von Wellingtons Linie direkt anzugreifen, und zwang sie, ihre Angriffe zwischen dem Gehöft und Hougoumont oder zwischen dem Gehöft und den Gebäuden linker Hand der britisch-niederländischen Linie hindurchzuleiten.

Daher stellte sich La Haie Sainte, auch wenn es nicht gut auf seine Verteidigung vorbereitet war, als Haupthindernis der französischen Angriffe heraus, und darum hatten die Franzosen den ganzen Nachmittag lang versucht, das Gehöft einzunehmen. Der Feind, schrieb Baring, «kämpfte mit einem Grad an Mut, den ich bei den Franzosen noch nie zuvor gesehen hatte».

Die weit offen stehende Scheune war verbarrikadiert worden und nun zum Teil von den Leichen der Feinde blockiert, während die äußeren Mauern mittlerweile grobe Schießscharten aufwiesen – manche waren durch den feindlichen Kanonenbeschuss entstanden –, durch die beide Seiten feuerten. Jetzt, spät am Nachmittag, nach

dem gescheiterten Versuch, die britische linke Flanke zu durchbrechen, erhielt Maréchal Ney den Befehl, das Ärgernis zu beseitigen. Er musterte die Bataillone aus d’Erlons Korps und führte sie an der Hauptstraße entlang, und diesmal brachte er auch Kavallerie und mobile Artillerie mit.

Auch wenn Ney es noch nicht wusste, so stand das Ergebnis von vornherein fest, denn die Garnison besaß kaum noch Munition. Baring hatte einen Boten nach dem anderen geschickt und verzweifelt um Patronen gebeten, doch es kam nichts an. Die Munition befand sich hinter dem Hügelkamm und stand bereit, verteilt zu werden, doch aus irgendeinem Grund erreichten Barings Hilfegesuche nie die richtige Person, und so schwand der Vorrat dahin. «Wie ich mich fühlte», berichtete Baring, «als ich beim Nachzählen feststellte, dass wir nicht mehr als drei oder vier Patronen pro Mann hatten!»

Und so griffen die Franzosen unter der sinkenden Sonne und den dünner werdenden Wolken und unter dem dichten, nach Schwefel stinkenden Qualm erneut an. Sie umringten das Gehöft, und was dann geschah, wird am besten von einem der deutschen Überlebenden erzählt, Schütze Frederick Lindau. Er wurde von Baring als Held geehrt, denn früher am Nachmittag war er zweimal am Kopf verwundet worden, und als man ihm befahl, zum

Hügelkamm zurückzugehen, um sich versorgen zu lassen, hatte er sich geweigert, seine Kameraden im Stich zu lassen. Er kämpfte mit einer provisorischen, mit Rum getränkten Bandage um den Kopf, und das Blut rann ihm ständig über das Gesicht. Er befand sich im Schuppen, als der große Angriff begann:

Da die Schießscharten hinter uns nicht voll bemannt waren, feuerten die Franzosen durch diese auf uns. Ich und einige Kameraden stellten uns an diese Schießscharten, worauf das feindliche Feuer schwächer wurde. Gerade, als ich geschossen hatte, packte ein Franzose mein Gewehr, um es wegzuziehen. Ich sagte zu meinem Nachbarn: «Sieh mal, der Hund zerrt an meinem Gewehr.» – «Warte», sagte er, «meines ist noch geladen», und der Franzose fiel. In diesem Moment packte ein anderer nach meinem Gewehr, doch mein Nachbar rechts von mir stach ihm ins Gesicht. Nun, als ich mein Gewehr zurückziehen und neu laden konnte, flog ein Kugelhagel an mir vorbei … eine davon riss meine wollene Schulterrolle ab, und eine andere zerschlug den Abzugshahn meines Gewehrs. Um mir ein neues zu holen, ging ich zum Teich, wo Sergeant Reese gerade im Sterben lag. Er konnte nicht einmal mehr sprechen, doch als ich versuchte, sein Gewehr zu nehmen – ich wusste, es war ein gutes Gewehr –, sah er mich grimmig an. Ich nahm

ein anderes, es lagen viele herum, und ging zurück zu meiner Schießscharte. Doch schon bald hatte ich all meine Patronen abgefeuert, und bevor ich weiterschießen konnte, durchsuchte ich die Taschen meiner gefallenen Kameraden, die fast alle bereits leer waren … Kurz darauf hörte ich einen [Offizier] durch das ganze Gehöft schreien: «Verteidigt euch! Verteidigt euch! Sie kommen von allen Seiten!» Ich sah einige Franzosen oben auf der Mauer. Einer von ihnen sprang herunter … doch in diesem Moment bohrte ich ihm mein Bajonett in die Brust. Er fiel auf mich drauf, und ich schleuderte ihn zur Seite, doch mein Bajonett war verbogen, und ich musste es fortwerfen. Ich sah meinen Lieutenant vor der Tür des Hauses im Nahkampf mit den Franzosen. Einer von ihnen wollte Ensign Frank erschießen, doch Lieutenant Graeme durchbohrte ihn mit seinem Schwert und schlug einem anderen ins Gesicht. Ich versuchte zu ihm zu gelangen, um ihm zu helfen, doch plötzlich war ich von Franzosen umringt. Ich machte nun guten Gebrauch vom Kolben meines Gewehrs und schlug damit um mich, bis nur noch der Lauf übrig war, und konnte mich befreien. Hinter mir hörte ich Flüche … und bemerkte zwei Franzosen, die Hauptmann Holtzermann in den Schuppen trieben. Ich wollte ihm helfen, als mich ein Franzose an der Brust packte … dann stach ein anderer mit seinem Bajonett nach mir. Ich warf den Franzosen zur Seite, sodass er derjenige

war, der vom Bajonett getroffen wurde. Er ließ mich los und schrie «Mon Dieu, mon Dieu» und fiel zu Boden. Jetzt hastete ich zum Schuppen, wo ich zu entkommen hoffte, doch als ich den Eingang von einer Menge versperrt fand, sprang ich über eine Trennwand, wo Hauptmann Holtzermann und einige meiner Kameraden standen. Bald schon drängte eine große Menge von Franzosen auf uns zu.

Lindau wurde gefangen genommen. Er hatte Glück. Man nahm ihm seine Habseligkeiten ab, die er selbst von anderen geplündert hatte, doch er wurde nicht von seinen Feinden getötet, die in ihrer Kampfwut viele Männer der Garnison umbrachten, obwohl sie sich ergaben. Von den 400 Männern, die die ursprüngliche Garnison bildeten, konnten nur 42 durch den schmalen Gang fliehen, der durch das Haus führte. Einer von ihnen war Lieutenant George Graeme:

Wir mussten alle durch einen schmalen Gang hindurch. Wir wollten dort anhalten und angreifen, doch es war unmöglich; die Kerle feuerten den Gang hinunter. [Ein Franzose] war etwa fünf Schritte von mir entfernt und zielte mit seinem Gewehr auf mich, als [ein Offizier aus meiner Kompanie] ihm in den Mund und durch seinen Hals

hindurch stach; er fiel sofort. Doch nun drängten sie herein.

Major Baring nimmt die Geschichte auf. Nicht alle Männer, die durch diesen Gang zu fliehen versuchten, erreichten den Garten, vermutlich weil der enge Korridor von toten oder sterbenden Männern blockiert wurde.

Unter den Leidenden hier war Fähnrich Frank, der bereits verwundet worden war; den ersten Mann, der ihn angriff, hatte er mit seinem Säbel durchbohrt, doch im selben Moment wurde sein Arm von der Kugel eines anderen getroffen und gebrochen; trotzdem erreichte er ein Schlafzimmer und konnte sich hinter einem Bett verstecken. Zwei der Männer suchten ebenfalls Zuflucht in dem Zimmer, doch die Franzosen folgten ihnen dicht auf den Fersen und schrien «Kein Pardon für euch grüne Bastarde!» und erschossen sie vor seinen Augen.

Ensign Frank blieb in seinem Versteck und wurde nicht entdeckt. Lieutenant Graeme konnte ebenfalls der Gefangenschaft entgehen und flüchtete durch den Küchengarten und dann zurück auf den Hügelkamm. Während dieser Kampf ausgefochten wurde, befahl der Prinz von Oranien, der Schlanke Billy, einem Bataillon der

King’s German Legion, zum Gehöft vorzudringen, um die Garnison zu unterstützen. Der Kommandant des Bataillons, Oberst Ompteda, protestierte, dass die Franzosen immerhin Kavallerie zur Unterstützung ihrer Infanterie hätten und dass sein Bataillon sich nicht mit beiden herumschlagen könne, doch der unerfahrene Prinz von Oranien wusste es besser und bestand darauf, dass Ompteda, ein extrem erfahrener Soldat, seinen Befehl befolgte. Ompteda gehorchte und starb, und sein Bataillon wurde von Kürassieren buchstäblich vernichtet, die eine weitere Fahne eroberten. Der Schlanke Billy hatte wieder zugeschlagen.

La Haie Sainte war verloren, weil die Garnison keine Munition mehr hatte und die Männer gezwungen waren, mit Bajonetten, Schwertern und Gewehrkolben gegen einen übermächtigen Feind zu kämpfen. Wellington übernahm die Verantwortung für diese Niederlage. Viele Jahre später berichtete der 5th Earl Stanhope von einem Gespräch mit dem Duke, der

den Verlust von La Haie Sainte aufgrund der Fehlentscheidung des befehlshabenden Offiziers beklagte, «welcher der Prinz von Oranien war»; doch er korrigierte sich sofort – «Nein – eigentlich war es mein Fehler, denn ich hätte mich selbst darum kümmern müssen.»

Die Franzosen hatten bei dem Angriff viele Männer verloren, doch die Einnahme des Gehöfts bedeutete, dass sie berittene Artillerie auf das Gelände bringen konnten. Sie besetzten die Gebäude und schickten Plänkler den Hügel hinauf, um die britisch-niederländische Linie zu bedrängen. Besonders die Kanonen richteten ein schreckliches Gemetzel unter Wellingtons Männern an, denn nun waren sie nah genug, um Büchsenkartätschen einzusetzen. Ensign the Honourable George Keppel befand sich mit seinen gerade mal sechzehn Jahren im 14th Regiment, das in Marsch gesetzt wurde, um das Zentrum von Wellingtons bedrängter Linie zu verstärken. Das Bataillon war gezwungen, sich wegen der Nähe der feindlichen Kavallerie zum Karree zu formieren, und ein Trompeter des 51st Regiment, der mit den Plänklern unterwegs gewesen war und sich jetzt zurückzog, verwechselte das Karree der 14th mit seinem eigenen und suchte in ihm Schutz. «Hier bin ich wieder», erinnerte sich Keppel an seine Worte, «und in Sicherheit.»

Die Worte waren kaum aus seinem Mund, als eine Kanonenkugel ihm den Kopf abriss und das ganze Bataillon mit seinem Hirn bespritzte. Die Fahnen und die verantwortlichen Fähnriche bekamen eine Extraladung ab. Einer von ihnen, Charles Fraser, ein Gentleman in Rede

und Haltung, brachte alle mit dem Ausruf zum Lachen: «Wie entsetzlich ekelhaft!»

Das 14th war das junge Regiment, das nicht mit Wellington im Spanischen Unabhängigkeitskrieg gekämpft hatte. Die Hälfte seiner Männer und die Hälfte seiner Offiziere waren unter zwanzig und litten nun schwer, weil die französischen Kanoniere, wie Keppel sagte, «uns komplett in Schussweite gebracht hatten». Dem Regiment wurde befohlen, sich hinzulegen, und Keppel setzte sich stattdessen auf eine Trommel und streichelte die Nüstern des Pferdes des Colonel.

Plötzlich kippte meine Trommel um, und ich wurde mit dem Gesicht auf den Boden befördert, als hätte ich einen Schlag gegen meine rechte Wange erhalten. Ich legte die Hand an meinen Kopf und dachte schon, mein halbes Gesicht wäre mir abgeschossen, doch ich hatte nicht mal einen Kratzer. Ein Stück einer Granate hatte das Pferd an der Nase getroffen, genau zwischen meiner Hand und meinem Kopf, und es sofort getötet. Der Schlag, den ich erhalten hatte, kam vom Trensengebiss des Pferdes.

Granaten, Kartätschen und Kugeln prasselten auf das 14th ein. «Hätten wir noch länger in dieser exponierten Haltung

ausgeharrt, hätte ich vermutlich nicht überlebt, um davon zu berichten», schrieb Keppel, doch dann wurde das Regiment von der Anhöhe zurückbeordert, weil es für die Soldaten zu gefährlich wurde.

Ney beobachtete den Rückzug, und er sah auch, dass das Zentrum von Wellingtons Linie gefährlich unterbesetzt war. Die Truppen waren vom Artilleriefeuer dezimiert worden, und der Prinz von Oranien hatte es geschafft, ein ganzes Bataillon der King's German Legion zu vernichten. Doch die Franzosen waren ebenfalls geschwächt. Sie hatten bei der Einnahme von La Haie Sainte enorme Verluste erlitten und waren nicht in der Lage, einen erneuten Angriff auf den Hügelkamm einzuleiten. Darum schickte Ney eine dringende Nachricht an Napoleon und bat um Verstärkung. Diese Verstärkung konnte einfach die Hauptstraße hinaufmarschieren und, unterstützt von den Kanonen in La Haie Sainte und der französischen Kavallerie, die bereits eine der KGL-Fahnen erobert hatte, durch das Zentrum der britisch-niederländischen Stellungen brechen. Es war eine wirkliche Chance, und Ney erkannte sie; er brauchte nur die Soldaten.

Doch Napoleon verweigerte sie ihm. «Wo glaubt er, soll ich die Soldaten herbekommen?», fragte er sarkastisch. «Meint er, ich mache sie selbst?»

Doch er hatte die Soldaten. Seine Reserve, die Garde impériale, war immer noch intakt und unverletzt, doch Napoleon hielt den Großteil von ihnen zurück. Einige wurden nach Plancenoit geschickt, als die Preußen zu stark hineindrängten, sodass die Kugeln aus ihren Kanonen hinter dem Kaiser auf die Straße von Brüssel nach Charleroi prasselten; doch der Großteil der Garde, die Unsterblichen, war immer noch in Reserve und hätte Ney helfen können. Stattdessen wartete der Kaiser ab.

Und jetzt, als der Abend einsetzte, begann eine harte Zeit auf dem britischen Hügelkamm. Es war, als hätten die Franzosen ihre Schwäche gespürt und ihre Anstrengungen mit den Kanonen verdoppelt, die jetzt teilweise zwischen La Haie Sainte und den Ulmen der Kreuzung postiert worden waren. «Wir hätten diese Kanonen nur zu gern angegriffen», erinnert sich Ensign Edward Macready vom 30th Foot:

Doch wenn wir es getan hätten, hätte die Kavallerie an ihrer Seite ein Exempel an uns statuiert … Jetzt würde sich erweisen, welche Seite den festesten Stand hatte und am längsten das Töten überstehen würde. Der Duke besuchte uns in dieser Zeit immer wieder; er war die personifizierte Ruhe. Als er am hinteren Ende unseres Karrees entlangritt, fiel eine Granate zwischen unsere Grenadiere, und er hielt

sein Pferd an, um die Auswirkungen zu betrachten. Einige Männer wurden von der Explosion in Stücke gerissen, doch er zog dabei kaum am Zügel seines Pferdes … Kein Anführer hat je so viel Vertrauen durch seine Soldaten erfahren, «doch niemand liebte ihn»; wo immer er erschien, hörte man es murmeln: «Ruhe – stillgestanden – hier kommt der Duke!» … und dann standen alle so still wie auf einer Parade. Seine Adjutanten, die Colonels Canning und Gordon, fielen neben unserem Karree, und der Erstere starb darin. Als [Wellington] spät am Abend zu uns kam, ritt Halkett zum ihm hin und beschrieb unseren geschwächten Zustand und bat Seine Gnaden, uns etwas Unterstützung zuzugestehen.

Wellington war unnachgiebig. General Halketts Unterstützungsgesuch sei, sagte der Duke, unmöglich. «Jeder Engländer auf dem Feld muss auf dem Fleck sterben, den wir jetzt besetzen.» Ein Ausdruck dafür, wie fatal die Lage schien, war der Befehl, die Fahnen des 30th Regiment nach hinten zu bringen. «Diese Maßnahme hielten viele für verwerflich», sagte Macready, «aber ich weiß, dass ich in meinem ganzen Leben noch nie so froh war oder mich mit so leichtem Herzen der Gefahr gestellt habe wie in dem Augenblick, als ich unsere geliebten alten Lumpen in Sicherheit sah.»

Die Fahnen wurden nur im Augenblick höchster Gefahr nach hinten geschickt, damit der Feind im Fall einer Niederlage wenigstens nicht die Befriedigung bekam, diese Trophäe einzusammeln. Andere Bataillone überlegten, die Fahne zu streichen. Ensign James Howard war bei der 33rd, dem alten Regiment des Duke, und der 18. Juni war sein Geburtstag. Er schrieb an seinen Bruder, dass «wir unseren Anteil an dieser blutigen Arbeit hatten. Ich werde diese Bilder und das Gemetzel niemals vergessen.» Nach dem Fall von La Haie Sainte blickte Howard sich um:

Unsere Brigade und eine Brigade von Gardisten waren die einzigen Soldaten, die wir sehen konnten, und wir waren so [isoliert] … dass ich dachte, dass die Dinge schlimm standen, und wir beschlossen, all unsere Fahnen nach hinten zu schicken und so lange zu bleiben, wie wir noch einen Mann übrighatten. Da waren wir nun also, zu nichts anderem in der Lage, als die Stellung zu halten, als zu unserer Freude Verstärkung anrückte.

Wellington selbst brachte die Verstärkung, und sie waren seine letzte Reserve. Für den Augenblick konnte er nichts anderes tun, als seine Männer auf dem Hügelkamm zu halten und sie vor den feindlichen Kanonen zu schützen, so

gut er konnte; doch als sich die Bataillone auf den Gegenhang zurückzogen, um den Kugeln und Granaten zu entgehen, überließen sie den Hügel den feindlichen Plänklern – und die Franzosen hatten Tausende von Männern in offener Formation geschickt, um die britisch-niederländische Linie zu bedrängen. Der Fall von La Haie Sainte hatte den Franzosen gestattet, den Großteil des vorderen Abhangs des britischen Hügels einzunehmen, und die Voltigeure waren dicht gesät, während hinter ihnen bereits die Kavallerie im dichten Pulverdampf lauerte. «Das Regiment», schrieb Ensign Leeke vom 52nd,

stand etwa vierzig Schritt unter dem Hügelkamm, sodass es praktisch außerhalb der Schusslinie lag. Das Dröhnen der Kanonenkugeln ging weiter; viele davon flogen über unsere Köpfe, andere schlugen vor unseren Stellungen ein und sprangen über uns, andere wieder rollten beinahe gemächlich auf uns zu. Eine dieser Kugeln kam wie ein Kricketball auf uns zugerollt, während wir in Linie standen, und es ging so langsam, dass ich schon meinen Fuß ausstrecken wollte, um sie anzuhalten, als mein Fahnenführer mich eilig bat, es nicht zu tun, und mir sagte, dass ich mir den Fuß ernsthaft verletzen könnte. Genau vor mir lag in einer Entfernung von zwei Metern ein totes

Kätzchen. Vermutlich war sie aus Hougoumont gejagt worden, was sich am nächsten von uns befand.

Granaten flogen über den Hügelrand und richteten weiteren Schaden an, obwohl ein siebzehnjähriger Soldat aus dem 23rd eine rauchende Granate hochnahm, deren Zündschnur noch zischte und qualmte, und sie wie einen Ball weit von sich schleuderte. Sie explodierte, ohne Schaden anzurichten. Die Kugeln waren weniger gefährlich für die Männer, die vom Gegenhang geschützt waren, doch trotzdem duckten sich viele, während die Kugeln über sie hinwegflogen. Sir John Colville, der charismatische befehlshabende Offizier des 52nd, befahl ihnen, damit aufzuhören, damit man sie nicht für das zweite Bataillon hielt. Es war üblich, zumindest in Regimentern von zwei Bataillonen, dass die Ersten in den aktiven Dienst eintraten, während die Zweiten zu Hause blieben und die Rekruten trainierten. Die Rüge tat ihre Wirkung, und die Männer blieben fortan aufrecht stehen. Das 52nd war vor den Kugeln relativ sicher, litt aber schlimm unter den französischen Plänklern auf dem Hügelkamm. Captain Patrick Campbell, ein Kompanieoffizier, der auf Urlaub gewesen war und an jenem Nachmittag zum Regiment zurückgekehrt war, berichtete, dass das Feuer besonders heftig war, als der Duke herbeiritt.

Neben dem 52nd befand sich ein Bataillon der 1st Foot Guards, die ebenso wie die 52nd zum Karree formiert waren, aus Angst, die französische Kavallerie könnte ein weiteres Mal über den Hügelkamm stürmen. In dieser Formation boten sie ein leichtes Ziel für die Plänkler, die den Hügelkamm überschwemmten, doch als der Duke sah, was geschah, übernahm er den Befehl über das Guards-Bataillon, ließ es sich in vierreihiger Linie formieren und führte es dann selbst an. Sie jagten die Plänkler mit Musketenfeuer vom Hügelkamm. Ensign Leeke sah aus einem der zwei Karrees des 52nd zu:

Eine Gruppe von Kavallerie näherte sich nun, doch das [Guards-]Bataillon formierte sich schnell und vorschriftsmäßig zum Karree. Die Kavallerie wich dem Karree aus, erhielt aber ihren Beschuss, und dann ritt sie am 52nd Regiment vorbei und exponierte sich weiterem heftigem Beschuss, wodurch sie fast vollständig aufgerieben wurde. Das 3rd Battalion der 1st Guards kehrte in perfekter Ordnung zu seiner ursprünglichen Stellung zurück.

Andere Bataillone folgten dem Beispiel der Guards und formierten sich zur Linie, um die Voltigeure davonzujagen, doch trotz all ihrer Disziplin – und Leekes trockener Bericht

ist Beweis für den superben Drill und die Disziplin der Rotröcke in dieser mörderischen Situation – stiegen die Verluste durch den Granatenbeschuss, die Kugeln, die durch die Reihen schlugen, und die ausschwärmenden feindlichen Plänkler. Doch die Voltigeure taten den Alliierten immerhin einen Gefallen: ein Scharfschütze schoss dem Prinzen von Oranien in die linke Schulter. Der Schlanke Billy verließ das Feld, um seine Wunde versorgen zu lassen, was bedeutete, dass er keinen weiteren Schaden anrichten konnte. Aber die Franzosen brauchten auch kaum seine Hilfe. Mercer beschrieb «eine Wolke von Plänklern», die sich dem britischen Hügelkamm näherte und ihn mit Kanonenfeuer beschoss, während die großen Kanonen weiterbrüllten und ihre Geschosse über das rauchgeschwängerte Tal flogen. Der arme Major Baring, der gerade aus La Haie Sainte vertrieben worden war, kehrte zu seinen wenigen Überlebenden in ein KGL-Bataillon zurück. Er hatte ein verlassenes Pferd der französischen Kavallerie gefunden, welches er bestieg, doch fünf Kugeln schlugen in den Sattel, und eine weitere schoss seinen Hut herab. «Nichts», schrieb er,

schien das Gemetzel beenden zu können, außer die vollständige Vernichtung einer der beiden Armeen. Mein Pferd – das dritte an diesem Tag – erhielt eine Kugel in den

Kopf; es sprang hoch, und beim Stürzen fiel es auf mein rechtes Bein und drückte mich so tief in die lehmige Erde, dass ich mich trotz aller Anstrengungen nicht befreien konnte.

Er wurde schließlich gerettet, doch er stellte fest, dass das Zentrum von Wellingtons Linie «nur schwach und unregelmäßig besetzt war». Er befand sich genau rechts vom 27th Foot, der am schlimmsten betroffenen Einheit der Britisch-Niederländer. Es war ein irisches Regiment und bestand aus Reservisten, die Wellingtons Zentrum verstärken sollten – und sie befanden sich nahe an den französischen Kanonen, die in La Haie Sainte standen. Die Iren hielten die Stellung – und starben schließlich dort: 16 der 19 Offiziere wurden getötet oder verwundet, während unter den etwa 700 Soldaten nicht weniger als 463 Verluste gezählt wurden. Als die Schlacht vorüber war, befand sich das 27th immer noch im Karree, allerdings bestand es hauptsächlich aus Toten. Im Karree der 73rd Highlanders, die so hart bei Quatre-Bras gekämpft hatten, schlossen die Soldaten nur zögernd die Reihen, da sie fürchteten, dass die nächste feindliche Kanonenkugel denselben Verlauf nehmen würde wie die, welche eben gerade ihre Kameraden dahingerafft hatte. Lieutenant-Colonel Harris, ihr kommandierender Offizier, trieb sein Pferd in die Lücke

und sagte: «Nun, Jungs, wenn ihr es nicht tut, muss ich es wohl tun», und dies überzeugte sie, ihre Pflicht zu leisten. Irgendwann während ihres Martyriums tauchte der Duke beim Karree der 73rd auf und fragte, wer den Befehl hätte. «Ich antwortete: ‹Colonel Harris›», berichtet Captain John Garland später, und der Duke «wünschte, dass ich Colonel Harris sagte, wir sollten uns in Linie aufstellen, doch wenn wir von den Kürassieren angegriffen würden, sollten wir wieder ein Karree bilden». Eine Linie, selbst eine aus vier Reihen, war viel weniger anfällig für das Kanonenfeuer als ein Karree.

Der arme Garland sollte schwer verwundet werden und verbrachte Monate in einem Brüsseler Krankenhaus, bevor er in seine Heimat Dorset zurückkehrte. Dort nannte er sein Haus Quatre-Bras Cottage. Seine Begegnung mit Wellington erinnert daran, wie der Duke selbst stets in höchster Gefahr schwebte und doch immer bereit war, Rat oder Befehle zu erteilen. Napoleon betrachtete die Schlacht aus weiter Ferne, doch Wellington musste selbst sehen und hören, was geschah. Er hatte kurz den Befehl des Guards-Bataillons übernommen, dann ritt er den Kamm entlang und ermutigte seine Männer und ließ sich sehen. Shaw Kennedy, ein britischer Stabsoffizier, berichtet von der «Coolness» des Duke, von seiner «Genauigkeit und seiner Energie», seiner «vollendeten Selbstbeherrschung».

Er hinterließ den Eindruck, dass er in jeder Phase der Schlacht vollkommen ruhig war, wenn auch ernst. Er vertraute auf seine eigene Kraft, dass er den Sturm, der um ihn herum tobte, lenken konnte, und aus der Art, wie er dann sprach, wurde deutlich, dass er entschlossen war, jeden Zentimeter der Stellung, die er hielt, bis zum Äußersten zu verteidigen.

Der Duke musste gewusst haben, dass Napoleon einen letzten Versuch unternehmen würde, seine Linie zu durchbrechen, und er konnte nichts anderes tun, als diese Linie für den Angriff bereitzuhalten. Daher mussten die verbündeten Truppen die Kanonade über sich ergehen lassen. Mark Adkin, der genauer als jeder andere die düstere Statistik der Schlacht untersucht hat, schätzt, dass zwei Drittel der Toten aus der Armee des Duke von Artillerie getroffen wurden, und in diesen Stunden des Tages fielen die meisten. Überall auf dem Hügel herrschte Tod und Leid. Maréchal Ney hatte vielleicht recht. Ein scharfer Angriff, gut dirigiert durch eine Kombination aus Kanonen, Kavallerie und Infanterie, hätte Wellingtons geschwächte Linie zerschlagen können, doch Napoleons Weigerung, Verstärkung zu schicken, hatte dem Duke Zeit geschenkt. Er nutzte sie, um seine Truppen zu sammeln, und weil nun die ersten preußischen Truppen aus von

Zietens Korps jetzt das östliche Ende des Hügelkamms erreichten, konnte er Männer von seiner linken Flanke in die Mitte schicken, um das Zentrum zu verstärken. Er schickte Befehle zu Major-General Sir Hussey Vivian, er solle die leichte Kavalleriebrigade zum Zentrum schicken, doch Vivian – ein intelligenter und erfahrener Kavalleriekommandant – hatte den Befehl bereits geahnt und war schon auf dem Weg. Er führte seine Männer dorthin, wo die Rotröcke litten.

Noch nie hatte ich etwas so Grauenvolles gesehen; der Boden war im wahrsten Sinne übersät von Leichen und Sterbenden, und Kugeln und Granaten flogen dichter, als ich es selbst von Musketenfeuer kenne. Und unsere Soldaten – jedenfalls manche von ihnen – flohen.

Die flüchtenden Soldaten waren ein paar junge Männer aus der Schwarzen Schar, die panisch aus dem Gemetzel auf dem Hügelrücken geflohen waren. Vivians Kavallerie hielt sie auf, doch es war der Duke persönlich, der sie zusammenführte und wieder zurückbrachte. Dasselbe tat er mit dem starken Bataillon der Belgisch-Niederländer, seiner allerletzten Reserve. Henry Duperier, der trotz seines französischen Namens ein Offizier der 18th Hussars war, die unter General Vivian diente, wurde hinter diesen

unerfahrenen Soldaten positioniert und beobachtete, wie ihre Offiziere

hingetrieben wurden (wie die Schäfer ihre Rinder in Spanien treiben), damit sie das Kanonenpulver rochen … Ich machte es wie die belgischen Offiziere und legte jedem, der sich umdrehte, das Schwert zwischen die Schultern und erklärte ihm, wenn er nicht vorwärts ginge, würde ich ihn damit durchbohren, und das hatte den erwünschten Effekt, denn sie hielten alle durch.

Indem er seine Bataillone in starken vierreihigen Linien vorwärtsmarschieren ließ, gelang es dem Duke, die meisten Plänkler vom Hügelkamm zu vertreiben, und das ermöglichte den Schützen des 95th, auf die französischen Artilleristen zu feuern, die ihre Batterien so nah der Kreuzung aufgebaut hatten. Doch die Linien konnten nicht lange auf dem Hügelkamm bleiben, aus Angst vor den größeren französischen Kanonen weiter hinten, und so schwärmten die Plänkler zurück, sobald die alliierte Infanterie sich zurückzog. Für viele aus den verbündeten Armeen war dies der schlimmste Moment der ganzen Schlacht. Die Franzosen besetzten den vorderen Abhang der Stellungen des Duke, und ihre Kanonen richteten schrecklichen Schaden unter den Verteidigern an. Doch

nicht der Duke befand sich in Schwierigkeiten, sondern der Kaiser, denn nun waren die Preußen auf dem Schlachtfeld angekommen, und Napoleon lief die Zeit davon.

Marschall von Bülows Soldaten vertrieben die Franzosen aus Plancenoit. Es war ein reiner Straßenkampf, ein dichtgedrängtes Gemetzel aus Bajonetten und Musketenkolben in schmalen Gassen und Gärten. Kanonen schossen Kugeln und Büchsenkartätschen die engen Straßen hinunter, die vom Pulverdampf vernebelt und von Blut durchtränkt waren. Einige wenige französische Soldaten hielten sich in ein paar Häusern am westlichen Rand des Dorfes, doch sie liefen Gefahr, von preußischen Truppen eingekesselt zu werden, die sich über die Felder von beiden Seiten näherten.

Napoleon konnte es sich nicht leisten, Plancenoit zu verlieren. Es lag hinter seiner Linie und würde eine Basis für Blüchers Truppen bilden, von der sie auf der Straße nach Brüssel weiter vorstoßen konnten. Wenn diese Straße abgeschnitten war, hätten die Franzosen keine Möglichkeit mehr, sich zurückzuziehen. Sie wären eingekesselt, und darum schickte der Kaiser seine Jeune Garde aus, um das Dorf zurückzuerobern.

Die Jeune Garde war Teil der Garde impériale, den vom Kaiser so geliebten Elitesoldaten. Um in die Garde

aufgenommen zu werden, musste ein Soldat an drei Feldzügen teilgenommen und sich dort bewährt haben – weniger in moralischer Hinsicht, als was die Disziplin anbelangte. Die erfolgreichen Bewerber erwartete bessere Ausstattung, höherer Sold und eine unverwechselbare Uniform. Die Garde impériale besaß ihre eigene Infanterie, Kavallerie und Artillerie und bildete damit eine Armee innerhalb der Armee. Normalerweise wurde sie in einer Schlacht bis zum Ende zurückgehalten, um dann im entscheidenden Moment den tödlichen Schlag auszuführen. Natürlich herrschte innerhalb der restlichen französischen Armee einige Missgunst wegen der Privilegien, welche die Garde impériale genoss, doch für die meisten Soldaten war es ihr größter Wunsch, selbst in die Garde aufgenommen zu werden. Ihr Spitzname «die Unsterblichen» war zum einen sarkastisch gemeint und bezog sich auf die vielen Schlachten, in denen die Garde gar nicht hatte kämpfen müssen (die Garde selbst nannte sich *grognards*, Brummbären, weil sie es frustrierend fanden, in Reserve gehalten zu werden, während die anderen kämpften). Doch neben der Missgunst herrschte auch viel Bewunderung. Die Garde war Napoleon extrem treu ergeben, und sie brüstete sich damit, noch niemals besiegt worden zu sein. Kein Feind würde es je wagen, ihre kämpferischen Fähigkeiten oder ihre Wirkung zu unterschätzen.

Die Jeune Garde waren Plänkler, auch wenn sie wie jedes andere Bataillon in Linie oder im Karree kämpfen konnte, und bei Waterloo waren es lediglich etwa 4700 Mann. Als sich abzeichnete, dass Lobaus zahlenmäßig unterlegene Männer von Plancenoit vertrieben wurden, rief der Kaiser alle acht Bataillone der Jeune Garde zusammen, um das Dorf zurückzuerobern. Sie wurden von Général Guillaume Philibert Duhesme angeführt, einem durch und durch widerwärtigen Charakter und Kind der Französischen Revolution. Der Sohn eines Arbeiters war aufgrund seiner Fähigkeiten hoch aufgestiegen, doch er war auch korrupt, grausam und sadistisch. Er hatte Jura studiert, war dann Soldat geworden und begegnete Napoleon mit einem gewissen Misstrauen, da er – zu Recht – glaubte, dass der Kaiser viele der Prinzipien der Französischen Revolution verraten hatte. Doch Duhesme war ein zu guter Soldat, als dass man ihn hätte übergehen können, und Napoleon vertraute ihm die Jeune Garde an. Duhesme war ein Experte der Leichten Infanterie und ihrer Taktik; tatsächlich wurde sein schmales Buch *Essai Historique de l'Infanterie Légère* im 19. Jahrhundert zum Standardwerk.

Die Leichte Infanterie war dazu ausgebildet, selbständig zu denken und zu handeln, und daher perfekt für den Gegenangriff auf Plancenoit geeignet. Die Jeune Garde näherte sich und wurde aus den Häusern am Dorfrand mit Musketen beschossen, doch Duhesme ließ nicht

zurückschießen, sondern führte sie direkt in die Straßen und Gassen, die sie mit ihren Bajonetten säubern sollten. Der Plan ging auf, und die Preußen wurden aus dem Dorf gescheucht und sogar noch ein ganzes Stück weiter verfolgt. Général Duhesme wurde während der heftigen Kämpfe schwer am Kopf verwundet und sollte zwei Tage später sterben.

Die Jeune Garde hatte alles getan, was man von ihr verlangte, und hielt damit die Traditionen der Garde impériale hoch; doch von Bülows Männer erhielten minütlich Verstärkungen, da immer mehr Soldaten das Lasne-Tal durchquerten und ihren Weg durch den Wald aufs Schlachtfeld fanden. Die Preußen griffen erneut an, trieben die Franzosen aus den Häusern im Westen des Dorfes und belagerten den von Steinmauern umfassten Kirchhof. Oberst Johann von Hiller führte eine der beiden preußischen Kolonnen an, denen

es gelang, eine Haubitze, zwei Kanonen, mehrere Munitionskarren und zwei Stabsoffiziere gemeinsam mit einigen hundert Männern zu erobern. Der offene Platz um den Friedhof war von Häusern umringt, aus denen der Feind nicht herausgetrieben werden konnte … ein Feuergefecht, das sich in fünfzehn bis dreißig Schritt

Entfernung entwickelte, dezimierte schließlich die preußischen Bataillone.

Die Jeune Garde wehrte sich erbittert, doch Blücher konnte immer mehr Männer in den Tumult schicken, und langsam und unausweichlich wurde die Jeune Garde zurückgetrieben. Die Preußen nahmen die Kirche und den Friedhof wieder ein, dann Haus um Haus und Garten um Garten, sie kämpften sich durch Gassen an brennenden Häusern vorbei, und die Jeune Garde zog sich hoffnungslos unterlegen zurück.

Napoleon blieben noch dreizehn Bataillone aus der Garde impériale als Reserve. Er hatte sie im Norden und Süden platziert, um eine Verteidigungslinie zu bilden, falls die Preußen in Plancenoit durchbrechen sollten, doch um das zu verhindern, schickte er nun zwei Bataillone der Vieille Garde, um die heftig bedrängten französischen Truppen im Dorf zu verstärken. Die beiden Bataillone marschierten mit aufgepflanzten Bajonetten in den Qualm und das Chaos hinein. Ihre Ankunft machte den verbliebenen Franzosen wieder Mut, und der Kampf um Plancenoit schwang wieder in die andere Richtung, diesmal zum Vorteil der Franzosen. Die neu angekommenen Veteranen der Vieille Garde erkämpften sich den Weg zurück zum Friedhof, nahmen ihn ein und

verschanzten sich hinter den Steinmauern. Selbst hier gerieten sie unter Druck, und schließlich packte ihr General, Baron Pelet, den kostbaren Adler und rief: «A moi, Chasseurs! Sauvons l'Aigle ou mourons autour d'elle!» – «Zu mir, Chasseurs! Rettet den Adler oder sterbt unter ihm!» Die Garde scharte sich zusammen. Pelet stellte später im Kampf fest, dass einige Gardisten den preußischen Gefangenen die Kehle durchschnitten, und untersagte angeekelt dieses Morden. Zumindest für den Moment hatte Pelet die französische Verteidigung verstärkt, und Plancenoit gehörte dem Kaiser. Die Bedrohung für Napoleons hintere Flanke war also abgewendet worden.

Doch von Bülows Männer waren nicht die einzigen Preußen, die auf dem Schlachtfeld ankamen. Generalleutnant Hans von Zietens 1. Korps hatte Wavre früh am Nachmittag verlassen und eine nördlichere Route als von Bülows Männer genommen. Sie waren aufgehalten worden, weil General Pirchs 2. Korps von Bülows südlicher Route folgte, und von Zietens und Pirchs Korps, jedes mehrere tausend Mann stark plus Kanonen und Munitionswagen, stießen an einer Kreuzung aufeinander, sodass es zu einem unvermeidlichen Durcheinander kam, als sich die Marschlinien der beiden Kolonnen kreuzten. Von Bülow und Pirch waren ausgeschickt worden, um Napoleons rechten Flügel bei Plancenoit anzugreifen,

während von Zietens Männer die nördlichere Route nahmen, um sich mit Wellingtons Männern auf dem Hügelkamm zu vereinen.

General von Zieten war stark in die Kämpfe bei Ligny verwickelt gewesen und hatte dort beinahe die Hälfte seiner Männer verloren. Nun führte von Zieten unter der sinkenden Sonne um die fünftausend Männer zu Wellingtons Stellungen. Sie mussten die Schlacht bereits hören, lange bevor sie etwas erkennen konnten, auch wenn der Schleier aus Pulverdampf und das Blitzen der Kanonenschüsse über den Bäumen zu sehen sein mussten. Der erste Kontakt fand statt, als die führenden Truppen das Château von Frichermont erreichten, ein stattliches Gebäude ganz links von Wellingtons Stellungen. Es war von Bernhard von Sachsen-Weimars Nassauern besetzt worden – denselben Männern, die zwei Tage zuvor Quatre-Bras beherzt verteidigt hatten. Sachsen-Weimar hatte den ganzen Nachmittag lang gekämpft und die französischen Angriffe auf Papelotte und La Haie Sante abgewehrt; jetzt wurde er auf einmal von hinten angegriffen. Einer seiner Offiziere, Hauptmann von Rettberg, erinnerte sich daran, wie seine Infanterie «von zahlreichen Plänklern zurückgetrieben wurde, auf die Infanteriekolonnen folgten»:

Plänkler griffen sogar aus den Hecken hinter mir an. Als ich sie vertrieb, wurde mir bewusst, dass wir uns den Preußen gegenübersahen! Auch sie erkannten ihren Fehler, der weniger als zehn Minuten gedauert, aber einige Tote und Verwundete auf beiden Seiten gekostet hatte.

Was von Rettberg nicht erwähnt: Es war seine Tapferkeit, die diesen unglücklichen Zusammenprall der Alliierten beendete. Er kämpfte sich den Weg durch das Musketenfeuer, um die Preußen auf ihren Fehler aufmerksam zu machen. Die Nassauer trugen eine dunkelgrüne Uniform, die mit der dunkelblauen der Franzosen verwechselt werden konnte, und ihre Kopfbedeckung sah aus wie die der Franzosen.

Neues Chaos folgte: General von Zietens Männer wurden dringend auf dem Hügelkamm gebraucht. Wellington wusste, dass ein weiterer französischer Angriff wahrscheinlich war, und wenn die Preußen seinen linken Flügel verstärkten, konnte er Soldaten von dort herüberholen, um sein Zentrum zu verstärken. General von Zieten schickte Boten vor, und einer von ihnen, ein junger Offizier, kam zurück und berichtete, alles sei verloren. Ebenso wie Maréchal Ney missverstand er das Chaos hinter Wellingtons Linie und glaubte, es sei der verzweifelte Versuch einer Flucht, obwohl es tatsächlich

nur die Verwundeten waren, die nach hinten gebracht werden sollten, die Munitionswagen, Diener und herrenlose Pferde. Granaten explodierten zwischen ihnen, die Kanonenkugeln zischten über den Hügelrand und wirbelten beim Einschlag Erdfontänen auf. Es sah aus, als beschössen die Franzosen die panische Menschenmenge, was den Eindruck einer Flucht verstärkte. Der preußische Offizier konnte vermutlich wenig von dem erkennen, was auf dem Hügelkamm geschah, so voller Pulverdampf war alles, doch durch den Rauch konnte er das rote Blitzen der französischen Kanonen sehen und das kleinere Blitzen der Musketen, deren kurze Flammen den Rauch erhellten und dann sofort erloschen. Hin und wieder gab es eine größere Explosion, wenn eine Granate auf eine Munitionskiste fiel, und die «Wolke» von französischen Plänklern sowie einige der Kanonen befanden sich nahe dem Hügelkamm, und hinter den Plänklern folgte die Kavallerie, kaum sichtbar durch den Qualm. Kein Wunder, dass der junge Offizier glaubte, die Franzosen hätten Wellingtons Hügelkamm erobert und die Armeen des Duke flöhen. Er galoppierte zurück zu von Zieten und berichtete ihm, die Lage sei hoffnungslos, es mache keinen Sinn, zu Wellington zu stoßen, da der Duke besiegt sei.

Im selben Moment kam ein Stabsoffizier mit neuen Befehlen von Blücher. Der Neuankömmling, Hauptmann von Scharnhorst, konnte von Zieten nicht finden, also

galoppierte er zum Kopf der Kolonne und erteilte ihnen direkt Befehle: Sie sollten umkehren und nach Süden marschieren, um Blücher bei seinem Angriff auf Plancenoit zu unterstützen. Wellington, so schien es, sollte keine Verstärkung erhalten; stattdessen würden die Preußen ihre eigene Schlacht südlich von Napoleons Hügelkamm kämpfen.

General von Müffling, der Verbindungsoffizier Wellingtons, wartete bereits auf von Zietens Ankunft. Er hatte ihn viel früher erwartet, doch nun endlich war von Zietens Korps am äußersten linken Flügel von Wellingtons Stellungen in Sicht. Und nun drehten die Truppen zu Müfflings Erstaunen plötzlich um und marschierten davon. «Durch diese Bewegung», schrieb er, «hätte die Schlacht verloren werden können.» Darum bohrte von Müffling seinem Pferd die Sporen in die Flanken und galoppierte hinter den abziehenden Preußen her.

Währenddessen tobte ein heftiger Streit zwischen Oberstleutnant von Reiche, einem der Stabsoffiziere von Zietens, und Hauptmann von Scharnhorst. Von Reiche wollte den ersten Befehlen folgen und Wellington zu Hilfe kommen, trotz der Berichte über die Niederlage des Duke; doch von Scharnhorst bestand darauf, dass Blüchers neuen Befehlen Folge geleistet werden müsse. «Ich erklärte ihm», sagte von Reiche,

dass alles mit von Müffling arrangiert worden sei, dass Wellington auf unsere Ankunft in seiner Nähe rechnete, doch von Scharnhorst wollte auf nichts hören. Er erklärte, dass ich zur Verantwortung gezogen würde, wenn ich Blüchers Befehlen nicht gehorchte. Noch nie hatte ich mich in einer solchen Zwickmühle befunden. Auf der einen Seite waren unsere Truppen bei Plancenoit in Gefahr, auf der anderen verließ sich Wellington auf unsere Hilfe. Ich war verzweifelt. General von Zieten war nirgendwo zu finden.

Die Truppen hatten angehalten, während sich dieser Streit zutrug, doch dann kam General Steinmetz angaloppiert, der die Vorhut von Zietens Kolonne kommandierte. Er war wütend über die Verzögerung und erklärte von Reiche brüsk, dass Blüchers neuen Befehlen umgehend Folge zu leisten sei. Die Kolonnen marschierten pflichtbewusst weiter nach Osten und suchten nach einem schmalen Weg, der sie südlich nach Plancenoit führen sollte; doch in diesem Augenblick erschien von Zieten persönlich, und der Streit brach erneut aus. Von Zieten hörte zu, dann traf er eine tapfere Entscheidung: Er würde Blüchers neue Befehle ignorieren, und er befahl seinen Truppen – da er von Müfflings Versicherung Glauben schenkte, dass der Duke keineswegs auf dem Rückzug war –, zum britisch-

niederländischen Hügelkamm zu marschieren. Das 1. Korps der Preußen sollte Wellington also doch erreichen.

Das 1. Korps besaß eigene Geschütze – 6-Pfünder-Kanonen und 7-Pfünder-Haubitzen –, und diese waren die ersten Waffen von Zietens, die auf die Franzosen gerichtet wurden. Sie feuerten vermutlich auf den Hügelkamm, zielten wohl auf die Kanonenblitze, die den Qualm um La Haie Sainte erleuchteten, und kurz nachdem sie das Feuer eröffnet hatten, erhielten die preußischen Kanonen Antwort von der gegnerischen Batterie. Captain Mercer von der Royal Horse Artillery erzählt die Geschichte am besten:

Wir hatten noch nicht viele Salven auf die flächendeckenden Geschütze abgegeben, als ein großer Mann in schwarzer Braunschweiger Uniform von hinten auf mich zugaloppiert kam und schrie: «Ah! Mein Gott! Mein Gott! Was tun Sie denn da, Sir? Das sind Ihre Freunde, die Preußen, und Sie töten sie!»

Die preußischen Kanonen hatten auf Mercers Batterie gezielt und für Verluste gesorgt, und Mercer hatte trotz der Befehle des Duke, die einen Gegenbeschuss untersagten, das Feuer erwidert. Dieser Fehler wurde ebenfalls bald korrigiert. Solche Missverständnisse waren unvermeidlich;

es gab zu viele unbekannte Uniformen innerhalb der alliierten Armeen, und der Rauch legte einen Schleier über ein Schlachtfeld, das nur von Flammen und Lichtblitzen erhellt wurde. Es war jetzt nach sieben Uhr abends, und das Kriegsglück hatte sich gegen den Kaiser gewendet. Doch noch war nicht alles verloren.

Napoleons Garde impériale zauberte wieder. Zehn Bataillone hatten ausgereicht, um den preußischen Angriff auf Plancenoit aufzuhalten, und elf Bataillone blieben noch in Reserve. Die Franzosen bedrängten Wellingtons Linie hart, sie standen jetzt kurz vor dem Hügelkamm, besonders im Zentrum über La Haie Sainte. Ney hatte um mehr Truppen gebeten, damit er Wellingtons Zentrum den vernichtenden Schlag versetzen konnte, und Napoleon hatte sie ihm verweigert; doch jetzt, als immer mehr preußische Truppen eintrafen, war es Zeit, die besten Soldaten Frankreichs, wenn nicht Europas, gegen die angeschlagene Linie des Duke zu schicken.

John Cross war Captain im 52nd Battalion, dem größten von Wellingtons Bataillonen – so groß, dass es zwei Karrees bildete. Cross, ein Veteran des Spanischen Unabhängigkeitskrieges, war früher am Tag schwer verletzt worden, doch er war bei seiner Kompanie geblieben. Das Bataillon war immer wieder über die Anhöhe marschiert, um die französischen Plänkler den

vorderen Abhang hinunterzudrängen, und bei dieser Gelegenheit sah Cross feindliche Kürassiere durch den Rauch auf Hougoumont zureiten. Das war eigentlich nichts Ungewöhnliches, denn die Kavallerie hatte sich im Tal herumgetrieben, seit ihre Versuche, die verbündeten Karrees zu durchbrechen, gescheitert waren, doch jetzt sah Cross einen der Kürassier-Offiziere plötzlich ausbrechen. Der Franzose galoppierte in vollem Tempo «auf das 52nd zu», erinnert sich Cross, «und brüllte beherzt ‹Vive le Roi!›, während er näherkam». Er hielt sein Schwert hoch über dem Kopf, doch das Schwert steckte in seiner Scheide, als Zeichen, dass er nicht zum Kämpfen gekommen war. Er war Royalist und kam mit der Warnung, dass «die Garde impériale auf dem Marsch sei, um einen großen Angriff zu führen».

Die Garde impériale waren die Unbezwingbaren, die Unsterblichen.

Und sie würden die Schlacht zu Ende bringen.



«Wellington bei Waterloo», von Ernest Crofts. Wellington gab sich ruhig, doch die Männer merkten, wie oft er auf seine Uhr sah, und der Duke erklärte später, dass die Zeiger sich nur noch kriechend vorwärtszubewegen schienen.



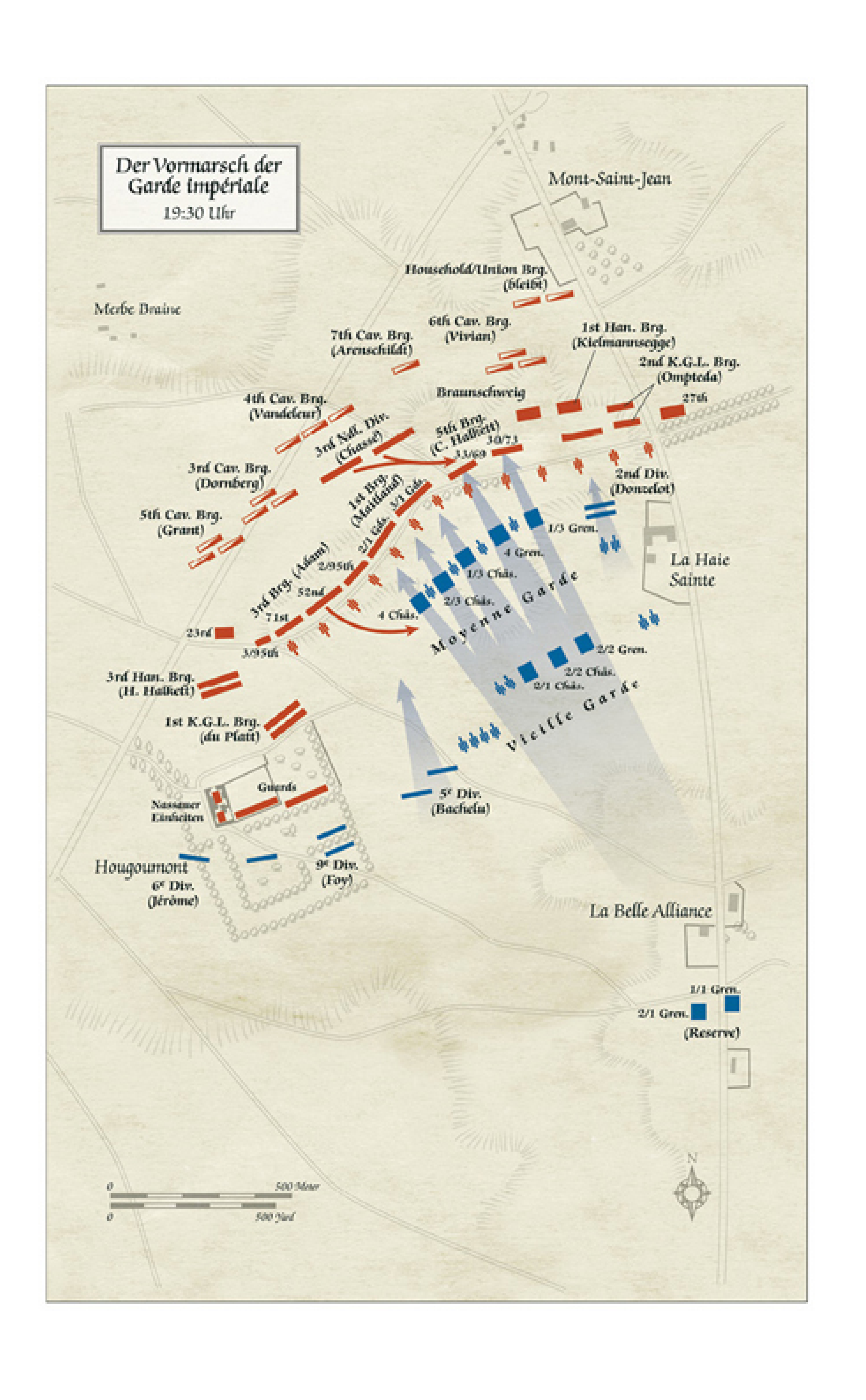
«Angriff auf die Preußen in Plancenoit bei der Schlacht von Waterloo», von Adolf Northen. Marschall von Bülows Soldaten vertrieben die Franzosen schließlich aus Plancenoit. Es war ein reiner Straßenkampf, ein dichtgedrängtes Gemetzel aus Bajonetten und Musketenkolben in schmalen Gassen und Gärten. Kanonen schossen Kugeln und Büchsenkartätschen die engen Straßen hinunter, die vom Pulverdampf vernebelt und von Blut durchtränkt waren.



«Die King's German Legion verteidigt La Haie Sainte», von Adolf Northen. Ihre Anwesenheit war für die Franzosen ein großes Ärgernis. Jeder Angriff auf Wellingtons Hügelkamm wurde vom Flankenfeuer der KGL-Gewehre und der britischen Schützen aus der Sandgrube hinter dem Gehöft sowie auf der anderen Seite der Straße unter Feuer genommen. La Haie Sainte hinderte die Franzosen daran, das Zentrum von Wellingtons Hügelkamm direkt anzugreifen.



«Die Schlacht von Waterloo», von Sir William Allan. Sie zeigt den sogenannten Höhepunkt der Schlacht um etwa 19.30 Uhr, als Napoleon und seine Männer im Vordergrund den finalen Angriff vorbereiten, während die Schlacht im Hintergrund tobt. Wellington kaufte dem Künstler das Bild ab. Es hängt nun in Apsley House in London.



Der Vormarsch der Garde impériale
19:30 Uhr
Mont-Saint-Jean
Household/Union Brg. (bleibt)
Merbe Braine
7th Cav. Brg. (Arenschildt)
6th Cav. Brg. (Vivian)
1st Han. Brg. (Kielmannsegge)
2nd K.G.L. Brg. (Ompteda)
Braunschweig
27th
4th Cav. Brg. (Vandeleur)
3rd Ndl. Div. (Chassé)
5th Brg. (C. Halkett)
33/69
30/73
3rd Cav. Brg. (Dornberg)
2nd Div. (Donzelot)
1st Brg. (Maitland)
3/1 Gds.
2/1 Gds.
5th Cav. Brg. (Grant)
1/3 Gren.
4 Gren.
La Haie Sainte
3rd Brg. (Adam)
2/95th
1/3 Chas.
52nd
2/3 Chas.
71st
4 Chas.
Moyenne Garde
23rd
3/95th
2/2 Gren.
3rd Han. Brg. (H. Halkett)
2/2 Chas.
2/1 Chas.
Vieille Garde
1st K.G.L. Brg. (du Platt)
Guards
5e Div. (Bachelu)
Nassauer Einheiten
Hougoumont
6e Div. (Jérôme)
9e Div. (Foy)
La Belle Alliance
1/1 Gren.
2/1 Gren.
(Reserve)
N
0
500 Meter
0
500 Yard

Kapitel Zwölf

Fast so groß wie das Elend nach einer verlorenen Schlacht ist das Elend nach einer gewonnenen Schlacht



Es ist jetzt ungefähr 19 Uhr. Es ist immer noch hell, auch wenn die Schatten länger werden. Das Wetter hat sich beruhigt, die letzten Regenschauer ziehen nach Osten, wo Maréchal Grouchy in Wavre gegen die preußische Nachhut kämpft. Der Himmel über Mont-Saint-Jean ist wolkenverhangen, die Sonne schneidet durch die Lücken und beleuchtet die dicken Rauchschwaden, die über Roggen, Gerste und Weizen hängen, die, wie ein britischer Offizier berichtet, zur Konsistenz einer indischen Schilfmatte festgetrampelt wurden. Tausende von Leichen liegen im Tal und auf dem Hügelkamm, den Wellingtons Männer über acht Stunden lang gehalten haben. Der Kampf ist immer noch nicht vorüber, doch Napoleon weiß, dass er nur noch eine einzige Chance zum Sieg hat. Und der Kaiser ist ein Spieler, also lässt er die Würfel rollen. Sie zeigen Fünf und Drei.

Fünf Bataillone der Moyenne Garde und drei Bataillone der Vieille Garde sollen zum blutdurchtränkten Hang marschieren und einen letzten Angriff auf die Linie der Verbündeten führen. Acht Bataillone. Napoleon hat den Tag mit einundzwanzig Bataillonen der Garde impériale begonnen, doch er war gezwungen, zehn davon loszuschicken, um die Preußen von Plancenoit fernzuhalten. Von den elf, die ihm blieben (ein weiteres steht noch in Rossomme, welches das Gepäck des Kaisers bewacht und das viel zu weit weg ist, um für diesen letzten Schlag herangeholt zu werden), hielt er drei in Reserve. Napoleon wies Général Drouot, den Befehlshaber der Garde, an: *«La Garde au feu!»*

Die acht Bataillone bestanden aus höchstens 5000 Männern, vermutlich etwas weniger. Der erste Infanterieangriff auf Wellingtons Linie war von 18000 Soldaten ausgeführt worden; der zweite durch Bachelu und Foy von etwa 8000. Comte d’Erlons 18000 Männer waren kurz vorm Erfolg gewesen, doch die Intervention der schweren britischen Kavallerie hatte ihren Angriff zerschlagen. Bachelu und Foy waren mit fast herablassender Leichtigkeit von den Musketen der Rotröcke vom Abhang gefegt worden, und so scheint dieser Angriff der Garde impériale von vornherein ziemlich aussichtslos zu sein, besonders da die drei Bataillone der Vieille Garde, die grognards, immer noch in Reserve

gehalten werden. Sie marschierten ins Tal hinab und verharrten dort, bereit, sich den erfolgreichen fünf Angriffsbataillonen der Moyenne Garde anzuschließen. Diese fünf zählten etwa 3500 Mann – gefährlich wenige, um eine Stellung anzugreifen, die vom Duke of Wellington verteidigt wurde. Doch diese 3500 Mann waren sämtlich Veteranen und fanatische Anhänger des Kaisers. Sie hatten einen Ruf zu verteidigen und verfügten über ein enormes Selbstvertrauen. Sie wussten, dass sie erst dann in die Schlacht geschickt wurden, wenn die Lage verzweifelt aussah, und sie brüsteten sich damit, dass sie unbesiegbar waren. Es gab nur wenige, die abgestritten hätten, dass Napoleons Garde impériale über die besten Soldaten Europas verfügte.

Und die Moyenne Garde sollte nicht allein angreifen. Napoleons gesamte verbliebene Infanterie wurde vorangeschickt, um Druck auf den alliierten Hügelkamm auszuüben. Sie marschierten nicht in Kolonnen, sondern als dichte Plänklerlinie, und hinter ihnen folgten die Überlebenden der Kaiserlichen Kavallerie. Zwei Batterien der berittenen Artillerie der Garde impériale begleiteten die acht Bataillone, und die Grande Batterie feuerte auf den Hügelkamm, bis die eigenen Männer das Ziel verdeckten.

Napoleon selbst führte die Garde an. Er ritt an ihrer Spitze hinunter ins Tal, wo er sie Maréchal Ney übergab, der sie zum britisch-niederländischen Hügelkamm führen sollte. Zu Napoleons Rechten, irgendwo hinter den Rauchschwaden, die über die Gefallenen von d’Erlons Korps zogen, wurden neue Truppen auf dem Hügelkamm der Verbündeten sichtbar, neue Truppen und neue Geschütze. Der Kaiser wusste, dass die Ankunft der Preußen die Moral seiner Männer schwächen würde, darum log er sie an. Er schickte Offiziere aus, um die Unwahrheit zu verbreiten, dass die Neuankömmlinge Grouchys Männer seien, die gekommen wären, um Wellingtons linken Flügel anzugreifen, während die Unsterblichen durch sein Zentrum brachen. Einer dieser Offiziere war Colonel Octave Levavasseur, ein Artillerieoffizier und Adjutant von Maréchal Ney. Levavasseur schrieb in seinen Memoiren:

Ich ritt im Galopp, den Hut auf die Spitze meines Säbels gesteckt, die Linie herunter und schrie: «Vive l’Empereur! Soldats, voilà Grouchy!» Der Ruf wurde von Tausenden Stimmen beantwortet. Die Erregung der Soldaten steigerte sich zu einem Fieber, und sie riefen alle: «En avant! En avant! Vive l’Empereur!»

Die Linie, die Levavasseur entlanggaloppierte, nahm praktisch die gesamte Breite des Schlachtfeldes ein. Jeder Mann, der gehen konnte, wurde vorangetrieben. Die Infanterie, die La Haie Sainte eingenommen hatte, marschierte auf den Hügelkamm zu, ebenso der Rest von d'Erlons Korps. Die Überlebenden von Général Bachelus Brigade griffen in der Nähe von Hougoumont an, und nun flackerte der Kampf im Gehöft selbst wieder auf, als Foys Männer die Mauern beschossen. Général Reilles Männer folgten der Garde, und jeder wusste, dass dies nun die äußerste Anstrengung war, die Schlacht zu gewinnen. Ney hatte seinen Soldaten eine Ansprache gehalten. Capitaine Pierre Robinaux, einer der Infanteristen, die Hougoumont belagerten, hörte den rothaarigen Marschall rufen: «Mut! Die französische Armee ist siegreich! Der Feind wird überall geschlagen!», und kurz danach kam ein Stabsoffizier mit der Nachricht des Kaisers, dass Grouchys Männer das Schlachtfeld erreicht hätten. Napoleon betrog seine Männer, um ihre Moral zu stärken, und die meisten Soldaten glaubten ihm. Doch ein General, dem Levavasseur begegnete, wusste es besser. «Seht», sagte er angewidert und deutete auf den linken Flügel von Wellingtons Hügelkamm, «es sind die Preußen.»

Die Garde ins Spiel zu bringen, war natürlich riskant, doch Napoleon stand vor einer harten Entscheidung. «Den Verlust von Boden», sagte er einmal, «kann ich

wettmachen, doch niemals den Verlust von Zeit.» Blüchers Angriff auf Plancenoit war von Lobaus Männern aufgehalten worden und von den zehn Garde-Bataillonen, die Lobau zu Hilfe gekommen waren, doch Napoleon wusste, dass die Zahl der Preußen immer weiter anstieg. Er wusste auch, dass die preußische Verstärkung das östliche Ende von Wellingtons Linie erreicht hatte und es nur eine Frage der Zeit war, bevor sich die Neuankömmlinge über den gesamten Kamm ausgebreitet hatten. Kurz gesagt, würde er sich schon bald zwei Armeen gegenübersehen, die ihm zahlenmäßig weit überlegen waren. Doch es gab noch zwei Stunden Tageslicht, und das war genügend Zeit, um eine der Armeen zu vernichten. Wenn die Garde Wellingtons Linie durchbrechen konnte, wenn die Franzosen über den Hügelkamm schwärmen und die Britisch-Niederländer zu einem chaotischen Rückzug zwingen konnten, dann würde er sich den Preußen zuwenden, und diese würden sich beim Anblick ihres so vernichtend geschlagenen Verbündeten vielleicht zurückziehen. Oder einfach bleiben, wo sie waren, bis die Nacht hereinbrach. Dann konnte der 19. Juni eine neue Schlacht bringen, doch diesmal würde Grouchy wirklich daran teilnehmen. Es war ein Wagnis, doch der Sieg auf dem britischen Hügelkamm würde die Waage wieder zugunsten der Franzosen ausschlagen lassen. *«On s’engage»*, hatte Napoleon einmal mit einem

dieser Sätze gesagt, die den Krieg so leicht erschienen ließen, *«et alors en voit.»* Man greift an, und dann sieht man, was passiert. Also würde er angreifen, und die Welt würde sehen, was passierte.

Was war die Alternative? Wenn er nicht angriff, würde er angegriffen werden. Das geschah bereits in Plancenoit, und wenn er seine Soldaten auf den Hügelkamm zurückzog, wo sie den Tag begonnen hatten, dann musste er mit einem konzertierten Angriff der Britisch-Niederländer und der Preußen rechnen. Das Vernünftigste wäre der Rückzug; die Überreste seiner Armee zu nehmen, sie über den Fluss Sambre zurückzuziehen und auf den nächsten Tag zu warten. Doch ein Rückzug wäre schwierig bis unmöglich. Er müsste Tausende von Männern südlich an der Straße nach Charleroi entlangschicken und darauf hoffen, den Feind abzuhalten, während seine Soldaten sich zurückzogen. Und ein paar Kilometer die Straße entlang befand sich die schmale Brücke von Genappe, die nur knapp zweieinhalb Meter breit war, aber die einzige Stelle, auf der all seine Kanonen und Munitions- und Gepäckwagen den schmalen Fluss Dyle überqueren konnten. Der Rückzug würde vermutlich im Chaos enden und der endgültigen Niederlage.

Also Angriff. Die Unsterblichen ausschicken, um das zu tun, worin sie so gut waren: die Schlachten des Kaisers

gewinnen. «Das Schicksal», hatte der Kaiser einmal gesagt, «ist eine Frau. Sie ist wankelmütig!» Doch das Schicksal brauchte ein wenig Schützenhilfe, und dafür gab es die Garde impériale: um dem Kaiser zum Sieg zu verhelfen.

La Garde au feu! En avant! Vive l'Empereur! Die Trommeln schlugen den *pas de charge*, als die Garde, die ungeschlagene Garde, die Straße in nördlicher Richtung entlangmarschierte, angeführt von 150 Musikern, die patriotische Lieder spielten. Die Musiker hielten kurz vor La Haie Sainte an, und der Kaiser blieb bei ihnen, während die acht Bataillone nach links von der Straße abbogen. Sie befanden sich jetzt im flachen Talbett, wo fünf Bataillone der Moyenne Garde ihre Angriffskolonnen bildeten. Kanonenkugeln und Granaten flogen kreischend über ihre Köpfe und schlugen in den britisch-niederländischen Hügelkamm ein. Die Garde schickte keine Plänkler vor, es waren bereits genügend von ihnen auf dem Hang. Die Garde würde zum Angriff marschieren und sich zur Linie ausbreiten, wenn sie den Feind erreicht hatte, um ihn dann mit ihren Musketen vom Hügelkamm zu schießen. Einige Historiker haben sich gefragt, warum Ney sie nach links führte, statt einfach weiter die Straße entlangzumarschieren. Doch es wäre beinahe unmöglich gewesen, die Kolonnen in Formation zu halten, wenn die Garde die eingesunkene Straße neben La Haie Sainte

überwinden musste, ganz zu schweigen vom Gehöft selbst, der Sandkuhle dahinter und den zerstörten Kanonen und den Hunderten von Leichen, die im zertrampelten Getreide lagen. Der Hang, über den Neys Kavallerie gestürmt war, war zwar ebenfalls von Toten gesäumt, doch es gab insgesamt weniger Hindernisse zu überwinden. Die Garde trug hohe Bärenfellmützen, die sie riesig erscheinen ließen. Sie trugen blaue Mäntel mit roten Epauletten, und die Bärenfellmützen waren mit roten Federn geschmückt. Sie trugen diese Federn nicht immer, sie konnten in einer Pappröhre verstaut werden, doch man hatte ihnen gesagt, sie würden in voller Uniform auf dem Grand Place von Brüssel marschieren, und es scheint, dass sie die Federn auch an diesem Sommerabend trugen. Die Straße nach Brüssel führte hinauf zum Hügelkamm, ein Anstieg voller toter Pferde und sterbender Männer, die Straße zum Sieg.

Offiziere führten die Kolonnen an. Sie konnten den Kamm durch den Rauch hindurch sehen, aber sie sahen keine feindlichen Truppen, abgesehen von den Kanonieren, die das Feuer eröffneten, sobald die Kolonnen der Garde zu erkennen waren. Schrapnelle krachten über ihren Köpfen, Kugeln schlugen durch die Ränge, die immer weiter zusammenrückten, während sie marschierten. Die Trommeln schlugen und pausierten nur, um die Garde «Vive l’Empereur!» rufen zu lassen.

Sie griffen Wellingtons Rechte an, seine stärkste Flanke, dieselbe Flanke, die Bachelu und Foy vertrieben hatte. Hinter der Anhöhe, versteckt auf dem Gegenhang, warteten drei von Wellingtons stärksten Einheiten. Im Westen, am nächsten von Hougoumont, befand sich General Adams Brigade – jedes Bataillon Veteranen des Spanischen Unabhängigkeitskrieges. Darunter das 52nd, das große Bataillon aus Oxfordshire. Zu ihrer Linken befand sich Maitlands Guards-Brigade. Die British Guards würden gegen die Garde impériale antreten, und nahe der Kreuzung lag eine Division von Hannoveraner Soldaten, die von den Bataillonen der King's German Legion und General Halketts Rotröcken verstärkt wurden. Sie warteten auf dem Gegenhang, und darum sahen die heranmarschierenden Franzosen keine feindliche Infanterie. Sie sahen das Blitzen aus schwarzen Kanonenrohren, sahen den dichten Qualm, sahen ihre eigenen Reihen fallen, wenn die Kugeln einschlugen, und als sie näher kamen, wechselten die Kanoniere zu Doppelschüssen, stopften Büchsenkartätschen über die Kugeln und richteten ein Blutbad an, doch es reichte nicht aus, um die Garde aufzuhalten. Sie waren die Unsterblichen und marschierten ihrem Schicksal entgegen.

Napoleon sah vom anderen Ende des Tals zu. Er sah, wie sich die Garde impériale in zwei Kolonnen teilte; niemand

weiß, warum das geschah, doch beide marschierten den Hang hinauf. Fiel Napoleon seine Unterhaltung beim Frühstück jetzt wieder ein? Er hatte seine Generäle nach ihrer Meinung über Wellington und die britischen Soldaten gefragt, und ihre Antworten hatten ihm nicht gefallen. Es war Général Reille, der gesagt hatte, dass die britische Infanterie unbesiegbar sei, wenn sie in guter Stellung war. Nun, das würde man sehen. *On s'engage, et alors on voit.* Die Unsterblichen würden die Unbesiegbaren angreifen. Die Ungeschlagenen würden mit den Unschlagbaren ringen.

Es ist seltsam, dass der entscheidende Zusammenstoß von Garde impériale und Wellingtons Infanterie immer noch geheimnisumwittert ist. Es gibt widersprüchliche Berichte darüber, welche Formation die Garde impériale wählte. Waren es Kolonnen, oder marschierte sie im Karree voran? Und warum teilte sich die ursprüngliche Formation in zwei Teile? Wir wissen es nicht. Was folgte, ist eines der berühmtesten Gefechte der Geschichte; wir haben Zeugenberichte, Tausende von Männern nahmen daran teil, und viele erzählten später von ihren Erlebnissen – und doch wissen wir nicht genau, was passiert ist. Es herrscht sogar Uneinigkeit darüber, wer die Siegeslorbeeren entgegennehmen durfte, doch all das ist vielleicht gar nicht

so überraschend. Niemand machte sich Notizen. Die Überlebenden stritten darüber, um welche Uhrzeit der Zusammenprall stattfand, doch vermutlich erhielt die Garde den Marschbefehl um kurz nach 19.30 Uhr, und gegen 20.30 Uhr war alles vorbei. Und die Männer, die dabei waren, die Männer, die Geschichte schrieben, konnten nur ein paar Schritt weit sehen, und was sie sahen, war in dichten Qualm gehüllt, und ihre Ohren waren vom Schwirren der Musketenkugeln betäubt, dem Krachen der feuernden Kanonen, den Schreien der Verwundeten, dem Brüllen der Offiziere und Leutnants, den explodierenden Granaten, dem Hämmern der Musketensalven, dem Dröhnen weit entfernter Kanonen, dem Schlagen der Trommeln und dem Schallen der Trompeten. Es war ein unerträglicher, betäubender Lärm. Ein britischer Offizier erinnert sich, wie er Befehle schrie, und dass selbst der Mann, der neben ihm stand, ihn nicht verstehen konnte. Wie sollte ein Mann all das, was geschah, für sich sortieren, wenn er nichts als Rauch, Blut und Flammen wahrnehmen konnte, wenn seine Ohren betäubt waren und sein Leben davon abhing, seine Pflicht zu erfüllen, trotz all der Angst, die sein Herz zusammenschnürte? Das war der Sinn all des Drills und der Disziplin, dass ein Mann in dem Moment, wenn sein Schicksal am seidenen Faden hing, wenn das Chaos regierte und der Tod schon lauerte, seine Pflicht tat.

Der Instinkt rät ihm, diesem Horror zu entfliehen, doch die Disziplin bietet einen Weg hindurch.

Die berittene Artillerie der Vieille Garde war die Erste, die in den Kampf verwickelt wurde. Sie hatte sich in vier Abteilungen aufgeteilt, die Batterien kurz vor der Hügelkuppe in Stellung gebracht und eröffnete das Feuer. Der Hügelkamm wölbte sich leicht, sodass die Garde impériale in eine Senke feuerte, während die alliierten Kanonen ihr Feuer auf die dichten Ränge richteten, die sich ihrer Stellung näherten. Jetzt, wo die Artillerie der Garde schoss, konnten die Franzosen zurückschlagen. «Die Geschwindigkeit und Präzision dieses Feuers war bemerkenswert», schrieb Captain Mercer:

Beinahe jeder Schuss war folgenreich, und ich erwartete schon, dass wir alle getötet würden. Unsere Pferde und Kanonen standen ein wenig weiter hinten auf dem [rückwärtigen] Abhang und waren bisher vor dem vorderen Feuer geschützt gewesen; doch dieses landete nun direkt unter ihnen, schlug sie gleich paarweise nieder und sorgte für schreckliche Verwirrung. Die Kutscher konnten sich kaum von einem toten Pferd befreien, bevor das nächste fiel … Eine Granate explodierte unter den beiden feinsten Zugpferden der Truppe, und sie fielen einfach um.

Nicht jede Kanone der Verbündeten war schussbereit. Einige hatten ihre Mannschaft verloren, oder ein Rad ihres Wagens war kaputtgegangen und nicht wieder ersetzt worden. Doch es blieben ausreichend Kanonen, um der herannahenden Garde schlimmen Schaden zuzufügen. Nicht genug jedoch, um sie aufzuhalten. Der Rauch wurde mit jeder Salve dichter. Einige Männer erinnerten sich daran, wie sie die Kugeln in die Ränge der Garde fliegen sahen, doch die Garde schloss die Reihen, und die Trommler trieben sie den Hügel hinauf bis zur flachen Anhöhe, wo die alliierte Infanterie wartete. Ensign Macready, der uns zuletzt begegnet ist, als er zusah, wie die Fahnen seines Bataillons nach hinten getragen wurden, befand sich in Stellung, um die östliche Kolonne der Garde zu empfangen – die dem Zentrum der Anhöhe am nächsten gekommen war. Macready war erst siebzehn und traf schon auf die Veteranen des Kaisers. Sie «näherten sich unseren Stellungen», sagte er,

in so korrekter Ordnung, als wären sie bei einer Parade. Als sie Schritt für Schritt vor uns hinaufkamen und über den Kamm, gaben ihnen die roten Epauletten und gekreuzten Riemen über ihren blauen Mänteln eine riesenhafte Erscheinung, die noch von ihren hohen Fellmützen und langen roten Federn verstärkt wurde, welche zum Takt der

Trommeln wippten, das aus dem Zentrum ihrer Kolonne drang. «Jetzt geht’s ans Eingemachte», murmelte ich, und ich gestehe, dass ich beim Näherkommen dieser Männer und beim Gedanken an ihren Ruf nichts anderes erwartete als ein Bajonett in meinem Körper, und ich wünschte nur, dass es meine Organe verfehlen würde.

Macready und sein Bataillon, das 30th, sollte von zwei Bataillonen der Moyenne Garde angegriffen werden, beides Gardegrenadiere. Der Name Grenadiere war obsolet, da die Soldaten keine Granaten mit sich führten, doch sie stellten traditionell die schwere Infanterie, den Angriffstrupp. In einem britischen Bataillon gab es eine Leichte Kompanie – die Plänkler – und eine Grenadier-Kompanie, die den schweren Nahkampf erledigte. Diese beiden Bataillone der Moyenne Garde marschierten direkt auf Major-General Sir Colin Halketts Brigade zu. Halkett war ein Veteran des Unabhängigkeitskriegs, der den Großteil seiner Karriere in der King’s German Legion gedient hatte, obwohl er in Waterloo vier britische Bataillone befehligte. Alle vier hatten bei Quatre-Bras dank der Dummheit des Schlanken Billy schwer gelitten, daher waren die vier Bataillone zu zwei zusammengelegt worden. Macreadys 30th befand sich mit dem 73rd im Karree, während sich zu ihrer Linken das gemeinsame Karree aus

dem 33rd und dem unglücklichen 69th befand, die ihre Fahne in Quatre-Bras verloren hatten. Sie waren natürlich nicht allein. Zu ihrer Rechten befanden sich die British Guards und zu ihrer Linken Bataillone aus deutschen und niederländischen Soldaten. Doch auch die beiden angreifenden Bataillone waren nicht allein. Sie wurden von Général Reilles Korps unterstützt, das hinter der Garde über den Kamm schwärmte, und sie wiederum wurden vom Nahkampf-Artilleriefeuer unterstützt; und die restliche französischenKavallerie bereitete sich darauf vor, den Durchbruch der Linie für sich zu nutzen. Der Historiker Mark Adkin sagt: «Dieser Angriff war der stärkste von der Garde angeführte Vormarsch, der den Franzosen bei Waterloo gelang.»

Die Speerspitze der Garde hatte nun die flache Hügelkuppe erreicht. Waren sie zur Kolonne formiert? Oder zum Karree? Mark Adkin belegt ziemlich überzeugend, dass sich die Franzosen im Karree befanden, auch wenn viele der Augenzeugen auf der Seite der Alliierten Kolonnen sahen; sie waren im Karree, vermutlich weil sie eine Wiederholung der Katastrophe fürchteten, die d’Erlons Angriff getroffen hatte. Ein kompaktes Karree, dessen Seiten nach den Einschlägen der Artillerie kontinuierlich zusammenrückten, kann durchaus wie eine Kolonne wirken, und keine der beiden Formationen war an diesem Abend vollkommen kohärent.

Nicht nur, weil die Ränge von Kugeln und Büchsenkartätschen getroffen wurden, sondern auch, weil der Weg mit toten oder verwundeten Pferden übersät war. Nur die beste Infanterie konnte ihre Formationen unter solchen Bedingungen zusammenhalten, und die Garde impériale war die beste. Daher erreichten sie den breiten Gipfel trotz der Hindernisse und trotz des Kanonenfeuers, wo sie sich zur Linie formieren sollten. General Halketts vier britische Bataillone hatten sich ebenfalls zum Karree formiert, weil die französische Kavallerie sie den ganzen Abend über bedrohte, doch als die französische Garde den Hügelkamm erreichte, befahl der General den Rotröcken, eine vierreihige Linie zu bilden. «Meine Jungs», schrie er, «ihr habt alles getan, was ich mir nur wünschen konnte, und mehr, als ich hätte erwarten können, doch es ist noch nicht zu Ende. In diesem Moment gibt es für uns nichts als den Angriff!»

Macready nimmt die Geschichte auf:

Der Feind blieb stehen, richtete seine Waffen vierzig Schritt von uns entfernt aus und feuerte eine Salve. Wir erwiderten sie, schrien «Hurra!» und senkten die Bajonette. Unsere Überraschung war übergroß, als wir durch den abziehenden Rauch vorpreschten und die Kaiserlichen Grenadiere nur noch von hinten sahen. Wir

blieben stehen und starrten uns gegenseitig an, als trauten wir unseren Augen nicht. Einige 9-Pfünder hinter uns rechts feuerten Kartätschen zwischen sie, und das Gemetzel war schrecklich. Nirgendwo auf dem Schlachtfeld habe ich so viele Leichen übereinander gesehen.

Macready schrieb seinem Vater drei Wochen nach der Schlacht.

«Als sie auf zwanzig Schritt herangekommen waren», sagt er in seinem Brief,

schossen wir eine Salve auf sie und brüllten unser Hurra und machten uns zum Angriff bereit, doch sie ersparten uns die Mühe und flohen … Doch ich versuche das Unmögliche, nämlich eine Schlacht zu beschreiben; wir wussten so wenig davon … Unser General der Brigade, Halkett … richtete mitten im Kampf eine elegante Rede an uns, die von den vereinten Rufen unserer tapferen Kameraden beantwortet wurde: «Bei eurer Ehre, wir werden es ihnen zeigen.»

Macready erweckt den Anschein, als wäre es ein leichter Kampf gewesen, doch so war es nicht. Eine Hannoveraner Brigade links von den Rotröcken wurde von «einem heftigen Angriff» zurückgedrängt, wie ein Hannoveraner

Offizier es beschreibt. Die Hannoveraner hatten keine Munition mehr, und ihr befehlshabender Offizier wurde bei ihrem Rückzug getötet. Währenddessen hatte Halketts Brigade die französische Garde durch Musketenfeuer und Bajonette zurückgedrängt, als etwas Seltsames geschah: Die Kanoniere der Garde impériale befanden sich nah an Halketts Brigade und feuerten auf die Rotröcke, die über die Straße vorgedrungen waren, welche über den Hügelkamm verlief. Für den Augenblick schien es, dass die Infanterie der Garde besiegt war, doch die Kanoniere beschossen die vierreihigen Rotröcke, sodass die Brigade den Befehl erhielt, umzukehren und hinter der Hecke und der Böschung Schutz zu suchen, welche die Straße hinter ihnen begrenzten. Noch einmal Macready:

Wir kehrten auf den Befehl hin um und traten in perfekter Ordnung zurück. Als wir den [hinteren] Abhang hinabstiegen, verdichtete sich das Feuer immens, und die Schreie der fallenden Männer und auch der zahllosen Verwundeten um uns herum, die sich verloren glaubten, war schrecklich. Eine außergewöhnliche Anzahl von Männern und Offizieren aus beiden Regimentern war in einem Augenblick tot. Prendergast von unserem Regiment wurde von einer Granate zerfetzt, McNab von einer Kartätsche, und James und Bullen verloren bei diesem

Rückzug oder beim Beschuss kurz davor beide ihre Beine durch eine Kugel. Als ich nach einem Sturz wieder auf die Füße kam, prallte ein Freund gegen mich und schrie halb wahnsinnig von seinen fünf Wunden und den Schrecken um uns herum: «Ist sie tief, Mac, ist sie tief?» In diesem Moment vermischten wir uns mit dem 33rd und dem 69th, und dann gab es keine Ordnung mehr.

Die Brigade war in Panik ausgebrochen. Sie hatten die Grenadiere der Garde impériale zurückgedrängt, sich dann aus Furcht zum Rückzug entschlossen, woraufhin die Panik rasant um sich griff. Offiziere und Sergeanten versuchten sie aufzuhalten, doch ohne Erfolg. «Fünfzig Kürassiere hätten unsere Brigade vernichten können», schätzte Macready, und einen Moment lang schien die Disziplin vollständig dahin zu sein. Männer kämpften und drängten sich nach hinten, doch dann begann ein Soldat zu jubeln, und die Panik verschwand, als andere Männer mit einfielen. General Halkett soll die Fahne des 33rd gepackt haben, genau wie Général Pelet den Adler in Plancenoit, und dort gestanden haben, bis die Männer sich um ihn formierten, und Wellington war dort, und seine Präsenz hatte wie immer eine beruhigende Wirkung. Außerdem hatte er einst die 33rd kommandiert, und Gott helfe ihnen, wenn sie ihn jetzt bloßstellten. Und eine niederländische

Kanonenbatterie eröffnete das Feuer auf die Franzosen, als sie ihre Reihen schlossen, und dezimierte die angeschlagene Garde, und eine niederländisch-belgische Brigade schoss Salven auf die Franzosen, und irgendwie legte sich die Panik wieder.

«Die Offiziere wirkten Wunder», sagte Macready, «doch allein der Kriegsschrei rettete uns. Ich fand nie heraus, wer ihn angestimmt hatte.» Und nach einem Augenblick des Schreckens kehrten die vier Bataillone um, formierten sich wieder zur Linie und hielten die Stellung. Für Henry Duperier, den Zahlmeister der 18th Hussars, war die plötzliche Rückkehr von Halketts Brigade eine Überraschung. Er war mit dem Rest der Kavallerie hinter der Infanterie auf Wellingtons Hügelkamm stationiert und beobachtete, wie die niederländische Infanterie feuerte, als «Lord Wellington ein paar kleine rotröckige Kerle von Werweißwo herbeibrachte; ich konnte sie gerade eben durch den Qualm erkennen.»

«Ich versuche das Unmögliche», hatte Macready an seinen Vater geschrieben, «indem ich eine Schlacht beschreibe.» Was war also wirklich auf dem Hügelkamm passiert, als die erste Kolonne oder das erste Karree der Garde impériale angriff? Es herrschte Verwirrung auf beiden Seiten. Die Hannoveraner zogen sich in ziemlicher Unordnung zurück, doch die Rotröcke ebenfalls. Die

Niederländisch-Belgier hatten gut gekämpft, und ihre Kanoniere hatten beste Arbeit getan. Die Franzosen wichen ebenfalls zurück, bedrängt von den heftigen Eröffnungssalven aus General Halketts Linie. Die französischen Kanoniere richteten schlimmen Schaden an, und es war vor allem ihr Feuer, das die Panik in General Halketts Brigade auslöste. Man muss es der Brigade anrechnen, dass ihre Panik nur von kurzer Dauer war, doch sie hatten Glück, dass die französischen Soldaten diese temporäre Unordnung nicht ausnutzten. Die Franzosen standen vermutlich selbst kurz davor, in Panik auszubrechen. Sie hatten sich vor einer schrecklichen Eröffnungssalve zurückgezogen, die niederländischen Kanonen schossen Büchsenkartätschen und Kugeln auf sie ab, der Hügelkamm war von dichtem Qualm bedeckt, und ihre vorderen Reihen waren tot oder verwundet. Alles, was sich mit Sicherheit sagen lässt, ist, dass die westlichste Kolonne der Garde impériale versagte, dass sie von Wellingtons Linie zurückgedrängt wurde und zurückblieb. General Halkett wurde im Kampf verwundet, doch er hatte die Genugtuung, dass seine Männer sich zusammengeschart hatten und die Stellung hielten.

In der Zwischenzeit traf der zweite und größere Angriff der Franzosen den Hügelkamm zu Halketts Rechten, wo die Guards und General Adams ausgezeichnete Brigade Leichter Infanterie auf sie wartete. Harry Powell war

Captain der 1st Foot Guards und hatte sich wie der Rest des Bataillons auf dem Gegenhang flach auf den Boden gelegt:

An diesem Teil der Stellung verlief eine Wagenstraße, auf der sich zur einen Seite ein Graben und eine Böschung befanden, in und unter der sich die Brigade während der Kanonade versteckte, welche etwa eine Dreiviertelstunde andauerte. Ohne den Schutz dieser Böschung wäre jede Kreatur ausgelöscht worden. Der Kaiser kalkulierte [diesen] Effekt vermutlich ein, denn plötzlich hörte das Feuern auf, und als der Rauch abgezogen war, zeigte sich uns ein herrlicher Anblick. Eine dichte Kolonne von Grenadieren (etwa siebzig Mann in vorderster Linie) der Moyenne Garde, etwa 6000 Mann stark, angeführt, wie wir später hörten, von Maréchal Ney, marschierte den Hang im pas de charge hinauf und rief «Vive l'Empereur». Sie marschierten bis auf fünfzig oder sechzig Schritt an uns heran, als die Brigade den Befehl erhielt aufzustehen. Ob es an dem plötzlichen und unerwarteten Auftauchen eines Korps so nahe vor ihnen lag oder an dem heftigen Feuer, mit dem wir sie belegten – La Garde, die noch nie zuvor bei einem Angriff versagt hatte, blieb plötzlich stehen.

Captain Powell glaubte ebenso wie die gesamte Brigade der Guards, dass sie den Grenadieren der Moyenne Garde gegenüberstanden, obwohl es in Wahrheit die Chasseurs der Garde waren, und diesem Irrtum ist es zu verdanken, dass es bis zum heutigen Tag ein Regiment namens Grenadier Guards gibt. Die 1st Foot Guards wurden mit dem Namen ihres Feindes geehrt, auch wenn es tatsächlich Halketts Männer waren, die die französischen Grenadiere konfrontierten. Auch schätzt Powell, dass es 6000 Mann waren, was ein entschuldbarer Fehler an diesem Abend voller Getöse und Chaos war, denn die größere französische Kolonne konnte nicht mehr als 2000 Mann umfasst haben.

Der Duke war natürlich dabei. Er saß auf Copenhagen, seinem treuen Pferd, und sah die französische Garde näher kommen. Er wartete, bis sie nah genug heran waren. Captain Powell schätzt die Entfernung auf fünfzig oder sechzig Schritt, und wieder übernimmt der Duke das Kommando. «Jetzt, Maitland!», ruft er dem Brigadeoffizier zu, «jetzt ist die Zeit gekommen! Los, Guards!» Sie standen auf und formierten sich. «Anlegen!» – eine Pause, in der die großen, schweren Musketen an die wunden Schultern gelegt wurden, «Feuer!»

Und das Gemetzel begann. Das beherrschte die britische Infanterie am besten. Harry Powell nennt es «schweres Feuer», diesen Schock von diszipliniert abgefeuerten

Musketensalven aus nächster Nähe. «In weniger als einer Minute», berichtet Powell,

waren etwa 300 Männer gefallen. Jetzt wankten sie, und einige der hinteren Divisionen begannen zur Seite auszuweichen, als wollten sie sich umformieren, während einige Männer hinter ihnen über die Köpfe derer vor ihnen schossen, was ein deutlicher Beweis ihrer Verwirrung war.

Die Garde impériale versuchte, sich zur Linie zu formieren, doch erneut – wie so viele Male zuvor bei den Unabhängigkeitskriegen – hatten sie zu spät damit begonnen. Die Guards waren ihnen zahlenmäßig überlegen und überlappten sie, die Musketenkugeln kamen von vorn und von der Seite, und als sie versuchten, sich zur Linie zu formieren, wurden sie von dem beständigen, unerbittlichen Salvenfeuer daran gehindert. Für die vorderen Reihen der Garde impériale musste all das eine grausige Überraschung sein. Sie hatten den Hügel erklommen und waren dafür von der Artillerie bestraft worden, und gerade als es so aussah, als hätten sie den Kamm erreicht und könnten die Straße überqueren, tauchte der Feind hinter der niedrigen Böschung auf. Ein Feind, der ihnen zahlenmäßig überlegen und viel zu nah war, um ihnen zu erlauben, sich zur Linie zu formieren. Ein Feind, der mit

schrecklicher Effizienz schoss. Unerfahrene, schlecht ausgebildete Soldaten eröffneten oft das Feuer aus zu großer Entfernung und schossen dann zu hoch – aber nicht die Brigade of Guards. Sie schossen aus einer Entfernung, in der eine Muskete ihr Ziel kaum verfehlen konnte, und ihr Feind musste zum Nachladen anhalten, und währenddessen drängten die Reihen hinter ihm weiter, und daher entstand bei den Chasseurs Verwirrung, und immer noch trafen diese pausenlosen Salven, und immer mehr Männer gingen zu Boden. Sie wurden jetzt von ihren eigenen Toten und Verwundeten behindert, und die Guards feuerten immer noch, bis Lieutenant-Colonel Alexander Fraser, Lord Saltoun, sie antrieb. Saltoun hatte eine Kompanie übernommen, um Macdonell in Hougoumont zu unterstützen, doch er hatte sie für diese entscheidenden Momente der Schlacht zurück zum Hügelkamm geführt – oder vielmehr die Überlebenden, genauer gesagt ein Drittel der Männer, die zum Gehöft gezogen waren. «Jetzt ist es so weit, meine Jungs!», brüllte er, und die Guards senkten die Bajonette und griffen an. «In diesem Moment», erinnert sich Captain Reeve, ein weiterer Veteran des Unabhängigkeitskrieges, «in dem wir angriffen, machten sie rechtsum kehrt und flohen in alle Richtungen.»

Die Guards rückten den Abhang hinab und trieben die panisch flüchtende Garde impériale vor sich her; und vermutlich zogen sich auch die Grenadiere der Garde, die

Halketts Brigade angegriffen hatten, in diesem Moment zurück. Maréchal Ney wurde sein letztes Pferd unter den Beinen weggeschossen, doch die französische Garde war noch nicht fertig mit ihrem Angriff. Einige Augenzeugen berichten, dass der zweite, größere Angriff aus zwei Kolonnen bestand, nicht aus einer (oder aus zwei Karree-Formationen). Was sie sahen, waren die 4er Chasseurs der Garde, die in einigem Abstand zu den anderen vorrückten, vermutlich weil sie am weitesten marschieren mussten, und die nun den Kamm erklommen, um ihren eigenen Angriff durchzuführen. Sie waren Hougoumont am nächsten, außen an der britischen rechten Flanke, und ihr diszipliniertes Feuer hielt die Guards auf. Im selben Moment sah man durch den Rauch im Tal französische Kavallerie, und die British Guards erhielten den Befehl, sich zum Karree zu formieren. Zunächst herrschte Verwirrung, weil offenbar andere Offiziere versuchten, die Männer in Linie zu halten, um sich den 4er Chasseurs entgegenzustellen, und die Verwirrung wurde erst aufgelöst, als die Guards zurück zum Hügelkamm stiegen und sich dort erneut zur vierreihigen Linie formierten.

Es ist ganz natürlich zu versuchen, Ordnung in das Chaos zu bringen, die Schlacht auf einfachste Weise zu beschreiben, um das Durcheinander verständlich zu machen. In den meisten Berichten über Waterloo ist der Angriff der Garde impériale der Höhepunkt, ein isoliertes

Ereignis, das den Tag entscheidet; doch auch wenn er entscheidend war, geschah er doch nicht isoliert. Praktisch jeder Mann, der sich noch auf dem Schlachtfeld befand, kämpfte. Alle funktionierenden Kanonen feuerten. Im Osten drängten d'Erlons Männer über die Hauptstraße auf den Hügelkamm und kämpften gegen britische, niederländische und jetzt auch preußische Soldaten. Der Lärm ist ohrenbetäubend, sodass die Männer keine Befehle verstehen können, selbst wenn der Hauptmann oder der Sergeant direkt neben ihnen steht. Die Garde impériale, die den Hügelkamm erreicht hatte und dann von niederländischen und britischen Musketen zurückgedrängt worden war, hat sich nicht ins Tal zurückgezogen, sie steht immer noch auf dem vorderen Abhang, wird von Général Reilles Infanterie unterstützt und bereitet sich darauf vor, sich erneut den schrecklichen Musketensalven zu stellen. Die Garde ist etwas in Unordnung geraten, doch sie ist nicht geschlagen, und auch ihre Feinde sind ungeordnet. Und der gesamte, geschwungene Kamm von Wellingtons Linie ist in Rauch gehüllt, sodass die Männer nicht sehen können, was nur wenige Schritte vor ihnen passiert. Wir wissen, dass vier der fünf angreifenden Bataillone der Garde impériale aufgehalten und zurückgedrängt worden sind, doch für die Männer von General Adams Brigade, die sich nur zwei- oder dreihundert Meter östlich befanden, war dies alles

verborgen. Sie sahen nur den Rauch der Kanonen, sie hörten das endlose Knallen der Geschütze, das Krachen der Musketen, die Schreie. Und sie hörten den *pas de charge*, den von Trommeln untermalten Gesang der französischen Krieger, die zum Sieg marschierten. Er kam von den 4er Chasseurs, dem letzten angreifenden Bataillon der Garde impériale. Ensign Leeke aus dem 52nd konnte sie noch nicht sehen, da sie sich immer noch auf dem vorderen Abhang befanden, doch er konnte sie hören:

Die Trommeln schlugen den pas de charge, der etwa so klang, wie ich mich erinnere: «Da rumm dumm, da rumm dumm, da rummadumm dummadumm, dumm, dumm», dann «Vive l'Empereur». Das wurde immer wieder wiederholt.

Die 4er Chasseurs waren die letzten Tapferen, die versuchten, Wellingtons Linie zu durchbrechen, doch zu ihrer Linken, auf dem Hügelkamm, stand General Adams Brigade, in der sich auch das 52nd befand, das große Oxfordshire-Bataillon unter Befehl von Sir John Colborne. Sir John war siebenunddreißig Jahre alt und ein sehr erfahrener Soldat, der im Spanischen Unabhängigkeitskrieg gekämpft hatte. Zu einer Zeit, als die meisten Offiziere ihre Beförderung erhielten, indem sie sich

die Hierarchie hinaufkauften, hatte sich Colborne jeden Schritt selbst verdient. Er war ein Protegé des großen Sir John Moore gewesen, der ihn zum Major ernannt hatte, und Moore hatte sich auf dem Sterbebett bei der Schlacht von La Coruña gewünscht, dass man Colborne zum Lieutenant-Colonel ernannte, was ihm gewährt wurde. Er war ebenso effizient wie beliebt, und jetzt, als die 4er Chasseurs der Garde den Hügelkamm erreichten und versuchten, sich zur Linie zu formieren, machte er sich unsterblich.

Er nahm das 52nd aus der Linie heraus. Die Hälfte von Colbornes Männern waren Veteranen des Unabhängigkeitskrieges, und sie kannten ihr Geschäft. Sir John führte sein Bataillon voran, dann ließ er es wenden, sodass seine Männer der linken Flanke der Chasseurs gegenüberstanden. Sein Brigadekommandant Sir Frederick Adam galoppierte heran, um zu erfahren, was er da tat, und Colborne meinte geantwortet zu haben, dass er «dieser Kolonne unser Feuer zu spüren geben» werde. General Adam, der gerade einmal vierunddreißig Jahre alt war, hatte genug Verstand, um Colborne gewähren zu lassen. Tatsächlich ritt er zum 71st und befahl ihnen, dem 52nd zu folgen, die sich jetzt auf dem vorderen Hang befanden, die eigene Flanke jedem Feind gegenüber entblößt, der sich im Rauch des Tals verbergen mochte, doch sie waren in Position, um die Garde niederzuschießen, und das taten sie. Sie feuerten Salven in

die französische Flanke, sodass die Garde impériale von vorn und von links angegriffen wurde. Es war gnadenlos. Die Ungeschlagenen wurden von den Unschlagbaren vernichtet. Colbornes Männer erlitten herbe Verluste durch die französische Garde, doch ihre eigenen Salven rissen die 4er Chasseurs entzwei, und das Frontalfeuer der British Guards hämmerte auf ihre vorderen Linien ein, bis sie wie die anderen Bataillone der Garde impériale ausbrachen. Sie zogen sich nicht zurück, sie flohen. Sie waren durch britische Salven geschlagen worden, und jetzt flohen sie vor diesem schrecklichen Musketenbeschuss, und als sie flohen, flüchtete auch der Rest der Garde.

Mit ihrer Flucht endeten die Hoffnungen Frankreichs. «Das Schicksal ist eine Frau», hatte Napoleon gesagt, und jetzt spuckte sie ihm direkt ins Gesicht. Als die 4er Chausseurs auseinanderbrachen, folgte auch seine Armee. Die Moral der französischen Soldaten fiel in sich zusammen; Panik setzte ein, als die Männer die unbesiegbare Garde fliehen sahen, und dann flohen sie auch. Selbst Napoleon musste zugeben:

Mehrere Regimenter … die einen Teil der Garde flüchten sahen, hielten sie für die Vieille Garde und waren erschüttert; Rufe wie «Alles ist verloren! Die Garde ist

geschlagen!» ertönten. Die Soldaten meinen sogar, übelgesonnene Männer hätten gerufen: «Jetzt ist sich jeder selbst der Nächste!» … Panik breitete sich über das ganze Schlachtfeld aus; ein ungeordneter Ansturm richtete sich auf unsere Rückzugslinie; Soldaten, Kanoniere, Karren vermischten sich alle, um sie zu erreichen.

Es kam alles so plötzlich. Den ganzen Nachmittag lang hatte die Schlacht getobt, die Franzosen hatten hart und tapfer gegen Wellingtons Linie angedrängt – und plötzlich, von einem Moment auf den anderen, gab es keine französische Armee mehr, nur noch einen Haufen panisch Fliehender.

Wellington ritt zurück zum Zentrum seiner Linie. Leeke hatte ihn gesehen, bevor das 52nd aus der Reihe marschierte, um den Traum eines Kaisers zu zerstören. Die Kleidung des Duke, sagte Leeke, «bestand aus einem blauen Schoßrock, weißen Kerseymere-Hosen und Reitstiefeln. Er trug ein Schwert mit einem Hüftgürtel, aber keine Schärpe.» Mit seinem blauen Mantel und dem schwarzen Dreispitz war Wellington für seine Männer schnell erkennbar gewesen, und jetzt, als die Franzosen flüchteten, sah er ihnen einige Augenblicke von der Mitte des Hügelkamms aus zu. Er sah einen Feind in Panik flüchten und sich im Chaos auflösen. Er sah ihnen nach,

und man hörte ihn murmeln: «Mitgefangen, mitgehangen.» Er nahm seinen Dreispitz ab, und es heißt, in diesem Augenblick wäre die Abendsonne schräg durch die Wolken gedrungen und hätte Wellington auf dem Kamm angestrahlt, den er den ganzen Tag verteidigt hatte. Er winkte mit dem Hut in Richtung Feind. Er winkte dreimal, und das war das Signal für die gesamte Linie der Alliierten zum Vormarsch.

Nicht jeder sah das Signal. Genauso, wie es ein wenig dauerte, bis die Panik die gesamte französische Armee erfasst hatte, dauerte es eine Weile, bis die Erleichterung über den Sieg bei den Verbündeten angekommen war. Captain John Kincaid kämpfte gerade mit seinen Schützen gegen französische Plänkler, als

plötzlich ein Jubel, den wir als britisch erkannten, weit rechts aufflammte, sodass jeder die Ohren spitzte; es war Lord Wellingtons langersehnter Befehl zum Vormarsch; er näherte sich langsam, wurde immer lauter, wir nahmen ihn instinktiv auf, stürzten durch die Hecke … und jagten unsere Gegner mit der Bajonettspitze in die Flucht. Lord Wellington galoppierte in dieser Sekunde zu uns herüber, und unsere Männer jubelten ihm zu; doch er rief: «Kein Jubel, Burschen, sondern vorwärts, und vollendet euren Sieg.»

Augenblicke später verwechselte das 52nd, das über den offenen vorderen Hang marschiert war, bevor es sich nach rechts zur Straße in Richtung La Belle Alliance wandte, einige Reiter der British Light Cavalry mit Franzosen und fegte ein paar Männer mit Musketenfeuer vom Sattel. «Macht nichts!», rief Wellington Colborne zu. «Weiter! Weiter!» Einige 95th Riflemen marschierten mit Colbornes Bataillon. «Solch einem Blutbad hatte ich noch nie beigewohnt», schrieb Captain Joseph Logan von den Grünröcken:

Der edle Lord Wellington zog mit dem 95th und rief immer wieder «Weiter, meine tapferen Kameraden!» Ich fürchtete um seine Sicherheit; für mich sorgte ich mich nicht. Mein Gott! Wäre er gefallen, welch ein bitterer Tag wäre es für England gewesen.

Und so marschierte die ganze alliierte Linie ins Tal, auch wenn es keine Linie mehr war, zu groß waren die Verluste gewesen. Freiherr von Müffling, der preußische Verbindungsoffizier, erinnert sich:

Als die Linie der Infanterie vorwärtsmarschierte, sah man überall kleine Gruppen von wenigen hundert Mann in großen Abständen herankommen. Die Stellung, in der die

Infanterie gekämpft hatte, wurde so weit das Auge sehen konnte von einer roten Linie markiert, die aus den roten Uniformen der zahlreichen Getöteten und Verwundeten bestand, die dort lagen.

Eine rote Linie von toten, sterbenden und leidenden Männern. Das ist ein schreckliches Bild. Und vor ihnen im Tal lagen weitere Tote und Tausende von verwundeten und toten Pferden. Leeke sagte, einige Pferde

lagen, einige standen, doch manche fraßen den heruntergetrampelten Weizen oder Roggen, obwohl ihre Beine abgeschossen waren … es herrschte ein seltsamer Geruch, eine Mischung aus zertrampeltem Getreide und dem Geruch des Schießpulvers.

Und die alliierte Infanterie marschierte über das heruntergetrampelte Getreide und an den sterbenden Pferden vorbei und durch die Abfälle einer Schlacht. «Ich habe nie etwas Vergleichbares gesehen», sagte Sir Augustus Frazer, Kommandant der Royal Horse Artillery. «Der Himmel war buchstäblich schwarz von Rauch, und die Sonne ging gerade unter.» In diesem schrecklichen, unirdischen Licht zog die Armee der Alliierten in das Tal. «Keine Sprache kann ausdrücken, wie sich die britische

Armee zu diesem Zeitpunkt fühlte», erinnert sich Sergeant Robertson von den 92nd Highlanders:

Ihr Jubel war ekstatisch … Wir nahmen uns nicht die Zeit nachzuladen, wir nutzten nur das Bajonett … alles war nur noch Zerstörung und Verwirrung. Die Franzosen liefen davon und warfen ihre Tornister, Pistolen und alles zur Seite, was ihrer Flucht hinderlich sein konnte.

Die britische Kavallerie schloss sich der Verfolgung an und mähte unbarmherzig die panischen französischen Einheiten nieder. Captain Henry Duperier von den 18th Hussars erinnert sich an den Vormarsch, «und in der nächsten Sekunde stürzten wir uns auf die Kavallerie, die sich nur schwach wehrte; und die beim Rückzug über ihre eigene Infanterie stolperte». Duperiers Männer, vielen von ihnen Iren, massakrierten daraufhin einige Kanoniere, bevor sie sich einem ungeordneten Infanterie-Bataillon zuwandten. Die französische Infanterie versuchte sich zu ergeben. Es hieß «nur noch ‹Vive le Roi›», sagt Duperier, «aber es war zu spät, und außerdem verstehen unsere Männer kein Französisch, also töteten sie sie».

Capitaine Pierre Robinaux hatte den Tag mit erfolglosen Angriffen auf Hougoumont verbracht, und jetzt griff die Panik auch auf die Soldaten über, die immer noch das

Château belagerten. Sie zogen sich schnell zurück. «Wir wurden von hinten beschossen», schrieb Robinaux,

und unsere Soldaten, die bereits verängstigt waren, erblickten unsere polnischen Ulanen und verwechselten sie mit britischer Kavallerie und schrien: «Wir sind verloren!» Der Ruf wurde überall weitergegeben, und schon bald befanden wir uns in vollkommener Unordnung. Jeder dachte nur noch an seine eigene Sicherheit. Verängstigte Männer sind unmöglich zu kontrollieren. Die Kavallerie folgte dem Beispiel der Infanterie; ich sah Dragoner im Galopp fliehen, unglückliche Infanteristen umreiten, sodass sie von den Pferdehufen niedergetrampelt wurden. Ich wurde ebenfalls einmal umgestoßen.

Robinaux hielt «verängstigte Männer» für nicht kontrollierbar, und doch gelang es ihm, einige in den Griff zu bekommen. Er bedrohte ein paar Dragoner mit der Muskete und schaffte es, sie von der Flucht abzuhalten. Er sammelte sechzig oder siebzig Soldaten ein und führte sie nach Süden, hatte aber genug Verstand, um die Hauptstraße zu meiden, wo die Verfolgung in vollem Gange war. Er konnte fliehen, doch im Tal, unter den langen Strahlen der untergehenden Sonne, war das Töten nicht vorüber. Noch nicht.

Die französische Armee starb, doch es war kein schneller Tod. Es dauerte seine Zeit, bis die Neuigkeiten die Männer erreichten, die Plancenoit verteidigten, daher kämpften sie noch bis ungefähr 21 Uhr. Einige Kanoniere der Grande Batterie schossen weiter, während sich die Armee um sie herum auflöste. Es war eine dieser letzten Kugeln, die an Wellington vorbeiflog und ihn nur um Zentimeter verpasste, jedoch das Bein seines Stellvertreters abriss. «Bei Gott, Sir», soll Uxbridge gesagt haben, «ich habe mein Bein verloren!» – «Bei Gott, Sir», antwortete der Duke, «das habt Ihr.»

Dann gab es noch diese drei Bataillone der Vieille Garde, die in der Talsohle geblieben waren. Sie befanden sich immer noch dort, immer noch formiert zum Karree und immer noch diszipliniert. Unter dem Druck der gegnerischen Infanterie wichen sie langsam zurück. Eine Schwadron der 10th Hussars griff eines der Karrees der Vieille Garde an und wurde niedergeschossen; ihr kommandierender Offizier, Major the Honourable Frederick Howard, Sohn des Earl of Carlisle, war unter den letzten britischen Offizieren, die an diesem Tag getötet wurden. Er fiel bewusstlos vor dem Karree der Vieille Garde vom Pferd, und ein Gardist trat aus den Rängen, um Howards Kopf mit seinem Musketenkolben einzuschlagen.

Einige panische französische Infanteristen versuchten, in den Karrees der Vieille Garde Schutz zu suchen, doch die *grognards* waren zu erfahren, um das zuzulassen. Männer, die sich in ein Karree drängten, konnten den Weg für feindliche Reiter öffnen, und so schossen die Gardisten unerbittlich auf Freund oder Feind.

Général Pierre Cambronne kommandierte eine Brigade der Garde und befand sich in einem der Karrees. Sie standen auf verlorenem Posten. Britische und hannoversche Infanterie hatte sie eingeholt, und Offiziere riefen der Garde zu, sich zu ergeben. Und so wurde eine von Waterloos beständigsten Legenden geboren, als nämlich Cambronne antwortete: *«La Garde meurt, mais ne se rend pas!»* Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht. Es waren schöne Worte, die vermutlich einige Jahre später von einem französischen Journalisten erfunden wurden. Die andere Version lautet, Cambronnes Antwort habe nur aus einem Wort bestanden: «Merde!», Scheiße! Beide Antworten wurden wegen ihres Trotzes im Angesicht der Niederlage berühmt. Cambronne selbst behauptet, er hätte gesagt: «Kerle wie wir ergeben sich nicht», doch er ergab sich. Er wurde von einer Musketenkugel, die seinen Kopf streifte, vom Pferd geschossen und verlor das Bewusstsein. Colonel Hugh Halkett, ein britischer Offizier im Dienst der Hannoveraner, nahm Cambronne gefangen, und die Karrees, die er kommandiert hatte, schrumpften

unter dem Beschuss von Musketenkugeln und Büchsenkartätschen, wurden erst zu Dreiecken, und schließlich, irgendwo in der Nähe von La Belle Alliance, lösten sie sich vollständig auf, und die französischen Gardisten schlossen sich der panischen Flucht an.

Ein Offizier des 71st Foot behauptete, die letzte Kanone in Waterloo gezündet zu haben. Das 71st, oder was davon übrig war, marschierte mit Sir John Colbornes 52nd voran, irgendwo in der Nähe des letzten Karrees der Vieille Garde, und die Grenadier-Kompanie des 71st fand eine verlassene französische Kanone mit einer brennenden Fackel daneben. Eine Röhre, die das Feuer zum Schießpulver im Rohr beförderte, ragte aus dem Kanonenschlitz und zeigte, dass die Kanone geladen war. Lieutenant Torriano und einige seiner Männer drehten die Kanone, hielten die Fackel an die Röhre und schossen in die Ränge der Vieille Garde.

Es war beinahe Nacht. Die Sonne war untergegangen, der Rauch hing dicht über dem Tal, doch es wurde nicht länger von den unheimlichen Blitzen der Gewehrfeuer erhellt. Blücher ritt durch die Trümmer von Plancenoit zur Straße nach Brüssel, wo er irgendwo südlich von La Belle Alliance auf Wellington traf. Es war etwa halb zehn, als die beiden Kommandanten sich die Hände schüttelten. «Mein lieber Kamerad», sagte Blücher, *«quelle affaire!»*

«Ich hoffe zu Gott, dass ich meine letzte Schlacht geschlagen habe», sagte der Duke einen Monat später zu Frances Webster, Lady Shelley. Wellington war in Gegenwart von Frauen immer viel mitteilsamer als in Gegenwart von Männern, besonders in Gegenwart junger, schöner und kluger Frauen; und die junge, schöne und kluge Lady Shelley wurde zur lebenslangen Freundin des Duke. «Es ist eine schlimme Sache, immer zu kämpfen», erklärte er ihr:

Wenn ich mittendrin bin, dann bin ich zu beschäftigt, um irgendetwas zu fühlen; aber danach ist es schlimm. Es ist ganz unmöglich, an so etwas wie Ruhm zu denken. Geist und Gefühle sind erschöpft. Ich fühle mich selbst im Moment des Sieges elend, und ich sage immer, dass das Elend nach einer gewonnenen Schlacht fast so groß ist wie das Elend nach einer verlorenen Schlacht. Nicht nur, weil man liebe Freunde verliert, mit denen man gelebt hat; sondern weil man gezwungen ist, die Verwundeten dazulassen. Sicherlich versucht man, das Beste für sie zu tun, aber wie wenig ist das! In diesen Moment wird jedes Gefühl in der eigenen Brust getötet. Mein Geist kehrt nun langsam wieder zu mir zurück, aber ich hoffe, dass ich nie mehr kämpfen muss.

Es war vorbei.



«Die Schlacht von Waterloo, 18. Juni 1815» (Ausschnitt), von Nicolas Toussaint Charlet. Das letzte Karree der Garde impériale.



Trotzig bis zum Schluss: General Cambronnes letztes Gefecht … «Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht.» Doch er ergab sich.



«Die völlige Niederlage und Flucht der französischen Armee bei der Schlacht von Waterloo unter Befehl von Napoleon Bonaparte, 18. Juni 1815», English School, 1816.



«Die Begegnung von Wellington und Blücher nach Waterloo», Ausschnitt aus einem Wandgemälde von Daniel Maclise. Wellington weinte später vor Erschöpfung und sagte: «Nun, Gott sei Dank weiß ich nicht, wie es ist, eine Schlacht zu verlieren, aber sicher kann nichts schmerzvoller sein, als eine Schlacht mit dem Verlust so vieler Freunde zu gewinnen.»



«Nach der Schlacht von Waterloo» (Ausschnitt), von William Heath.



Wellington ritt durch die Dunkelheit nach Waterloo. Er stieg ab und gab Copenhagen einen kleinen Klaps, woraufhin das Pferd ausschlug. Der Duke war müde. «Geist und Gefühle sind erschöpft», sollte er Lady Shelley schreiben. Er wird sich auch immens erleichtert gefühlt haben – «Gott sei Dank bin ich ihm begegnet!», sollte er später ausrufen, und er war Napoleon nicht nur begegnet, sondern er hatte die Begegnung sogar überlebt. «It has been a damned nice thing», berichtete er am nächsten Tag Creevey in Brüssel und verwendete das Wort «nice» in seiner alten Bedeutung, nämlich im Sinne eines äußerst knappen Entrinnens. Er sagte außerdem zu Creevey, und das zu Recht: «Bei Gott! Ich glaube nicht, dass wir es geschafft hätten, wäre ich nicht da gewesen!» An seinen Bruder William schrieb er:

Du wirst den Bericht unserer verzweifelten Schlacht und unseres Sieges über Boney sehen!! Es war das gefährlichste Unterfangen, dem ich je beigewohnt habe. Niemals hat mir eine Schlacht so viel Mühe gemacht, und niemals war ich so nahe daran, geschlagen zu werden. Unsere Verluste sind immens, besonders innerhalb der Besten, der British Infantry. Nie hat sich die Infantry so gut bewährt.

In Waterloo aß er allein zu Abend. Er konnte sein eigenes Bett nicht benutzen, weil einer seiner Adjutanten darin starb, also schlief er auf einer Pritsche. Doktor John Hume weckte ihn früh mit einer Liste der Verluste. Hume erinnerte sich:

Er war tief betroffen. Ich fühlte die Tränen auf meine Hand tropfen. Und als ich ihn ansah, liefen sie ihm über seine staubigen Wangen. Er wischte sie plötzlich mit seiner linken Hand fort und sagte mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte: «Nun, Gott sei Dank weiß ich nicht, wie es ist, eine Schlacht zu verlieren, aber sicher kann nichts schmerzvoller sein, als eine Schlacht mit dem Verlust so vieler Freunde zu gewinnen.»

Er war so erschöpft gewesen, dass er ohne sich zu waschen eingeschlafen war, und der Duke war eigentlich ein pingeliger Mann. Nun, im Morgengrauen des 19. Juni, einem Montag, begann er seinen Bericht an die britische Regierung, dann kehrte er in sein Quartier in Brüssel zurück, wo er den Bericht fertigstellte und einige Briefe schrieb. Einer der ersten war an Lady Frances Webster gerichtet:

Meine liebe Lady Frances … ich habe gestern nach einem schweren und blutigen Kampf den vollständigen Sieg errungen und die Franzosen bis nach Einbruch der Dunkelheit gejagt. Sie sind in vollkommener Unordnung; und ich besitze, so glaube ich, 150 Kanonen; und Blücher, der die Verfolgung die ganze Nacht fortsetzte, da meine Soldaten zu Tode erschöpft waren, schickt mir heute Morgen Nachricht, dass er 60 weitere hat. Meine Verluste sind immens. Lord Uxbridge, Lord FitzRoy Somerset, General Cooke, General Barnes und Colonel Berkeley sind verletzt. Colonel de Lancey, Canning, Gordon, General Picton tot. Die Vorsehung war mit mir, und ich entkam unverletzt.

Der Duke irrte, was Colonel de Lancey anging, der noch lebte, wenn auch schwerverletzt. Zum Ende der Schlacht

hatte eine Kanonenkugel seinen Rücken gestreift, die ihn äußerlich unversehrt ließ, aber ihm die Rippen brach. Er war Wellingtons stellvertretender General-Quartiermeister und zweifellos einer der Freunde, deren Verlust Wellington tief berührte. William de Lancey entstammte einer New Yorker Familie von Royalisten, die ihren Besitz in Folge des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges verloren hatte. Die Familie zog nach England, und William absolvierte eine ausgezeichnete Militärkarriere, kämpfte im Spanischen Unabhängigkeitskrieg und erwarb sich Wellingtons Vertrauen. Im April 1815 heiratete de Lancey, mittlerweile Sir William, die Schottin Magdalene Hall, und sie begleitete ihren Ehemann nach Flandern, wo der Duke darauf bestand, dass de Lancey ihm als stellvertretender General-Quartiermeister diente. Vor dem Krieg war Lady de Lancey nach Antwerpen gegangen, doch nun kehrte sie sofort zurück und fand ihren Ehemann im Schlafzimmer einer Hütte in Mont-Saint-Jean. Sie pflegte ihn, und es schien zunächst, als würde er eine wundersame Heilung erfahren, doch am Montag, den 26. Juni, acht Tage nach seiner Verletzung, starb Sir William. Magdalene war verzweifelt. Sie waren erst weniger als drei Monate verheiratet gewesen. Später sollte sie einen Bericht über ihre tragische Romanze schreiben, die als *A Week in Waterloo in 1815* veröffentlicht wurde.

Die Preußen hatten die nächtliche Verfolgung der französischen Armee übernommen. Das ergab Sinn. Es hatte bereits genügend versehentliche Zusammenstöße zwischen den britisch-niederländischen Truppen und Blüchers Männern gegeben, und in der Nacht waren solche Missverständnisse noch wahrscheinlicher. Gneisenau organisierte die Verfolgung und setzte Trommler auf Kavalleriepferde, sodass die Franzosen denken mussten, die preußische Infanterie wäre ihnen dicht auf den Fersen. Die Preußen verfolgten sie bis nach Mitternacht, nährten die Panik, jagten die Überlebenden auseinander und schlachteten sie ab. Blücher verbrachte die Nacht in Genappe, der kleinen Stadt an der Straße nach Quatre-Bras, von wo er am nächsten Morgen an seine Frau schrieb:

Die zahlenmäßige Überlegenheit des Feindes zwang mich am 17. zum Rückzug, doch am 18. habe ich gemeinsam mit meinem Freund Wellington dem Tanz von Buonaparte ein für alle Mal ein Ende gemacht. Seine Armee ist vollkommen vernichtet, und seine gesamte Artillerie, das Gepäck, Kisten und Ausrüstung, befindet sich in meinen Händen; die Abzeichen all der verschiedenen Orden, die er getragen hat, wurden mir gerade gebracht, da man sie in einem Korb

in seiner Kutsche fand. Gestern wurden mir zwei Pferde unter dem Hintern weggeschossen.

Der Ausdruck «mein Freund Wellington» zeigt eine Herzlichkeit, die Gneisenau vollkommen abging, und tatsächlich auch Wellington selbst. Gneisenau gab zu, dass die Briten mit «großer Tapferkeit» gekämpft hatten, doch seine Meinung über Wellington änderte er nie.

Die schmale Brücke in Genappe entpuppte sich als großes Hindernis für den Rückzug der Franzosen. Versorgungswagen versperrten die Straße, sodass die flüchtenden Soldaten unter den Karren hindurchkrabbeln mussten, um die Brücke zu erreichen. Napoleon war es gelungen, seine Kutsche zu finden, doch der Kutscher konnte nicht durch das Dorf hindurch, und so musste der Kaiser die Kutsche wieder verlassen, und das nur wenige Augenblicke, bevor die preußische Kavallerie sie an sich nahm. Er ließ auch ein Vermögen in Juwelen zurück. Der Armeeschatz hatte es in Fuhrwerken verstaut bis nach Charleroi geschafft und wurde dann von einem weiteren Stau aufgehalten, wo er von flüchtenden Soldaten geplündert wurde, die die Säcke mit Schwertern und Bajonetten aufschlitzten.

Napoleon bekam ein Pferd und ritt begleitet von einer Handvoll Gardisten weiter nach Süden. In Quatre-Bras sah

der Kaiser im Mondschein Tausende von nackten Leichen auf dem Schlachtfeld liegen. Sie waren alle von Bauern ausgezogen und geplündert worden. Er vermied den Zusammenstoß in Charleroi und überquerte gegen 9 Uhr morgens die französische Grenze, wo er anhielt. Er diktierte einen Brief an seinen Bruder Joseph, der sein Stellvertreter in Paris war. «Nicht alles ist verloren», schrieb der Kaiser:

Ich schätze, dass ich, wenn ich all meine Streitkräfte zusammenziehe, noch 150000 Männer habe. Die Nationalgarde und ein paar tapfere Bataillone werden mir 100000 Männer geben; die Depotbataillone 50000. Ich habe also 300000 Männer, um mich dem Feind sofort entgegenzustellen. Ich kann meine Artillerie mit Kutschenpferden befördern; ich kann 100000 Wehrpflichtige einziehen … Ich reite nach Laon und werde dort zweifellos Truppen finden. Ich habe noch nichts von Grouchy gehört, und wenn er nicht gefangen ist, was ich allerdings befürchte, dann habe ich in drei Tagen 50000 Soldaten zusammen.

Es waren Luftschlösser. Grouchy war entsetzt von den Nachrichten aus Waterloo, organisierte einen geschickten Rückzug von seinem wirkungslosen Sieg bei Wavre und

brachte 25000 Männer sicher über die Grenze, doch was immer Napoleon glaubte, es war alles verloren. Der Kaiser erreichte Paris am Mittwoch, den 21. Juni, und fand die Stadt bereits in Aufruhr wegen der Nachrichten über die katastrophale Niederlage. Émile Labretonnière, der sich am Sonntag so über die falschen Nachrichten vom Sieg gefreut hatte, welche die Kanone von Les Invalides verkündet hatte, hörte die Gerüchte und ging zum Élysée-Palast, der Sommerresidenz Napoleons:

Der Palasthof war voller Pferde, die von Staub und Schweiß bedeckt waren; immer wieder kamen Adjutanten, die vollkommen erschöpft wirkten. Einige Kavalleristen der Garde impériale saßen trübsinnig auf einer Bank, während ihre angebundenen Pferde im Hof warteten. Einer der Reiter hatte sein Gesicht mit einem schwarzen Tuch verbunden. Die ganze Szene strahlte Scham und Trauer aus.

Frankreich hatte Napoleon eine letzte Chance gegeben, und diese Chance war im Tal von Mont-Saint-Jean vertan worden. Die Abgeordnetenkammer würde den Kaiser nicht weiter unterstützen. Blücher und Wellington führten ihre Armeen in Richtung Süden auf Paris zu, die Österreicher hatten die östliche Grenze überquert, und die Russen

waren dicht hinter ihnen. Napoleon tobte zunächst gegen sein Schicksal, dann akzeptierte er es. Paris ergab sich am 4. Juli den Verbündeten, auch wenn deren Armeen die Stadt erst am 7. Juli erreichten. Doch bis dahin hatte Napoleon bereits abgedankt. Er befand sich in Joséphines Schloss Malmaison und trug sich mit der Idee, in die USA auszuwandern. Er bestellte Bücher über Amerika, dann reiste er nach Rochefort, wo er hoffte, ein Schiff zu finden, das ihn in die Neue Welt brachte, doch stattdessen sah er sich einer britischen Marineblockade gegenüber. Er ergab sich Kapitän Maitland von der HMS *Bellerophon*, auch «Billy Ruffian» genannt und beteiligt am Ruhm von Trafalgar, und so begann Napoleons Reise nach Sankt Helena.

Weit im Norden bei Genappe lagen immer noch Tausende von Kopien einer Proklamation im Schlamm. Die Proklamation war in Paris gedruckt worden, auch wenn auf dem Papier behauptet wurde, sie stamme aus dem «Kaiserlichen Palast Laken in Brüssel», und richtete sich an die Bevölkerung von Belgien:

Der kurze Erfolg meiner Feinde hat euch für einige Zeit von meinem Reich getrennt, doch in meinem Exil auf einem Felsen im Meer hörte ich von eurem Leid. Der Kriegsgott hat das Schicksal eurer schönen Provinzen entschieden:

Napoleon ist bei euch! Ihr seid es wert, Franzosen zu sein! Erhebt euch zuhauf, schließt euch meinen unbesiegbaren Armeen an, um den Rest der Barbaren zu vertilgen, die eure Feinde sind und meine; sie werden mit Wut und Verzweiflung in ihren Herzen fliehen.

Aber es war der Kaiser, der mit Wut und Verzweiflung im Herzen geflohen war, und jetzt waren die Preußen entschlossen, ihn zu richten. Gneisenau schrieb an von Müffling, der immer noch Verbindungsoffizier von Wellington war, und verlangte, dass der Duke der Hinrichtung des Kaisers zustimmte. «Das verlangt die ewige Gerechtigkeit und die Deklaration des 13. März, und so wird das Blut unserer Soldaten … gerächt.»

Von Müffling überbrachte die Forderung, die von einem preußischen Ultimatum an die Interimsregierung in Paris untermauert wurde, dass Blücher nur eine Einstellung der Kampfhandlungen akzeptieren würde, wenn Napoleon «tot oder lebendig» übergeben wurde. Der Duke of Wellington, berichtet von Müffling,

starrte mich erstaunt an und bestritt zunächst die Richtigkeit dieser Interpretation des Wiener Vertrages [vom 13. März], der niemals die Ächtung von Napoleon zum Ziel gehabt habe … Solch ein Akt würde unsere

Namen mit einem Verbrechen beflecken, und die Nachwelt würde über uns sagen, dass wir es nicht verdienten, die Sieger über Napoleon zu sein.

«Wenn die Herrscher ihn zu töten wünschen», schrieb Wellington mit scharfem Ton, «dann sollen sie einen Henker benennen, und das werde nicht ich sein.» Gneisenau, der immer gewillt war, Wellington irgendwelcher hinterlistigen Motive zu bezichtigen, nannte dieses Verhalten «theatralischen Edelmut», doch die Preußen traten den Punkt ab, wenn auch zögerlich. Dies war nicht die einzige Unstimmigkeit zwischen den Verbündeten. Blücher wünschte zum Beispiel, die Ereignisse des 18. Juni «Die Schlacht bei Belle Alliance» zu nennen – unter diesem Namen ist sie heute noch in Deutschland bekannt –, doch Wellington zog «Waterloo» vor. Die Franzosen nennen es normalerweise die Schlacht von Mont-Saint-Jean. Und als die Verbündeten Paris besetzten, beschlossen die Preußen, Pont d'Iéna in die Luft zu sprengen, die Brücke über die Seine, die an Napoleons großen Sieg über die Preußen bei Jena 1806 erinnerte. In Wellingtons Augen eine Dummheit. Eine Brücke war schließlich sinnvoll! Warum sollte man sie zerstören? Lady Shelley berichtet uns, dass der Duke die Brücke rettete,

indem er einfach eine englische Wache dort postierte … die Preußen versuchten mit aller Macht, die Wache wegzuscheuchen, da sie entschlossen waren, die Brücke in die Luft zu sprengen. Doch die Wache wollte ihren Posten nicht verlassen. «Ihr könnt die Brücke gern hochjagen», sagte er, «aber ich werde nicht von hier weichen.» Er hielt sein Wort, und die Brücke war gerettet!

Napoleon erreichte Paris am 21. Juni, und am selben Tag kam Major the Honourable Henry Percy von den 14th Light Dragoons nach London. Er kam spät am Abend an, es war immer noch heiß, und ging zur Downing Street 10, um Wellingtons Bericht an Earl Bathurst abzuliefern, den Kriegsminister. Doch man schickte ihn zum Grosvenor Square, wo der Earl beim Essen saß. Von dort wurde Percy zum St. James's Square geschickt, um die Neuigkeiten dem Prinzregenten zu überbringen, der einem Ball beiwohnte. Percy war sechs Tage zuvor auf dem Ball der Duchess von Richmond gewesen und hatte noch keine Gelegenheit gehabt, seine silbernen Strümpfe und Tanzschuhe zu wechseln, die mittlerweile voller Schlamm waren. Der Ball wurde von Mrs. Boehm gegeben, der Ehefrau eines Kaufmanns und reich genug, um die aristokratische Gesellschaft zu ihren Tanz- und Dinnerpartys einzuladen. Viele Jahre später erzählte sie Reverend Julian Young von

den Ereignissen des Abends, der ihre Worte niederschrieb. Es war etwa 22 Uhr, als Mrs. Boehm

zum Prinzen ging und fragte, ob es Seiner Königlichen Hoheit genehm wäre, dass der Ball eröffnet würde. Die erste Quadrille bildete sich gerade, und der Prinz ging hinüber zum Podium, wo sein Sitz platziert worden war, als ich plötzlich jeden ohne den leisesten Anstand zum Fenster eilen sah, die wegen der enormen Schwüle weit offen standen. Die Musik hörte auf zu spielen, und der Tanz brach ab; denn wir hörten nichts als die lärmenden Schreie eines riesigen Mobs, der gerade den Square erreicht hatte und an der Seite einer vierspännigen Kutsche lief, aus deren Fenster drei hässliche französische Adler hingen. In der nächsten Sekunde wurde die Kutschentür aufgerissen, und ohne darauf zu warten, dass die Stufen herabgelassen waren, sprang Henry Percy heraus – was für eine staubige Figur!, mit einer Fahne in jeder Hand, schob jeden zur Seite, der ihm im Weg stand, lief die Treppen hinauf und in den Ballsaal, trat hastig zum Regenten, fiel auf ein Knie, legte ihm die Fahnen zu seinen Füßen und äußerte die Worte: «Sieg, Sir! Sieg!»

Drei Adler? Der Bericht behauptet es, und Wellingtons offizieller Bericht spricht ebenfalls von drei Adlern, auch

wenn Mrs. Boehm sagt, dass Major Percy eine Fahne in jeder Hand hielt, was auf zwei schließen lässt. Die dritte Fahne war vielleicht ein Kavalleriewimpel. Mrs. Boehm hätte sich über die Neuigkeiten freuen können, doch stattdessen sah sie nur, wie ihre gesellschaftlichen Anstrengungen untergraben wurden, wie der Reverend Young mit ein wenig Sarkasmus in seiner Tinte beschreibt:

Das herrliche Essen, das für unsere Gäste vorbereitet worden war, stand unberührt im Speisesaal … all unsere Mühen, Sorgen und Kosten waren vollkommen umsonst gewesen in Folge einer, wie soll ich es nennen? Nun, ich muss es sagen! In Folge einer unzeitigen Erklärung des Sieges bei Waterloo! Natürlich war man froh, dass man diese grässlichen Franzosen besiegt hatte und all das; und doch werde ich immer denken, dass es weit besser gewesen wäre, wenn Henry Percy still bis zum Morgen gewartet hatte, anstatt so über uns zu kommen, wie er es tat, mit solch unwürdiger Eile.

Oder vielleicht, schlug Mrs. Boehm vor, hätte Henry Percy den Anstand besitzen können, dem Prinzregenten die Neuigkeiten ins Ohr zu flüstern, der sicherlich «genügend Rücksicht auf meine Gefühle genommen hätte, die Nachricht erst am nächsten Morgen zu verbreiten». Doch

diese Hoffnung wäre mit Sicherheit enttäuscht worden, denn ein Gast auf dem Ball berichtet von der Reaktion des Prinzen auf die Nachricht des Sieges. Sie schrieb an ihren Ehemann, dass der Prinz «in eine Art weibliche Hysterie verfiel. Wasser wurde ihm ins Gesicht geschüttet. Nein, das reichte nicht. Wein wurde mit besserem Erfolg versucht, und er ertränkte seine Gefühle in einem Meer von Rotwein.»

Die Neuigkeiten erreichen Edinburgh am nächsten Tag, doch ihnen vorausgegangen waren Gerüchte einer großen Niederlage, die behaupteten, die Preußen seien vernichtet und Wellington bei Quatre-Bras geschlagen worden. Nicht jeder glaubte den Gerüchten, und Wetten wurden auf ihren Wahrheitsgehalt abgeschlossen. Dann kamen die offiziellen Nachrichten aus London. James Taylor, ein Anwalt, hörte sie im Gerichtssaal:

Der Überbringer der guten Neuigkeiten war kurz darauf im Gerichtssaal, wo die Richter saßen; die Jubelrufe der äußeren Halle wurden in die innere Halle getragen. Eine Weiterführung der Verhandlung war ausgeschlossen; eine Vertagung wurde ausgesprochen, und Richter, Advokaten, Agenten und Beamte eilten auf die Straße, die bereits von den aufgeregten und jubelnden Bürgern der Stadt bevölkert war. Niemand wollte zu Hause bleiben. Die

Schulen wurden geschlossen. Die Geschäfte wurden ausgesetzt und lautstark ein Feiertag eingefordert.

Schloss Edinburghs 24-Pfünder-Kanone feuerte neunzehn Schuss Salut. Die Postkutsche, die die Londoner Zeitung brachte, kam mit Lorbeerkränzen und Flaggen geschmückt. Die Verlierer der Wetten bezahlten den Gewinnern ihr Geld, das wie Taylor erzählt, schnell in den Fonds überführt wurde, der für die Verwundeten und die Witwen und Waisen von Waterloo gegründet worden war.

Und davon gab es viel zu viele.

Die Neuigkeiten erreichten London am Mittwoch, und in dieser Nacht, ganze drei Tage nach der Schlacht, lagen immer noch verwundete Männer unversorgt auf dem Schlachtfeld. Die Letzten würden erst am Donnerstag geborgen werden. Viele, die man hätte retten können, waren mittlerweile gestorben. Die Toten lagen in Haufen herum. Major Harry Smith, der heldenhafte Schütze des Spanischen Unabhängigkeitskrieges, ritt am Tag nach dem Kampf über das Schlachtfeld.

Ich war auf vielen Schlachtfeldern gewesen, doch mit Ausnahme eines Ortes bei New Orleans und der Belagerung von Badajoz habe ich nie etwas Vergleichbares

gesehen. In Waterloo war das gesamte Feld von rechts nach links eine einzige Masse von Leichen. An einem Ort, rechts von La Haie Sainte, lagen die französischen Kürassiere buchstäblich in einem Stapel übereinander; viele unverletzte Soldaten lagen unter ihren Pferden; andere waren schrecklich verwundet, oft weil ihre Pferde auf ihren geschundenen Körpern wüteten. Der Anblick war entsetzlich … Auf dem ganzen Feld sah man Offiziere und viele Soldaten, denen man erlaubt hatte, ihre Truppe zu verlassen; sie beugten sich über ihre toten oder sterbenden Brüder oder Kameraden und weinten. Die Schlacht wurde an einem Sonntag, dem 18. Juni, ausgetragen, und ich sprach einen Vers aus dem Psalm zu diesem Tag – den 91. Psalm, Vers 7: «Wenn auch tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen.»

In der Nacht zogen die Plünderer über das Feld, um die Toten und Verwundeten auszunehmen, und wenn sie sich wehrten, wurden sie getötet. Männer und Frauen zogen den Toten mit Zangen ihre Zähne, und noch Jahre später nannte man falsche Zähne auch «Waterloo-Zähne».

Einige der Verwundeten waren nach Waterloo gebracht worden. Sergeant Johann Döring, ein Infanterist der

Nassauer, marschierte am Tag nach der Schlacht durch den kleinen Ort:

Als wir die letzten Gebäude von Waterloo passierten, sahen wir einen Platz vor einem Schuppen, der voller amputierter Arme und Beine war, einige noch mit Teilen der Uniform daran, und die Chirurgen hatten die Ärmel wie Schlachter hochgerollt und waren immer noch bei der Arbeit. Die Szene sah aus wie ein Schlachthaus.

Andere Verwundete wurden den ganzen Weg bis nach Brüssel gebracht, wo man sie in Ermangelung anderer Möglichkeiten auf den Plätzen der Stadt auf Stroh lagerte. Edward Costello, der Schütze, staunte über den Anblick:

Die Szene übertraf alle Vorstellungen und widersetzt sich der Beschreibung: Tausende von verwundeten Franzosen, Belgiern, Preußen und Engländern; Karren, Fuhrwerke und jedes verfügbare Gefährt fuhr beständig beladen mit Leidenden heran. Die Verwundeten wurden – Freund und Feind gemischt – an jeden Ort der Stadt und beinahe ohne ärztliche Versorgung auf Stroh gelegt, mit Gängen zwischen ihnen. Die humanen und unermüdlichen Anstrengungen der Damen von Brüssel jedoch fingen diesen Mangel wieder auf; zahllose von ihnen waren

beschäftigt – einige verbanden die Wunden, andere brachten Tee, Kaffee, Suppen und andere wohltuende Nahrungsmittel.

Der englische Chirurg Charles Bell hörte die Nachricht vom Sieg in Waterloo und reiste auf eigene Kosten nach Brüssel, wo er zu seinem Entsetzen feststellte, dass immer noch Verwundete vom Schlachtfeld geholt wurden. Die schlimmsten Fälle befanden sich in einem Krankenhaus, wohin auch schwerverwundete Franzosen gebracht worden waren und wo kein Chirurg arbeitete. Bell begann um sechs Uhr morgens zu operieren und arbeitete bis sieben Uhr abends und das drei Tage am Stück.

All die Regeln einer anständigen chirurgischen Operation wurden schon bald über den Haufen geworfen. Während ich einem Mann den Schenkel amputierte, lagen zu einer Zeit dreizehn weitere da und flehten mich an, als Nächster dranzukommen; einer beschwor mich, einer rief mir zu, ich solle mich an mein Versprechen erinnern, ihn als Nächsten zu behandeln, der andere verfluchte mich. Meine Kleidung war steif vor Blut, und meine Arme waren kraftlos von der Anstrengung, das Messer zu benutzen.

Wir werden vermutlich nie genau wissen, wie viele Männer bei Waterloo starben oder verwundet wurden. Die verschiedenen Regimenter führten natürlich Buch, doch in dem Chaos, das der Schlacht folgte, wurden Tausende von Männern nicht gezählt, und als endlich wieder Musterungen durchgeführt werden konnten, war nicht mehr zu sagen, ob diese Männer schlicht und einfach desertiert, gefangen genommen worden oder gefallen waren. Dies galt besonders für die französische Armee. Wir wissen, dass Napoleon mit 77000 Männern in die Schlacht ging und dass die Musterungen eine Woche später zeigten, dass über 46000 Männer fehlten. Mark Adkin, der so viel Mühe in die statistische Auswertung der Schlacht gesteckt hat, liefert uns die besten Schätzungen. Die britisch-niederländischen Streitmächte unter Wellington vermissten nach der Schlacht 17000 Männer, von denen 3500 getötet wurden, 10200 verwundet wurden und der Rest desertiert war. Die meisten der Deserteure waren Niederländisch-Belgier, die nah an ihrem Zuhause waren, sowie die Cumberland Hussars, welche trotz ihres englischen Namens ein Kavallerieregiment aus Hannover waren, die einfach davonritten. Die Preußen hatten während der drei Tage in Ligny, dem Rückzug nach Wavre und Waterloo schwer gelitten und verloren insgesamt 31000 Männer. 10000 von ihnen desertierten während des Rückzugs, der Rest fiel in der Schlacht. Der Kampf in Plancenoit war

besonders verlustreich, hier fielen etwa 7000 Preußen. Doch die Franzosen verloren viel mehr. Vermutlich über 30000 Franzosen wurden in Waterloo getötet oder verwundet, doch die Zahlen sind nur Schätzungen. Wir wissen, dass 840 britische Infanterieoffiziere in Quatre-Bras und bei Waterloo kämpften und dass praktisch die Hälfte von ihnen fiel. Ein Drittel der britischen Kavallerie wurde getötet oder verletzt. Die Royal Scots Guards verloren 31 ihrer 37 Offiziere, das 27th Foot Regiment 16 von 19. Als die Nacht des 18. Juni anbrach, lagen vermutlich etwa 12000 Leichen auf dem Schlachtfeld und zwischen 30000 und 40000 Verwundete, alle innerhalb von knapp acht Quadratkilometern. Viele der Verwundeten sollten in den folgenden Tagen sterben. Das 32nd, ein britisches Regiment, verlor 28 Männer im Kampf und zählte 146 Verwundete, von denen 44 in den folgenden Wochen starben.

Einheimische wurden angeheuert, um das Schlachtfeld zu räumen. Gräben wurden für die alliierten Toten ausgehoben, doch nicht tief genug, denn ein Tourist berichtet, dass noch Gesichter und Körperteile aus der Erde ragten. Die französischen Leichen wurden verbrannt. Ein Besucher des Schlachtfeldes sah zehn Tage nach dem Kampf die Scheiterhaufen bei Hougoumont brennen:

Die Scheiterhaufen hatten acht Tage lang gebrannt, und so lange hatte sich das Feuer nur von menschlichem Fett genährt. Schenkel, Arme und Beine lagen in Haufen, und etwa fünfzig Arbeiter, Taschentücher vor dem Mund, schürten das Feuer und die Knochen mit langen Mistgabeln.

Ein Jahr später konnte man immer noch menschliche Überreste finden, einige davon waren auf der Jagd nach einem Souvenir ausgegraben worden. Am Ende schloss man einen Vertrag mit einem Unternehmen, das die freiliegenden Knochen einsammelte und sie zu Dünger verarbeitete.

Die Schlacht ist vorbei, doch der Streit darüber geht weiter.

Wer hat die Schlacht gewonnen? Das mag eine alberne Frage sein, doch sie hat über die Jahre zu viel Streitereien geführt, und sie tut es immer noch. Doch zumindest eine Legende kann entkräftet werden. Victor Hugo schrieb in seinem großen Roman *Les Misérables* leidenschaftlich über Waterloo, doch er schuf viele Mythen, die in Frankreich immer noch für wahr gehalten werden. «Die Kürassiere», behauptete er, «vernichteten sieben Karrees von dreizehn, nahmen oder vernagelten sechzig Geschütze und eroberten sechs Fahnen der englischen Regimente,

welche von drei Kürassieren und drei Chasseurs der Garde zum Kaiser gebracht wurden.» Nein, das taten sie nicht. Kein einziges Karree wurde aufgebrochen, nicht eine Kanone wurde von den Franzosen vernagelt, noch wurde irgendeine britische Fahne erobert. Die Verteidiger von Hougoumont, behauptete er, warfen ihre Gefangenen bei lebendigem Leib in den Schlossbrunnen:

Dieser Brunnen war tief und verwandelte sich in ein Grab. Dreihundert Leichen wurden hineingeworfen. Vielleicht in zu großer Hast. Waren sie wirklich alle tot? Der Legende nach waren sie es nicht. In der Nacht, die der Beerdigung folgte, hörte man offenbar noch schwache Stimmen aus dem Brunnen rufen.

Der Brunnen wurde von Archäologen untersucht, und man entdeckte keine einzige Spur menschlicher Überreste; die Legende von Menschen, die langsam in den Tiefen des Brunnens starben, wurde von Victor Hugo selbst verbreitet. «War es möglich», fragte er, «dass Napoleon die Schlacht hätte gewinnen können? Wir antworten Nein. Warum? Wegen Wellington? Wegen Blücher? Nein. Wegen Gott.» Hugo hatte die Absicht, die Identität des Siegers ein wenig zu verwischen. Waterloo, erklärte er, war keine Schlacht, sondern «ein Wechsel der Fronten im Universum». Solche

Legenden und Gefühlsüberschwänge erhoben die Schlacht auf eine mythische Ebene, auf der die Franzosen nicht in einem fairen Kampf geschlagen wurden, sondern der göttlichen Fügung zum Opfer fielen.

Der Schlanke Billy glaubte, er hätte die Schlacht gewonnen. Er schrieb an seine Eltern: «Wir hatten heute eine herrliche Geschichte gegen Napoleon … es war mein Korps, das hauptsächlich die Schlacht schlug und dem wir den Sieg verdanken.» Sicherlich wäre es fairer zu sagen, dass die Verbündeten den französischen Plänklern eine Menge zu verdanken hatten, weil sie dem Prinz von Oranien eine Musketenkugel in die Schulter schossen.

Ein überzeugenderer Standpunkt wurde von Reverend William Leeke vorgetragen, in seinem 1866 veröffentlichten Buch *The History of Lord Seaton's Regiment (The 52nd Light Infantry) at the Battle of Waterloo*. «Die Erkenntnis breitet sich immer mehr aus», beginnt das Vorwort des Buches, «dass Lord Seaton und dem 52nd Light Infantry großes Unrecht angetan wurde.» Lord Seaton war Sir John Colville; er wurde nach einem erfolgreichen Intermezzo als stellvertretender Gouverneur Oberkanadas 1839 geadelt. Leekes Beschwerde richtet sich darauf, dass Colville und das 52nd keine Anerkennung für die Vernichtung der Garde impériale erhielten. Die

Ankündigung des Buches, die in fetten Buchstaben auf der Titelseite gedruckt ist, lautet:

Der Autor fordert für Lord Seaton und das 52nd die Anerkennung dafür, dass er allein und ohne die Hilfe der 1st British Guards oder irgendwelcher anderen Soldaten den Block der Garde impériale von Frankreich besiegt hat, etwa 10000 an der Zahl, die zum letzten Angriff der britischen Stellungen marschierte.

Leeke behauptet, dass das 52nd

selbst 300 oder 400 Schritt von der britischen Stellung herunterging und allein zwei schwere Kolonnen der französischen Garde impériale angriff und besiegte, die aus etwa 10000 Männern bestanden, und weiterhin sahen wir mit unseren eigenen Augen, dass auf diese Niederlage die Flucht der gesamten französischen Armee folgte …

Leeke war ein vehementer Christ, der sich jahrelang an der Einhaltung des Sabbats abarbeitete, ebenso wie an dem Skandal, dass protestantische Offiziere und Männer der britischen Armee «gezwungen» worden seien, den «götzendienerischen Zeremonien der römisch-katholischen und griechischen Kirchen beizuwohnen». Diese

«erzwungene» Anwesenheit war eine unbedeutende, zeitlich begrenzte und völlig harmlose Folge der britischen Beteiligung am Krimkrieg. Reverend Leeke, so scheint es, konnte sich unter seinem Kragen ziemlich erhitzen, und sein Buch erhielt bemerkenswerte Aufmerksamkeit.

Zweifellos war Sir John Colvilles Tat bei Waterloo tapfer und wirkungsvoll gewesen. Aus eigener Initiative hatte er das 52nd aus der Linie genommen, es an der Flanke der 4er Chasseurs der Garde impériale platziert und ein verheerendes Feuer auf ihre Reihen gerichtet. Eine Frage ist, ob der letzte Vormarsch der Garde impériale überhaupt die Anhöhe des Hügels erreichte. Patrick Campbell, ein Offizier des 52nd, der sich durch einige der schwersten Schlachten des Spanischen Unabhängigkeitskrieges geschlagen hatte, schrieb, dass die französische Garde «sich ungeordnet zurückzog», als das 52nd seinen Flankenangriff startete, was darauf hindeutet, dass die British Guards bereits den Sieg über den Feind eingeläutet hatten, bevor das 52nd ihn vollendete. Um die Sache noch komplizierter zu machen, glaubt Captain John Cross, ein weiterer erfahrener Soldat des 52nd, dass es das Feuer aus Colbornes Bataillon war, das die französische Kolonne aufhielt: «In dem Moment, als die französischen Kolonnen das Feuer der [52nd] Plänkler spürten, blieben sie stehen, schienen verwirrt und eröffneten ein schweres Feuer auf die 52nd.» Die British

Guards, behauptet Cross, standen «unbeweglich und schossen nicht», was darauf hindeutet, dass dieses letzte französische Bataillon sich nicht in Reichweite der Musketen der British Guards befunden hat. Wenn Cross und Leeke also recht haben, dann schlug das 52nd tatsächlich den letzten Angriff der Garde impériale nieder, doch Leeke irrt sich in jedem Fall, wenn er behauptet, dass das 52nd dies im Alleingang tat; denn die British Guards hatten bereits einen größeren Angriff niedergeschlagen, ebenso wie die Niederländer und Briten auf dem Hügelkamm.

Leeke waren diese vorigen Angriffe vielleicht nicht bekannt. Es gab zu viel Rauch, Lärm und Verwirrung, und es ist sehr unwahrscheinlich, dass der siebzehnjährige Leeke in seiner ersten Schlacht, als er in der Mitte der Linie des 52nd eine der Regimentsfahnen trug, wusste, was weiter oben hinter der linken Flanke des Bataillons geschah oder was weiter östlich entlang des Hangs passiert war. Das Bataillon hatte zwei Linien aus halben Kompanien gebildet mit zehn Schritt Zwischenraum, und Leeke befand sich mit Sicherheit ganz hinten in diesen Linien, wo die Regimentsfahne am geschütztesten war, was seine Sicht nur noch mehr behindert haben musste. Außerdem vernichtete das 52nd keine zwei Kolonnen, wie Leeke behauptet. Sie griff das letzte Bataillon der Garde an, doch die anderen vier Bataillone waren bereits den

Abhang hinuntergetrieben worden. Und 10000 Männer? Ohne Zweifel musste es sich im Schrecken des Feuergefechts, bei dem so viele von Colvilles Männern starben, so anfühlen, doch die Garde impériale umfasste deutlich weniger als 10000 Männer.

Sir John Colville teilt sich den Ruhm in seinem eigenen Bericht mit den British Guards und «dem Generalangriff auf ihre Flanke durch Sir F. Adams Brigade und Sir Henry Clintons Division». Nichts davon soll Sir John Colvilles Initiative und Leistung schmälern. Was er tat, war mutig und herausragend, und Leeke und einige andere Offiziere des 52nd fühlten sich übergangen, weil ihr Regiment nicht im Bericht des Duke herausgehoben worden war. Da haben sie recht. Der Duke erwähnt die British Guards und sagt, dass «sie ein Beispiel setzten, welchem alle folgten», und das wurmte Leeke, der fand, dass sein eigenes Bataillon eine ähnliche Erwähnung verdiente. Die Überlebenden der anderen Regimenter konnten ähnlich empfunden haben. Das 92nd hielt trotz seiner zahlenmäßigen Unterlegenheit eine von d'Erlons Kolonnen mit dem Bajonett auf und trieb sie zurück. Das 27th hielt die verwundbarste Position in der Linie des Duke und wurde dort beinahe bis auf den letzten Mann vernichtet. Sie alle trugen ihren Teil zum Sieg bei. Als der Duke später im Leben gefragt wurde, was er am meisten bereute, antwortete er, dass er mehr Lob hätte aussprechen

müssen, und das ist sicherlich der Hauptvorwurf, den Leeke ihm machen kann.

Der erbittertste Streit wird jedoch zwischen der Schule Gneisenaus und der Schule Wellingtons ausgetragen. Aus irgendeinem Grund hat sich Gneisenaus unversöhnliche und abfällige Haltung gegenüber dem Duke bis zum heutigen Tag gehalten. Der Vorwurf lautet, dass der Duke versäumte, den Preußen ihr Recht zuzugestehen, sondern den Sieg für sich allein beanspruchte, doch es gibt auch noch spezifischere Vorwürfe. Es wird behauptet, dass Wellington seine Verbündeten vor den Kämpfen von Ligny und Quatre-Bras absichtlich im Stich ließ, dass er sein Versprechen brach, Blücher bei Ligny zu Hilfe zu kommen, und dass er nach dem Feldzug bis zum Ende seines Lebens seinen Ruhm dazu benutzte, jeden Hinweis darauf zu unterdrücken, die Preußen könnten etwas mit dem Sieg zu tun gehabt haben.

Die erste Anschuldigung ist schlimmer. Sie unterstellt, dass Wellington vor dem 15. Juni Informationen über ein Zusammenziehen der französischen Streitkräfte besaß, am Abend der Kämpfe bei Ligny und Quatre-Bras, doch aus den ruchlosesten Gründen bis zum Abend lang so tat, als wüsste er nichts. Um das zu glauben, müssen wir auch glauben, dass ein preußischer Offizier, der Wellington die Neuigkeiten überbrachte, niemanden sonst in ganz

Brüssel über den bevorstehenden französischen Angriff informiert hat. Und wir müssen uns fragen, welchen möglichen Vorteil der Duke hätte haben sollen, dass er die Neuigkeiten verheimlichte. Die übliche Antwort darauf ist, dass Blücher auf diese Weise dem Angriff ausgesetzt würde und Wellington damit Zeit gewann, sich selbst zurückzuziehen. Das ergibt keinen Sinn. Wenn der Duke den Angriff der Franzosen so fürchtete, warum zog er sich dann nicht gleich nach Erhalt der Nachricht zurück? Wenn man diese Frage stellt, erkennt man gleich die ganze Dummheit dahinter. Und was würde der Duke gewinnen, wenn Blücher geschlagen würde? Der gesamte Feldzug basierte auf einem Bündnis, auf dem Wissen, dass weder Wellington noch Blücher den Kaiser allein würden besiegen können und dass sie darum ihre Armeen vereinen mussten. Blücher absichtlich einer Niederlage auszusetzen, hätte die Niederlage von Wellingtons eigener Armee bedeutet. Tatsächlich erlitt Blücher eine Niederlage, doch der Feldzug an sich war nicht gefährdet, weil die Preußen nicht vernichtet waren und auch am nächsten Tag noch kämpfen konnten. Der Sieg war möglich, weil Blücher die tapfere Entscheidung traf, sich nach Wavre anstatt nach Liège zurückzuziehen, was er nur deshalb tat, weil er davon überzeugt war, dass Wellington kampfbereit war; und weil Wellington auf dem Hügelkamm von Mont-Saint-Jean einen verzweifelten

Verteidigungskampf führte, was er nur deshalb tat, weil er davon überzeugt war, dass ihm Blücher zu Hilfe kommen würde. Kurz gesagt: Der Feldzug war erfolgreich, weil Blücher und Wellington einander vertrauten, und Wellington vorzuwerfen, er hätte dieses Vertrauen aufs Spiel gesetzt, indem er seinen Verbündeten verriet, ist gegen jede Wahrscheinlichkeit und gegen alles, was wir über Wellingtons Charakter wissen.

Hatte er Blücher versprochen, ihm bei Ligny zu Hilfe zu kommen? Die Antwort ist einfach: Ja, doch nur, wenn er nicht selbst angegriffen würde. Und er wurde angegriffen, also gab es keine Möglichkeit, den Preußen zu helfen. Das Versprechen wurde zwischen Blücher und Wellington bei der Windmühle von Brye gegeben. Preußische Berichte dieses Treffens enthalten den Nachsatz «falls ich nicht selbst angegriffen werde» nicht, während von Müffling ihn erwähnt. General von Dörnberg, ein geborener Preuße, der jedoch in der britischen Armee diente, erinnert sich gleichermaßen. Er behauptet, Wellington hätte gesagt: «Ich werde sehen, was sich mir entgegenstellt und wie viel meiner Armee bereits angekommen ist, und dann danach handeln.» Doch drei preußische Berichte sagen aus, dass der Duke nicht nur versprach zu kommen, sondern dass er Blücher sogar die genaue Zeit mitgab, wann er mit seiner Ankunft rechnen könne; doch der eine Bericht sagt, die erwartete Ankunftszeit sei 14 Uhr gewesen, der zweite

spricht von 15 Uhr und der dritte, der von Clausewitz, der noch nicht einmal anwesend war, spricht von 16 Uhr, sodass diese Behauptung sehr zweifelhaft ist. Die Berichte unterscheiden sich also, doch Wellington hatte selbst gesehen, dass die Franzosen bei Quatre-Bras standen, und er hätte kaum ein Versprechen gegeben, von dem er wusste, dass er es nicht würde halten können. Er erwartete einen Kampf bei Quatre-Bras, und er musste seine preußischen Verbündeten vor dieser sehr wahrscheinlichen Möglichkeit warnen. Gneisenau gab Wellington stets die Schuld an der Niederlage von Ligny und nannte sie «die Niederlage, die wir seinetwegen erlitten», doch das verrät mehr über Gneisenaus Engstirnigkeit als über Wellingtons Verlässlichkeit.

Eine andere Frage ist, ob die beiden Befehlshaber direkt miteinander sprachen oder nur über Vermittler. Wellington sprach fließend Französisch, aber kein Deutsch. Blücher konnte kein Englisch und nur sehr wenig Französisch. Als er Wellington nach der Schlacht von Waterloo traf, sagte Blücher «Quelle affaire!», und der Duke witzelte, dass dies die zwei einzigen Worte waren, die Blücher auf Französisch beherrschte, doch sein Stabschef Gneisenau sprach sowohl Französisch als auch Englisch. Man vermutet, dass Gneisenau den Großteil der Verhandlungen in Brye führte. Wir wissen, dass es Gneisenau war, der auf Wellingtons Vorschlag antwortete, die Preußen sollten ihre

Infanterie auf dem Gegenhang von Ligny positionieren, und nicht Blücher. Und die Antwort war töricht: «Die Preußen sehen gern ihren Feind.» Gneisenau war kein Dummkopf, und diese Antwort ist in ihrer Abfälligkeit beinahe beleidigend, was darauf hindeutet, dass Gneisenau selbst in diesem Moment seine Missachtung gegenüber den Briten und sein Misstrauen gegenüber Wellington nicht überwinden konnte. Vielleicht gab es eine Konferenz in der Windmühle von Brye, doch die überlieferten Berichte deuten darauf hin, dass es nicht viel Kommunikation gegeben hat. Die Diskussionen wurden von Misstrauen und Missverständnissen überlagert. Blücher scheint keinen Groll gegen seinen «Freund» Wellington zu hegen, was sicherlich der Fall gewesen wäre, hätte er angenommen, betrogen worden zu sein.

Man könnte Gneisenau selbst Arglistigkeit unterstellen. Als er am 18. Juni die Preußen zu Wellingtons Unterstützung schickte, könnte man seine Stabsarbeit als ziemlich fahrlässig oder sogar bewusst hinderlich bezeichnen. Warum wurden die Korps zunächst am weitesten vom Schlachtfeld entfernt aufgestellt? Oder die Dinge so arrangiert, dass sich ihre Marschlinien auf einer Kreuzung schneiden mussten? War Gneisenau so davon überzeugt, dass Wellington die Schlacht verlieren würde, dass er bewusst den Marsch der Preußen verzögerte? Mit hoher Wahrscheinlichkeit wurden die Arrangements in

großer Eile getroffen, und es gab gute Gründe, von Bülows Korps zuerst loszuschicken, da es vor dem Blutbad bei Ligny bewahrt worden war, und keiner hätte voraussehen können, dass ein Bäcker fahrlässig sein Haus in Brand setzte, doch wenn man die große Leistung der Verbündeten durch Schuldzuweisungen schmälern will, dann sollte man nicht nur einer Seite Vorwürfe machen.

Und schmälerte Wellington den Beitrag der Preußen wirklich? Es gibt Hinweise darauf, ja, doch erst lange nachdem die Schlacht vorüber war. In seinem Bericht hebt er die Leistung der Preußen hervor:

Ich würde meinen eigenen Gefühlen oder denen von Marschall Blücher und der preußischen Armee nicht gerecht werden, wenn ich das erfolgreiche Ergebnis dieses Tages nicht mit der mutigen und zeitigen Unterstützung in Verbindung bringen würde, die ich von ihnen erhielt. Die Operation von General Bülow auf die feindliche Flanke war eine überaus entscheidende, und selbst wenn ich nicht in der Situation gewesen wäre, den Angriff zu führen, der den Ausgang der Schlacht besiegelte, so hätte sie doch den Feind zurückgedrängt, wenn seine Angriffe fehlgeschlagen wären, oder hätte ihn daran gehindert, einen Vorteil daraus zu ziehen, hätten sie unglücklicherweise Erfolg gehabt.

Es ist eindeutig: Die preußische Intervention war «überaus entscheidend». Die Gneisenau-Schule beschwert sich darüber, dass der Duke den Sieg immer noch seinem Angriff zuschreibt, doch war das nicht auch gerechtfertigt? Die Ursache des Zusammenbruchs der französischen Armee war die Niederlage der Garde impériale, und die Garde wurde von Wellingtons Streitkräften besiegt. Der Duke versucht nicht abzustreiten, dass der Angriff der Garde viel schlimmer gewesen wäre, wenn die Preußen Napoleons Reserven nicht in die Verteidigung von Plancenoit verwickelt hätten. Dies war ein gemeinsamer Sieg.

Doch in späteren Jahren wollte der Duke ohne Zweifel den Löwenanteil der Ehre für sich. Die Schlacht war seine krönende Lebensleistung, ein Sieg über Napoleon persönlich, und dieser Sieg begründete die unangreifbare Position des Duke als größter britischer Held. Er weigerte sich, über die Schlacht zu diskutieren, und lehnte alle Gesuche von Autoren ab (die er verabscheute). Es sei unmöglich, sagte er, die Geschichte einer Schlacht zu erzählen, doch in den 1830er Jahren hatte William Siborne, ein britischer Armeeoffizier, die Idee, ein massives Modell der Schlacht im Maßstab 1:600 anzufertigen. Es wurde gebaut und kann heute im National Army Museum in Chelsea besichtigt werden. Es ist ein riesiges, eindrucksvolles Modell mit über 70000

Soldaten, welches die drei Armeen im Moment des «Höhepunkts» darstellt, mit dem Siborne die Niederlage der Garde impériale verbindet. Siborne hielt sich monatelang in Waterloo auf, um sich mit der Topographie des Schlachtfeldes vertraut zu machen, und schrieb mit Unterstützung der Armee praktisch jeden überlebenden Offizier an, um ihre Erinnerungen abzufragen. Ihre Antworten stellen ein einzigartiges Archiv von Augenzeugenberichten.

Der Duke weigerte sich, seine eigenen Erinnerungen preiszugeben, auch wenn er anscheinend nicht glücklich mit Sibornes Arbeit war. Im März 1837 schrieb Lord FitzRoy Somerset an Siborne. FitzRoy Somerset war während des Feldzuges Militärsekretär des Duke gewesen (er wurde später nach den Krimkriegen zum Lord Raglan ernannt) und stand Wellington sehr nahe. Er schrieb freundlich an Siborne, bemerkte aber:

Ich glaube immer noch, dass die Stellung, die Sie den preußischen Truppen gegeben haben, nicht dem Augenblick entspricht, den Sie darzustellen beabsichtigen, und dass diejenigen, die das Werk besuchen, davon ableiten werden, dass das Ergebnis der Schlacht nicht so sehr dem britischen Heldenmut zu verdanken ist und der großen Feldherrnkunst des Oberbefehlshabers der

englischen Armee, sondern der Flankenbewegung der Preußen.

Siborne bot Korrekturen an, doch die Regierung hatte das Werk bereits gekauft, und es war zu spät, irgendwelche Änderungen vorzunehmen, und so sehen wir noch heute das Modell, das FitzRoy Somerset ablehnte. Es ist vermutlich akkurat. Und es stimmt vermutlich, dass der Duke im Alter die Rolle der Preußen herunterspielte. Das war Eitelkeit, und er war ein Mann, der viel Grund dazu hatte, eitel zu sein. Als er 1821 von Napoleons Tod hörte, bemerkte der Duke zu Harriet Arbuthnot, die vielleicht zu den engsten seiner vielen weiblichen Freunde gehörte: «Jetzt darf ich wohl sagen, dass ich der erfolgreichste lebende General bin!» Er war zweifellos stolz darauf und eifersüchtig auf alles, was seinen Ruhm schmälern konnte.

Die Schlacht bei Waterloo war ein gemeinsamer Sieg der Verbündeten. So war der Plan, und er ging auf. Wellington hätte niemals seine Stellung gehalten, wenn er auch nur einen Moment lang geglaubt hätte, dass die Preußen ihn würden fallenlassen. Blücher wäre niemals marschiert, hätte er gedacht, dass Wellington davonlaufen würde. Es stimmt, dass die Preußen später kamen, als Wellington erhofft hatte, doch das trug vermutlich zum erfolgreichen Ausgang der Schlacht bei. Wenn Blüchers Armeen zwei

oder drei Stunden früher gekommen wären, dann hätte Napoleon vielleicht seine Armee zurückgezogen, doch als die Preußen endlich da waren, war die französische Armee bereits praktisch vollständig in Kämpfe verwickelt und ein Rückzug unmöglich. Der Kaiser war nicht nur besiegt, er war vernichtet.

Lady Shelley fragte Wellington einmal, ob es stimmte, dass er vor Quatre-Bras überrascht worden sei. Sie dachte an den Abend des Balls der Duchess von Richmond, wo der Duke erklärt hatte, dass er getäuscht worden sei. Er schrieb ihr im März 1820 zurück: «Was die Frage nach der Überraschung angeht … selbst wenn ich überrascht war: Ich habe die Schlacht gewonnen, und was kann man mehr verlangen, selbst wenn ich nicht überrascht gewesen wäre?»

Und so lautet die Antwort auf jede Frage seiner Kritiker: «Ich habe die Schlacht gewonnen, was kann man mehr verlangen?»

Leichter als die Frage nach dem Gewinner der Schlacht ist die Frage nach dem Verlierer der Schlacht zu beantworten. Die Antwort muss lauten: Napoleon. Sowohl der Duke als auch Blücher zeigten ihre Führungsqualitäten; ihre Männer sahen sie und wurden durch ihre Anwesenheit ermutigt; doch Napoleon überließ die Führung der

Schlacht Maréchal Ney, der zwar tapferer war als die meisten Männer, doch wenig tat, um die Soldaten gegen den fähigsten Verteidigungsgeneral seines Zeitalters anzutreiben. Die Franzosen hatten die Zeit und die Stärke, um Wellingtons Linie zu durchbrechen, doch sie versagten – zum Teil, weil der Duke sie so klug verteidigte, zum Teil aber, weil die Franzosen nie einen gebündelten Angriff aller Kräfte auf die Linie der Alliierten führten. Sie verschoben den Beginn des Kampfes an einem Tag, an dem Wellington um mehr Zeit betete. Sie verschwendeten Männer beim Angriff auf Hougoumont. Ney verschleuderte die französische Kavallerie in einem zeitaufwendigen Angriff, der den Großteil des Nachmittags dauerte. Und warum Napoleon Ney überhaupt mit der Schlachtführung beauftragte, ist ein Rätsel. Ney war sicherlich tapfer, doch der Kaiser bezeichnete ihn als «zu dumm, um erfolgreich zu sein», also warum verließ er sich dann auf ihn? Und als die Franzosen ihren einen großen Erfolg einfuhren, die Einnahme von La Haie Sainte, die ihnen ermöglichte, den vorderen Abhang von Wellingtons Hügel zu besetzen, da weigerte sich der Kaiser, das Zentrum zu verstärken, und gab dem Duke damit Zeit, seine eigenen Verstärkungen herbeizubringen. Und als die Garde impériale endlich angriff, waren es nicht genug Männer, und es war zu spät, denn zu dieser Zeit befanden sich die Preußen bereits an der französischen Flanke und bedrohten ihren Rückzug.

Der Duke hatte wie so oft recht: Es ist unmöglich, die Geschichte einer Schlacht zu erzählen, weil es zu viele Geschichten sind, die miteinander verwoben sind, und niemand kann die einzelnen Fäden voneinander lösen. Für einige Männer war alles zu einem einzigen Tag des Schreckens verschwommen, an dem sie wenig mehr sahen als Schießpulverrauch. Einige Bataillone wussten nur durch das Aufblitzen der Musketen, wo sich der Feind befand, und so feuerten sie in diese Richtung. Später versuchten sie, einen Sinn in dem Chaos zu lesen, das sie erduldet hatten, und so entstanden ihre individuellen Geschichten. Da war die Geschichte von John Shaw, Corporal of Horse bei den 2nd Life Guards, ein großer und erschreckend kräftiger Mann, der einmal Faustkämpfer gewesen war. Einige behaupten, er wäre sturzbetrunken gewesen, als er mit seinem Regiment angriff, doch trotzdem tötete er sieben Kürassiere, und als man ihn zuletzt sah, war sein Schwert zerbrochen und er benutzte seinen Helm als Knüppel. Er starb. Dann war da John Dawson, 2nd Earl of Portarlington, der in der Nacht vor der Schlacht verschwand, vermutlich um eine Verabredung mit einer Frau in Brüssel einzuhalten. In der Folge verpasste er den Beginn der Schlacht, und als befehlshabender Offizier der 23rd Dragoons war er vollkommend entehrt. Er schloss sich stattdessen den 18th Hussars an und griff mit ihnen am Ende der Schlacht an,

doch seine Schande war so groß, dass er den Dienst quittieren musste. «Er verschrieb sich einem ausschweifenden Leben», berichtet der Waterloo Roll Call von Charles Dalton, «und starb in einem finsteren Londoner Slum.» Dann war da noch die Bäuerin in Mont-Saint-Jean, die die gierigen Gewohnheiten der Soldaten kannte, ihr Geflügel auf den Dachboden ihres Hauses trug und die Schlacht damit verbrachte, ihre Hühner und Enten zu bewachen. Ein junger Preuße schrieb nach der Schlacht an seine Eltern: «Sagt meiner Schwester, dass ich mir nicht in die Hosen geschissen habe!» Und nach der Schlacht übernahm Lieutenant Charles Smith von den 95th Rifles die traurige Aufgabe, die toten Grünröcke zu bestatten, und als seine Helfer die Leichenhaufen durchforsteten, fanden sie den Körper eines französischen Kavallerieoffiziers «von zarter Gestalt und Erscheinung». Es war eine junge Frau in Uniform. Wir werden nie erfahren, wer sie war – nur dass Charles Smith sie wunderschön fand. Vielleicht hatte sie es nicht ertragen können, von ihrem Geliebten getrennt zu sein?

So viele Geschichten, und so wenige mit glücklichem Ausgang. Am Tag vor der Schlacht schrieb der Major, der das 40th Somerset Regiment befehligte, an seine Frau. Er war ein 34-jähriger Ire, und Briefe wie seiner wurden von vielen Soldaten geschrieben – ein letzter Brief für den Fall, dass der Verfasser fallen sollte. Franzosen, Niederländer,

Preußen, Hannoveraner, Schotten, Iren, Waliser und Engländer, sie alle schrieben solche Briefe am Vorabend von Waterloo. «Meine geliebte Mary», schrieb Major Arthur Heyland,

Meine Mary, lass dich durch die Erinnerung trösten, dass die glücklichsten Tage meines Lebens die deiner Liebe und Zuneigung gewesen sind und dass ich nur dich allein liebend sterbe und mit der großen Hoffnung, dass sich unsere Seelen nach dem Tod wiedervereinen und nie wieder trennen. Welch geliebte Kinder, meine Mary, ich dir hinterlasse. Meine Marianna, das sanfteste Mädchen, Gott segne dich. Meine Anne, mein John, möge der Himmel euch beschützen … Meine geliebte Mary, ich muss dir noch einmal sagen, wie ruhig ich sterben werde, sollte es mein Schicksal sein zu fallen; wir können nicht, meine einzig Geliebte, gemeinsam sterben; der eine oder der andere muss den Verlust desjenigen erleben, den wir am meisten lieben. Lass meine Kinder dich trösten, meine Liebe, meine Mary.

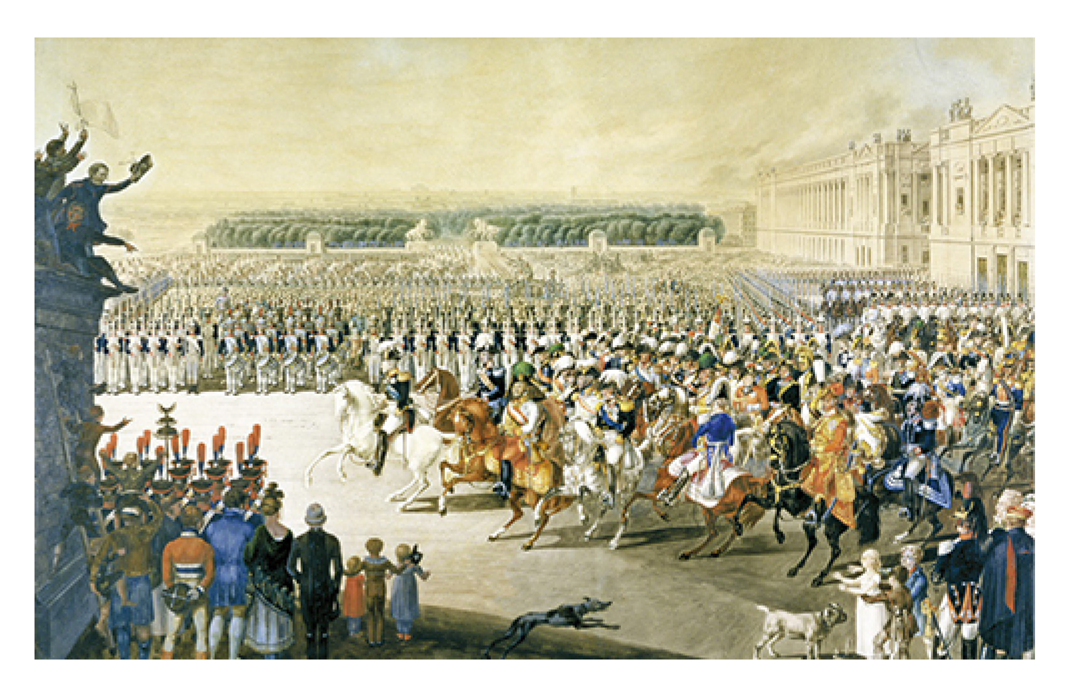
Major Arthur Heyland war unter den Tausenden, die in der Schlacht von Waterloo fielen.



«Die verlorenen Adlerstandarten von Waterloo werden Wellington zurückgebracht», von Mathieu Ignace van Brée.



«Der Duke of Wellington zeigt King George IV das Schlachtfeld von Waterloo», von Benjamin Robert Haydon.



«Marsch der verbündeten Streitkräfte auf Paris», F. Malek.



Napoleon an Bord der «Northumberland» auf seinem Weg nach Sankt Helena – gezeichnet von einem britischen Offizier auf dem Schiff.

Nachwort



Paris ergab sich den Verbündeten am 4. Juli 1815. Napoleon erreichte am 15. Oktober 1815 Sankt Helena im Südatlantik. Er sollte weitere sechs Jahre leben, welche er zum Großteil mit dem Verfassen seiner tendenziösen Memoiren verbrachte, die den napoleonischen Kult nährten, welcher immer noch in Frankreich weitverbreitet ist. Basil Jackson, der britische Stabsoffizier, der General Picton den Befehl brachte, sich aus Quatre-Bras zurückzuziehen, gehörte zur Garnison von Sankt Helena und berichtete, wie der besiegte Kaiser es zur wohlüberlegten Methode machte, sich permanent über «unnötige Beschränkungen, Beleidigungen des Gouverneurs, die beschränkte Versorgung, die miserable Unterbringung, das ungesunde Klima» zu beschweren und eine «Masse anderer Beschwerden» anzubringen. Nur wenige davon waren berechtigt, doch Napoleon gelang es, den Ruf von Sir Hudson Lowe zu schwärzen, dem leidgeprüften Gouverneur, und Mitleid für sich selbst zu gewinnen. Nach seinem Tod 1821 wurde Napoleon in

einem herrlichen Tal mit Blick über den Atlantik beerdigt, doch 1840 wurde sein Leichnam nach Frankreich überführt, wo er nun in einer üppigen Gruft im Invalidendom liegt. Longwood House, das für Napoleon auf Sankt Helena gebaut worden war, wurde 1858 dem französischen Volk übergeben und ist heute ein Museum.

Die meisten der französischen Generäle flohen nach der Schlacht ins Exil. Beinahe alle hatten Louis XVIII die Treue geschworen und fürchteten die Rache der Royalisten, doch nach und nach kehrten sie zurück und erhielten Ruhm und Ehre. Maréchal Soult zum Beispiel wurde Premierminister. Er nahm an Königin Victorias Krönung in der Londoner Westminster Abbey teil, wo er eine freundschaftliche Begegnung mit dem Duke of Wellington hatte. Grouchy wurde weithin für die Niederlage des Kaisers verantwortlich gemacht und flüchtete in die Vereinigten Staaten, doch 1821, im Jahr von Napoleons Tod, vergab man ihm.

Maréchal d’Erlon begegnete Maréchal Ney während des überstürzten Rückzugs aus Waterloo und riet ihm, ins Exil zu fliehen. Ney hätte seinen Rat befolgen sollen. Stattdessen kehrte er nach Frankreich zurück, wo er bei der Wiederherstellung der Monarchie verhaftet und wegen Hochverrats angeklagt wurde. Am 7. Dezember 1815, an einem frühen Wintermorgen, wurde Maréchal

Ney vor ein französisches Erschießungskommando geführt. Er weigerte sich, eine Augenbinde zu tragen, weigerte sich, sich hinzuknien, und starb in seiner Uniform. Er hätte Besseres verdient. Er war ein leidenschaftlicher, tapferer, stürmischer und heroischer Mann gewesen. Zweifellos war er des Hochverrats an Louis XVIII schuldig, doch das waren Tausende andere auch, vorneweg Maréchal Soult, der vor dem Waterloo-Feldzug Louis' Kriegsminister gewesen war; doch Soult hatte mächtige politische Verbündete in Paris und entkam so einer Bestrafung. Es hält sich die Legende, dass Ney nach South Carolina entkam und dass ein anderer Mann seinen Platz vor dem Erschießungskommando einnahm, doch diese Geschichte basiert wohl eher auf romantischem Wunschdenken.

Louis Canler, der junge Soldat, dessen Frühstück mit Schießpulver gewürzt wurde, machte Karriere als Detektiv bei der Sûreté, der französischen Staatspolizei, stieg auf und wurde schließlich Chef der Organisation. Ein weiterer junger Mann, der Karriere machte, war Franz Lieber, der junge Preuße, der mit so viel Begeisterung in Berlin in die Armee eintrat. Er emigrierte 1827 nach Amerika, wurde Professor für Volkswirtschaft am South Carolina College, zog aber vor dem Bürgerkrieg in den Norden und unterrichtete an der Columbia University, wo er den Lieber-Code verfasste, der als erster Versuch gewertet

wird, die Regeln des Krieges zu kodifizieren. Er lebte bis 1872.

General von Müffling wurde zum Generalfeldmarschall befördert. Eine Zeitlang befehligte er die alliierte Garnison, die Paris besetzte, dann wurde er Chef des Generalstabs der preußischen Armee. Er starb 1851. Carl von Clausewitz ist bekannt als Autor des Buches *Vom Kriege*, jenes bahnbrechenden Textes über die politischen Folgen eines Krieges. Von Clausewitz diente als Gneisenaus Stabschef, doch beide Männer starben 1831 beim Ausbruch der Cholera. Generalfeldmarschall von Gneisenau wird in Deutschland zu Recht als großer Patriot gefeiert und als Mann, der gemeinsam mit von Scharnhorst für die Reformation der preußischen Armee verantwortlich war und sie auf den letzten Kampf gegen Napoleon vorbereitete. Seine Partnerschaft mit Blücher war eine der erfolgreichsten der Militärgeschichte.

Generalfeldmarschall von Blücher zog sich nach den Kriegen auf seine Güter in Schlesien zurück und starb 1819. Bald nach Waterloo besuchte er London, wo er gefeiert wurde und ihm die britische Regierung für seinen wichtigen Anteil am Sieg über Napoleon dankte. Er landete in Dover, und sein Weg nach London führte ihn über Blackheath, wo seine Kutsche stehenblieb, damit man ihm das beeindruckende Panorama der britischen

Hauptstadt zeigen konnte. Er bewunderte den Anblick, dann sagte er: «Was für eine Stadt, um sie zu plündern!» Er war ein großartiger Mann.

Der Schlanke Billy erwies sich als besserer König, als er als General gewesen war. Sein Vater dankte 1840 ab, und der Prinz wurde zu König Willem II. der Niederlande, die mittlerweile die Provinz Belgien verloren hatte. Er war liberal, unterstützte die Wahlreform und akzeptierte konstitutionelle Auflagen der Monarchie. Er regierte bis zu seinem Tod 1849.

Die meisten britischen Soldaten, die die Schlacht überlebten, blieben in der Armee. Sowohl Ned Costello als auch John Kincaid wurden Yeomen Warders im Tower of London, während andere in Armut versanken. Wieder andere, wie Sir John Colville, machten Karriere im Staatsdienst. Colville wurde Lord Seaton und Lieutenant-Governor von Oberkanada, während Frederick Ponsonby, der Schwerthiebe erduldet, von einer Lanze durchbohrt und von vorbeimarschierenden Infanteristen ausgeplündert worden war, Gouverneur von Malta wurde. Cavalié Mercer machte Karriere in der Royal Artillery. Für all diese Männer, für die Berühmten und die Vergessenen, war Waterloo das entscheidende Ereignis ihres Lebens. Nichts davor hatte solche Bedeutung, und alles, was danach kam, wurde durch die Linse dieses schrecklichen

Tages betrachtet – und das galt vor allem für den Duke selbst. Selbst später, trotz der hohen Ämter, die er innehatte, galt er immer als der Sieger von Waterloo. Er war Premierminister, jedoch ohne viel Erfolg; sein Spitzname «der eiserne Duke» rührte nicht von der Schlacht, sondern bezog sich auf die eisernen Fensterläden, die er an Apsley House anbringen ließ, damit der Mob, der Steine gegen die Fassade warf, nicht seine Fenster einschlug. Er starb 1852 im Alter von dreiundachtzig Jahren. Trotz seiner politischen Misserfolge hatte er unvergänglichen Ruhm erworben. Er war bereits vor Waterloo als erfolgreichster britischer General seit Marlborough gefeiert worden, doch Waterloo machte ihn unsterblich.

Die Schlacht markierte einen Wendepunkt. Die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war ein langer Kampf um die Vormachtstellung zwischen Frankreich und Britannien gewesen. Der Siebenjährige Krieg vertrieb die Franzosen aus Nordamerika, doch Frankreich rächte sich während der Amerikanischen Revolution, als seine Armee sich mit George Washingtons Streitmächten zusammenschloss und die Briten entscheidend schlug, was den Vereinigten Staaten die Unabhängigkeit bescherte. Zehn Jahre später begannen die Revolutionskriege, und abgesehen von einer kurzen Unterbrechung 1802 dauerten sie bis 1815 an. Waterloo beendete diese Kämpfe

und sorgte dafür, dass Britannien das neunzehnte Jahrhundert beherrschen sollte; eine Herrschaft, die von Wellingtons Verteidigung des Hügelkamms von Mont-Saint-Jean besiegelt wurde.



«Der Duke of Wellington und Offiziere und Soldaten der verbündeten Armee am Ende der Schlacht von Waterloo», von Johan Willem Pieneman, Rijksmuseum in Amsterdam. Prinz Willem von Oranien liegt links im Vordergrund verwundet auf einer Trage.

Danksagung



Niemand kann über Waterloo schreiben, ohne sich auf die Arbeit anderer Historiker zu stützen. Ich bin besonders Mark Adkin zu Dank verpflichtet, dessen Buch *The Waterloo Companion* unverzichtbar ist. Es ist eine wunderbare Zusammenstellung von praktisch allem, was man über diese Schlacht wissen möchte. Das Buch ist verschwenderisch illustriert, die Karten sind hervorragend, die Recherche erschöpfend und die Bewertungen verständig. Wann immer ich mich unsicher fühlte, meist durch die gegensätzlichen Augenzeugenberichte, stellte ich fest, dass Mark Adkin sich bereits einen Weg durch die Widersprüche geschlagen hatte. Ich schulde ihm Dank.

Das Schlachtfeld wird heute von dem riesigen Löwenhügel beherrscht, einem Denkmal, das der Vater des Schlanken Billy dort errichten ließ, wo sein Sohn verwundet wurde. Als der Duke of Wellington diesen Hügel sah, bemerkte er: «Sie haben mein Schlachtfeld ruiniert», und das stimmt. Denn um diesen monströsen Erdhaufen zu errichten, wurden Tonnen von Erde vom Hügelkamm

entfernt, sodass die heutigen Besucher die Landschaft nicht mehr so sehen können, wie sie war, als die Garde impériale zum letzten Angriff marschierte. Trotzdem ist das Schlachtfeld einen Besuch wert, und der beste Führer ist David Butterys *Waterloo Battlefield Guide*, der den Besucher nicht nur zu den Orten des Feldzuges führt, sondern auch die Geschichte dieser vier bedeutsamen Tage erzählt. Das Buch ist ein essenzieller Begleiter für jeden, der die Orte dieser Schlacht besuchen möchte.

Nichts kann uns einer Schlacht näherbringen als die Worte der Männer, die selbst dort waren, und niemand hat mehr dafür getan, diese Berichte zu sammeln, als Gareth Glover. Der Großteil der Zitate, die ich in diesem Buch verwendet habe, stammt aus Gareth Glovers Zusammenstellung, entweder aus *Letters from the Battle of Waterloo* oder aus seinen drei Bänden des *Waterloo Archive*. Ich bin extrem dankbar für seine mühevolle Arbeit.

Ich hatte das Glück, den verstorbenen Jac Weller zu treffen und genoss das Privileg, seinen starken Meinungen über Wellington, Napoleon und die Schlacht von Waterloo zu lauschen. Peter Hofschröers Meinungen sind ebenso stark, und die Debatte, die er mit seinen Schriften befeuerte, hat unser Wissen über die Schlacht vermehrt. Ich bin ihm ebenso dankbar wie allen anderen Autoren,

deren Arbeit meine so viel leichter gemacht hat. Patrick McGrady gab mir großzügigerweise Einblick in seine Recherchen über Elizabeth Gale, das fünfjährige Mädchen, das die Schlacht mit eigenen Augen sah.

Ich hatte außerdem das Glück, in meiner gesamten Zeit als Autor dieselbe Verlegerin zu haben. Die Unterstützung, die ich von Susan Watt, Helen Ellis, Liz Dawson, Kate Elton, Jennifer Barth, Jonathan Burnham, Myles Archibald und Julia Koppitz erhalten habe, war außergewöhnlich. Vielen Dank! Und danke an meinen Agenten Toby Eady, der seit meinem ersten Buch bei mir ist und ohne den es vielleicht gar keine Bücher gegeben hätte.

Mit Sicherheit hätte es ohne die Unterstützung meiner Frau keine Bücher gegeben. Judy war mir immer eine Inspiration. Man kann von ihr sagen, was Wellington über die britische Infanterie bei Waterloo gesagt hat: dass sie «die beste Unterstützung ist». Und das stimmt.

Folgende Abzeichen von Tschakos, Knöpfen und Regimentsdienstmarken erscheinen auf den folgenden Seiten:

S. 9 & 14 – Royal-Artillery-Tschako-Abzeichen (1813);
S. 14 – 1. Kapitel, französischer Reichsadler;
S. 59 – 2. Kapitel, französische Garde impériale, Tschako-Abzeichen;
S. 89 – 3. Kapitel, 95th Rifles 1st Battalion;
S. 115 – 4. Kapitel, bronzener Totenkopf, der von den preußischen Schwarzen Husaren an den Tschakos getragen wurde;
S. 149 – 5. Kapitel, Tschako-Abzeichen der französischen Leibgarde; S. 187 – 6. Kapitel, Tschako-Abzeichen der King's German Legion;
S. 217 – 7. Kapitel, Tschako-Abzeichen der französischen 9. Husaren;
S. 251 – 8. Kapitel, Abzeichen der Gordon Highlanders;
S. 285 – 9. Kapitel, Tschako-Abzeichen der Royal Artillery;
S. 313 – 10. Kapitel, Abzeichen der 52nd Foot Infantry;
S. 349 – 11. Kapitel, Abzeichen von Sachsen-Weimar;
S. 385 – 12. Kapitel, Tschako-Abzeichen der französischen Garde impériale;
S. 421 – Nachspiel, Abzeichen der Royal Scots;
S. 455 – Nachwort, Tschako-Abzeichen der Royal Artillery

Die Seitenzahlen der Abbildungen beziehen sich auf die Printausgabe dieses Werkes

Bibliographie

Adkin, Mark: The Waterloo Companion. The Complete Guide to History's Most Famous Land Battle (London 2001)

Alsop, Susan Mary: The Congress Dances, Vienna 1814–1815 (London 1984)

Asprey, Robert: The Reign of Napoleon Bonaparte (New York 2001)

Bailey, D.W.: British Military Longarms, 1715–1815 (London 1971)

Bassford, Christopher (Hg.): On Waterloo. Clausewitz, Wellington and the Campaign of 1815 (eBook 2010)

Black, Jeremy: The Battle of Waterloo (New York 2010)

Brett-James, Antony: The Hundred Days. Napoleon's Last Campaign from Eye-Witness Accounts (London 1964)

Ders. (Bearb.): Edward Costello. The Peninsular and Waterloo Campaigns (London 1967)

Bryant, Arthur: Jackets of Green: a study of the history, philosophy and character of the Rifle Brigade (London 1972)

Buttery, David: Waterloo Battlefield Guide (Barnsley 2013)

Caldwell, George; Cooper, Robert: Rifle Green at Waterloo (Leicester 1990)
Chalfont, Lord (Bearb.): Waterloo. Battle of Three Armies (London 1979)
Chandler, David G. (Bearb.): Napoleon's Marshals (London 1987)
Ders.: On the Napoleonic Wars (London 1994)
Ders.: Waterloo. The Hundred Days (London 1980)
Crowdy, T.E.: Incomparable. Napoleon's 9th Light Infantry Regiment (London 2013)
Dalton, Charles: The Waterloo Roll Call (London 1904 (2. Aufl.))
Dobbs, Captain John: Recollections of an Old 52nd Man (1863; Staplehurst 2000)
Elting, John R.: Swords Around a Throne. Napoleon's Grande Armée (New York 1988)
Fitchett, W.H.: Wellington's Men. Some Soldier Autobiographies (London 1900)
Fremont-Barnes, Gregory; Fisher, Todd: The Napoleonic Wars: The Rise and Fall of an Empire (Oxford 2004)
Geyl, Pieter: Napoleon. For and Against (London 1949)
Glover, Gareth: Letters from the Battle of Waterloo (London 2004)
Ders.: The Waterloo Archive, Bd. 1, British Sources (Barnsley 2010)

Ders.: The Waterloo Archive, Bd. 2, German Sources (Barnsley 2010)
Ders.: The Waterloo Archive, Bd. 3, British Sources (Barnsley 2011)
Ders.: Wellington as Military Commander (London 1968)
Griffith, Paddy (Bearb.): Wellington Commander. The Iron Duke’s Generalship (Chichester 1985)
Guedalla, Philip: Wellington (New York 1931)
Hathaway, Eileen: Costello. The True Story of a Peninsular War Rifleman (Swanage 1997)
Haydon, Benjamin Robert: The Diary of Benjamin Robert Haydon, 1808–1846 (Cambridge 1960)
Haythornthwaite, Philip J.: The Napoleonic Source Book (New York 1990)
Ders.: Redcoats. The British Soldiers of the Napoleonic Wars (Barnsley 2012)
Ders.: The Waterloo Armies: Men, Organization & Tactics (Barnsley 2007)
Ders.: Weapons and Equipment of the Napoleonic Wars (Poole 1979)
Ders.: Who Was Who in the Napoleonic Wars (London 1998)
Hibbert, Christopher: Wellington. A Personal History (London 1997)
Hofschröer, Peter: 1815. The Waterloo Campaign. Wellington, his German Allies and the Battles of Ligny

and Quatre Bras (London 1998)
Holmes, Richard: Redcoat. The British Soldier in the Age of Horse and Musket (London 2001)
Ders.: Wellington. The Iron Duke (London 2002)
Hooper, George: Waterloo. The Downfall of the First Napoleon. A History of the Campaign of 1815 (London 1862)
Horward, Donald D. (u.a., Bearb.): The Consortium on Revolutionary Europe, 1750–1850. Selected Papers (Tallahassee 2000)
Howarth, David: A Near Run Thing (London 1968)
Johnson, David: Napoleon's Cavalry and Its Leaders (London 1978)
Johnson, Paul: Napoleon (London 2002)
Johnston, R.M.; Haythornthwaite, Philip: In the Words of Napoleon. The Emperor Day by Day (London 2002)
Keegan, John: Das Antlitz des Krieges (Düsseldorf 1978)
Ders.: Die Maske des Feldherrn (Berlin 1997)
Kincaid, John: Random Shots from a Rifleman (London 1847)
Leeke, Rev. William: The History of Lord Seaton's Regiment (The 52nd Light Infantry) at the Battle of Waterloo (2 Bde., London 1866)
Liddell Hart, Captain B.H. (Bearb.): The Letters of Private Wheeler 1809–1828 (London 1951)

Lieber, Francis: Reminiscences, Addresses and Essays (Bd. 1 von: Miscellaneous Writings) (Philadelphia 1881)
Logie, Jacques: Waterloo. The 1815 Campaign (Stroud 2006)
Longford, Elizabeth: Wellington. The Years of the Sword (London 1969)
MacKenzie, Norman: The Escape from Elba. The Fall and Flight of Napoleon 1814–1815 (New York 1982)
McLynn, Frank: Napoleon. A Biography (London 1997)
Müffling, Baron Karl von: The Memoirs of Baron von Müffling. A Prussian Officer in the Napoleonic Wars (London 1997)
Naylor, John: Waterloo (London 1960)
Newark, Tim: Highlander. The History of the Legendary Highland Soldier (London 2009)
Palmer, Alan: An Encyclopaedia of Napoleon's Europe (London 1984)
Park, S.J.; Nafziger, G.F.: The British Military. Its System and Organization, 1803–1815 (Cambridge 1983)
Parkinson, Roger: Blücher. Der Marschall «Vorwärts» (München 1976)
Richardson, Robert G.: Larrey. Surgeon to Napoleon's Imperial Guard (London 1974)
Roberts, Andrew: Napoleon and Wellington (London 2001)
Ders.: Waterloo. Napoleon's Last Gamble (London 2005)

Robinaux, Pierre: Journal de Route du Capitaine Robinaux, 1803–1832 (Paris 1908)

Rogers, Colonel H.C.B.: Napoleon's Army (Shepperton 1974)

Rothenberg, Gunther E.: The Art of Warfare in the Age of Napoleon (London 1977)

Schom, Alan: One Hundred Days. Napoleon's Road to Waterloo (London 1993)

Severn, John Kenneth: A Wellesley Affair. Richard Marquess Wellesley and the Conduct of Anglo-Spanish Diplomacy, 1809–1812 (Tallahassee 1981)

Shelley, Lady Frances: The Diary of Frances Lady Shelley, Bd. 1, 1787–1817, bearb. von Richard Edgcumbe (New York 1912); Bd. 2, 1818–1873, bearb. von Richard Edgcumbe (London 1913)

Strawson, John: The Duke and the Emperor. Wellington and Napoleon (London 1994)

Uffindell, Andrew; Corum, Michael: On the Fields of Glory. The Battlefields of the 1815 Campaign (London 1996)

Urban, Mark: Rifles. Six Years with Wellington's Legendary Sharpshooters (London 2003)

Weller, Jac: Wellington at Waterloo (London 1967)

Wise, Terence: Artillery Equipments of the Napoleonic Wars (London 1979)

The Waterloo Journal, bearb. von Ian Fletcher. Das Waterloo Journal erscheint dreimal im Jahr und wird

herausgegeben von der Association of Friends of the Waterloo Committee (www.waterloocommittee.org.uk) und A.S.B.L. Pour Les Études Historiques de la Bataille de Waterloo. Ich bin dem Journal zu Dank verpflichtet für viele anregende Artikel in den letzten Jahren.

Trotz intensiver Bemühungen ist es nicht gelungen, alle Originalquellen der deutschsprachigen Zitate von Zeitzeugen der Schlacht ausfindig zu machen. Verifizierte Zitate wurden aus Gründen der Quellentreue in der jeweiligen Rechtschreibung und Interpunktion belassen, die übrigen an die geltende deutsche Rechtschreibung angepasst.

Verzeichnis der Abbildungen

Die Seitenzahlen der Abbildungen beziehen sich auf die Printausgabe dieses Werkes

Bridgeman Images: S. 53: National Gallery, London, Großbritannien – S. 54: (oben) Louvre, Paris, Frankreich / Giraudon; (unten) Musée de l’Armée, Paris, Frankreich / Giraudon – S. 55: (oben) Musée National du Château de Malmaison, Rueil-Malmaison, Frankreich / Giraudon; (unten) Royal Collection Trust © Her Majesty Queen Elizabeth II., 2014 – S. 56: (oben) Musée de l’Armée, Brüssel, Belgien – S. 57: (oben) De Agostini Picture Library / G. Costa – S. 85: The Trustees of the Goodwood Collection – S. 111: Private Collection / Giraudon – S. 112f.: (oben) Private Collection / The Stapleton Collection; (unten) Musée de l’Armée, Brüssel, Belgien / Patrick Lorette / Giraudon – S. 143: Private Collection / The Stapleton Collection – S. 144: (oben) Private Collection / © Look and Learn – S. 145: (oben) Private Collection / The Stapleton Collection – S. 146 (oben) National Gallery of Victoria, Melbourne, Australien; (unten) Private Collection / The Stapleton Collection – S. 147: Brown University Library, Providence, Rhode Island, USA – S. 182: Private Collection / Photo © Mark Fiennes – S. 183: (oben) Private Collection /

The Stapleton Collection; (unten) Private Collection / Photo © Christie's Images – S. 184: (oben) Château de Versailles, Frankreich; (unten) Musée du Val-de-Grâce, Paris, Frankreich / Archives Charmet – S. 185: (oben) © The Bowes Museum, Barnard Castle, County Durham, Großbritannien; (unten) Private Collection / The Stapleton Collection – S. 212: (oben) Private Collection / The Stapleton Collection; (Mitte) R.S.A.F. Enfield Lock, Middlesex, Großbritannien – S. 213: Musée des Beaux-Arts, Bordeaux, Frankreich / Giraudon – S. 214: (unten) Château de Versailles, Frankreich – S. 215: Private Collection / The Stapleton Collection – S. 246: (unten) National Army Museum, London, Großbritannien – S. 247: (oben) Musée des Beaux-Arts, Reims, Frankreich / Roger-Viollet, Paris; (unten) © The Bowes Museum, Barnard Castle, County Durham, Großbritannien – S. 248f.: Private Collection – S. 280f.: Leeds Museums and Galleries (Leeds Art Gallery), Großbritannien – S. 282: (oben) © Samuel Courtauld Trust, The Courtauld Gallery, London, Großbritannien; (unten links) Royal Collection Trust © Her Majesty Queen Elizabeth II., 2014 – S. 309: (oben links) Private Collection / Topham Picturepoint; (unten) National Army Museum, London, Großbritannien – S. 346: (oben) Bibliothèque Marmottan, Boulogne-Billancourt, Paris, Frankreich / Giraudon; (unten) National Army Museum, London, Großbritannien – S. 347: (oben) Apsley House, The

Wellington Museum, London, Großbritannien; (unten) Private Collection / Photo © Christie’s Images – S. 378f.: Private Collection / Photo © Bonhams, London, Großbritannien – S. 380f.: Hamburger Kunsthalle, Hamburg, Deutschland – S. 382f.: (unten) Apsley House, The Wellington Museum, London, Großbritannien / © English Heritage Photo Library – S. 415: Musée de l’Armée, Brüssel, Belgien / Patrick Lorette – S. 416f.: (oben) Brown University Library, Providence, Rhode Island, USA; (unten) National Army Museum, London, Großbritannien – S. 418f.: Palace of Westminster, London, Großbritannien – S. 420: Deutsches Historisches Museum, Berlin, Deutschland / © DHM – S. 452f.: (oben) Musée de l’Armée, Brüssel, Belgien – S. 452: (unten) © Royal Hospital Chelsea, London, Großbritannien – S. 453: (unten) Puschkin-Museum, Moskau, Russland – S. 454: De Agostini Picture Library / G. Dagli Orti.

Andere Quellen: S. 7: Turner Worldwide – S. 56: (unten) © INTERFOTO / Alamy – S. 57: (unten) Getty Images / © The British Library Board – S. 86: (oben) © Musée historique de Lausanne; (unten) English Heritage / Mary Evans – S. 87: akg-images – S. 144: (unten) akg-images – S. 145: (unten) Getty Images / Art Media / Heritage Images – S. 212: (Mitte) © INTERFOTO / Alamy; (unten) © INTERFOTO / Alamy – S. 214: (oben) bpk – S. 246: (oben) © RMN-Grand Palais (Château de

Fontainebleau) / Gérard Blot – S. 282: (unten rechts) © Paris-Musée de l’Armée, Dist. RMN-Grand Palais / Pascal Segrette – S. 283: Edinburgh Castle, Great Hall / Eric Gaba – Wikimedia Commons user: Sting – S. 309: (oben rechts) © National Portrait Gallery, London, Großbritannien – S. 310f.: © National Museums Scotland – S. 382f.: (oben) akg-images / Erich Lessing – S. 459: Rijksmuseum, Amsterdam, Niederlande.